It. sing. 1081 rb/2

<36617771040012

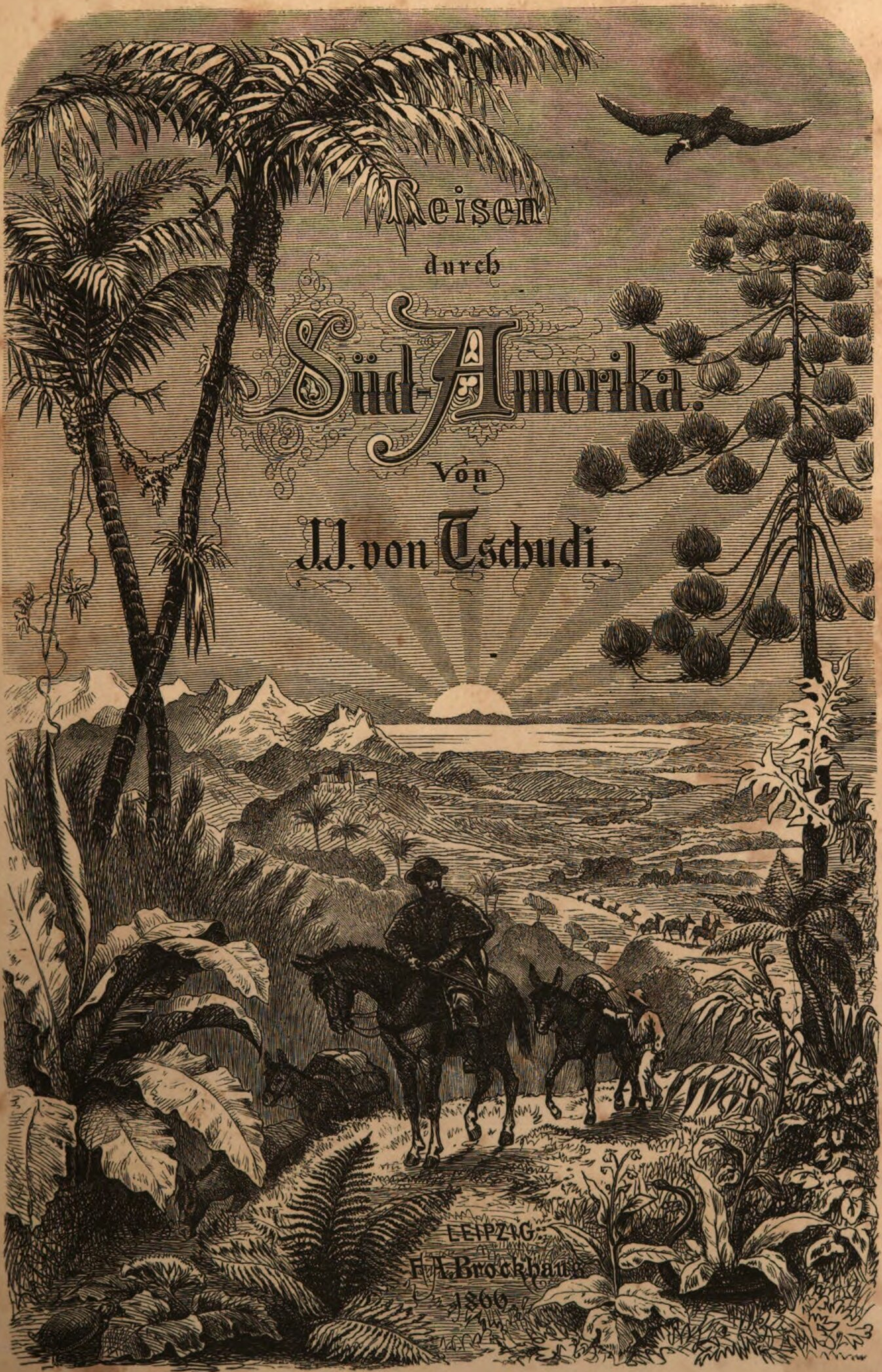
<36617771040012

Bayer. Staatsbibliothek

Reisen

durch

Südamerika.



F.A. BROCKHAUS X.A.

Reisen

durch

Südamerika.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

Zweiter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1866.

Ob/50/437

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen ausdrücklich vor.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhaltsverzeichniss des zweiten Bandes.

Erstes Kapitel.

Reise von Ouro-Preto nach Diamantina.

Seite

Die Stadt Ouro-Preto. — Lage. — Klima. — Geschichte. — Oeffentliche Gebäude und Anstalten. — Einwohner. — Friedrich Wagner. — Die Karte von Minas geraes. — Itacolumi. — Gelenkquarz. — Präsident. — Der Dichter der Marilia. — Marianna. — Morast. — Camargos. — Eine Mörderfamilie. — Weg nach Cattas altas. — Der Pfarrer. — Santa Barbara. — São Gonzalo de Rio abaixo. — Itabira do Matto dentro. — Herberge und Besuche. — Stadt. — Lavra de S. Anna. — Ungewitter. — Itambé. — Morro de Gaspar Soares. — Die Eisenhütten. — Camara. — Weg über den Berg Mata Cavallos. — Die Stadt Conceição. — Procession. — Catinga. — Eduardo. — Irrfahrt. — Rio do Peixe. — Verweigerte Gastfreundschaft. — Cidade do Serro. — Kirche. — Geistliche. — Nahrungsverhältnisse. — Culturpflanzen. — Zuckerrohr. — Neger. — Wahlen. — Ein deutscher Arzt. Strasse nach Diamantina. — S. Gonzalo do Serro. — Ankunft in Diamantina . 1

Zweites Kapitel.

Diamantina.

Gründung der Stadt. — Entdeckung der Diamanten. — Verwaltung der Diamantendistricte. — Schleichhandel. — Kirchen. — Plätze. — Spital. — Theater. — Häuser. — Gesellschaftliches Leben. — Personen. — Bodenverhältnisse. — Aussatz. — Einwohnerzahl. — Verkehr. — Früchte. — Alto da Cruz. — Eine verlassene Frau. — Im Gefängnisse. — Bedienung. — Die Diamantenlager. — Lavras do Rio. — Formationen. — Lavras do Campo. — Faiscadores. — Lavra von S. João do Barro. — Das Waschen der Diamanten. — Neger in den Lavras. — Diamanten nach ihrer Form, — Farbe, — Entstehung, — Gewicht. — Estrella do Sul. — Diamantenertrag. — Sincorá. — Fundorte. — Diamantenpreise. — Diamantenwerth. — Diamantenhandel. — Veranico . 94

Drittes Kapitel.

Reise von Diamantina nach den Urwäldern des Mucury.

Seite

Abreise von Diamantina. — Lavra do Palmital. — Mendanha. — Sklaventransport. — Hungersnoth in Bahia. — Rio Manso. — Ein Unzenjäger. — Rio Preto. — Fabrica do Bom fim. — Negerkinder. — Itanguá. — Hochzeit. — Córrego fundo. — Bereitung der Farinha von Mais. — Witterungsverhältnisse. — Zecken. — São João. — Strausse. — Roça de S. Lourenzo. — Tatús. — Capellinha. — Ungewitter. — Mord. — Schwurgerichte. — Brückenbau. — S. Pedro. Unfall. — Ameisenbär. — Jacintho das Neves. — Am Anstand. — Setubinha. — Waldlager. — Der Urwald. — Mucurystrasse. — Erste Begegnung mit den Botokuden. — Antonio Gomes. — Die Indianer Malali's. — Die Brüder Pego. — Marcelino Domingues. — Ankunft in Philadelphia . 167

Viertes Kapitel.

Aufenthalt in Philadelphia.

Expedition des Capitão Bento Lourenzo durch die Urwälder des Mucury. — Capitão Tomé. — Projecte zur Eröffnung einer Mucurystrasse. — Bildung der Mucurycompagnie, — ihre Privilegien, — ihre Leistungen. — Philadelphia. — Der Name. — Allerheiligenfluss. — Plätze. — Strassen. — Gebäude — Bewohner. — Colonisten. — Bicho. — Landwirthschaftliche Producte. — Fazendeiros. — Waldbäume. — Diamantensucher. — Wilde Indianer im Stromgebiete des Mucury. — Botokuden. — Wohnsitze. — Körperbau. — Zierathen. — Waffen. — Kunstfertigkeiten. — Feuerzeuge. — Nahrung. — Anthropophagen. — Religion. — Familienleben. — Hordenleben. — Feste. — Bildungsfähigkeit. — Arzneien. — Sprache. — Vergleich mit den Indianern der Anden. — Zukunft der Indianer. — Verhältniss der Botokuden zur ehemaligen Mucurycompagnie. — Bemerkungen über die Zukunft der Colonie. — Missionare. — Rassenvergleichung. — Eine Jagd. — Der Brasilianer als Jäger. — Jagdliteratur. — Waarentransport auf der Mucurystrasse 226

Fünftes Kapitel.

Rückreise nach Rio de Janeiro.

Abreise von Philadelphia. — Monte Christo. — Estrema. — Ribeirão de Saudade. — Canna brava. — Córrego d'Ouro. — Ein paar Familien im Urwalde. — Die Colonisten von Madeira. — Die Militärcolonie am Urucú. — Indianer in der Militärcolonie. — Begegnung mit den Indianern Shiporok's. — Die Chinesen am Mucury. — Strasse. — Ribeirão da Caja das Pedras. — Ribeirão das Pedras. — Preussische Sträflinge. — Colonie Novo Milano. — Gazanelli. — Weg nach Santa Clara. — Colonisten von Terceira. — Cachoeira de Santa

Seite

Clara. — Indianerhäuptling Porokum. — Fahrt auf dem Mucury. — Paredes. — Kranke Colonisten. — São José Grande, — blutiges Drama daselbst. — Verrath an den Indianern. — São José do Porto Alegre. — Fernere Schicksale der Mucurycompagnie und Dr. Robert Avé-Lallemant's Thätigkeit am Mucury. — Ausflug nach Caravellas, — Aufenthalt daselbst. – Fahrt nach der Barre de Peruipe. — São José da Colonia Leopoldina. — Die Colonie Leopoldina. — Villa Viçosa. — Rückfahrt auf dem Dampfer Peruipe. — Rückreise nach Rio de Janeiro. – Der Dampfer Ceres. — Der Kapitän des Peruipe. — Die Bai Victoria. — Die Stadt. — Das Kloster Nª. Sª. da Penha. — Ankunft in Rio de Janeiro 306

Verzeichniss der Holzschnitte und Karten des zweiten Bandes.

1. Separat gedruckte Holzschnitte.

	Seite
Titelbild.	
Diamantina	121
Diamantenwäscherei am Ribeirão do Inferno	140
Philadelphia am Rio de Todos os Santos	238

2. In den Text gedruckte Holzschnitte.

Initial O (Flussübergang im Gebirge)	1
Der Gipfel des Itacolumi von Ouro-Preto aus gesehen	13
Initial E (Verschieden geschliffene Diamanten)	94
Der Besuch in einer Hängematte	116
Aepfel	118
Jambo	119
Diamant in Cascalho	132
Diamant in Itabirit	135
Karte der Diamantlager in Sincorá	156
Wie Diamanten in Papier eingewickelt werden	164
Initial A (Auf dem Anstande)	167
Bereitung der Farinha von Mais	184
Hütten in Setubinha	205
Nachtlager im Urwalde	208
Initial M (Botokudenfamilie)	226
Das protestantische Bethaus in Philadelphia	237
Beil	260
Ohrholz	269
Botokuden	270
Indianerin mit Stirnband	272
Collier aus Schweinsklauen	273
Armband einer Botokudin	273
Pfeile und Bogen	274
Keule	976
Ein Indianer Feuer machend	277
Wachskerzen der Botokuden	281
Eine bettelnde Botokudin	297
Initial W (Fahrt auf dem Mucury)	306
Schädel des Porokum	328
Caravellas	361
Kloster N^{a}. S^{a}. da Penha	375
Eingang in die Bai von Rio de Janeiro	381

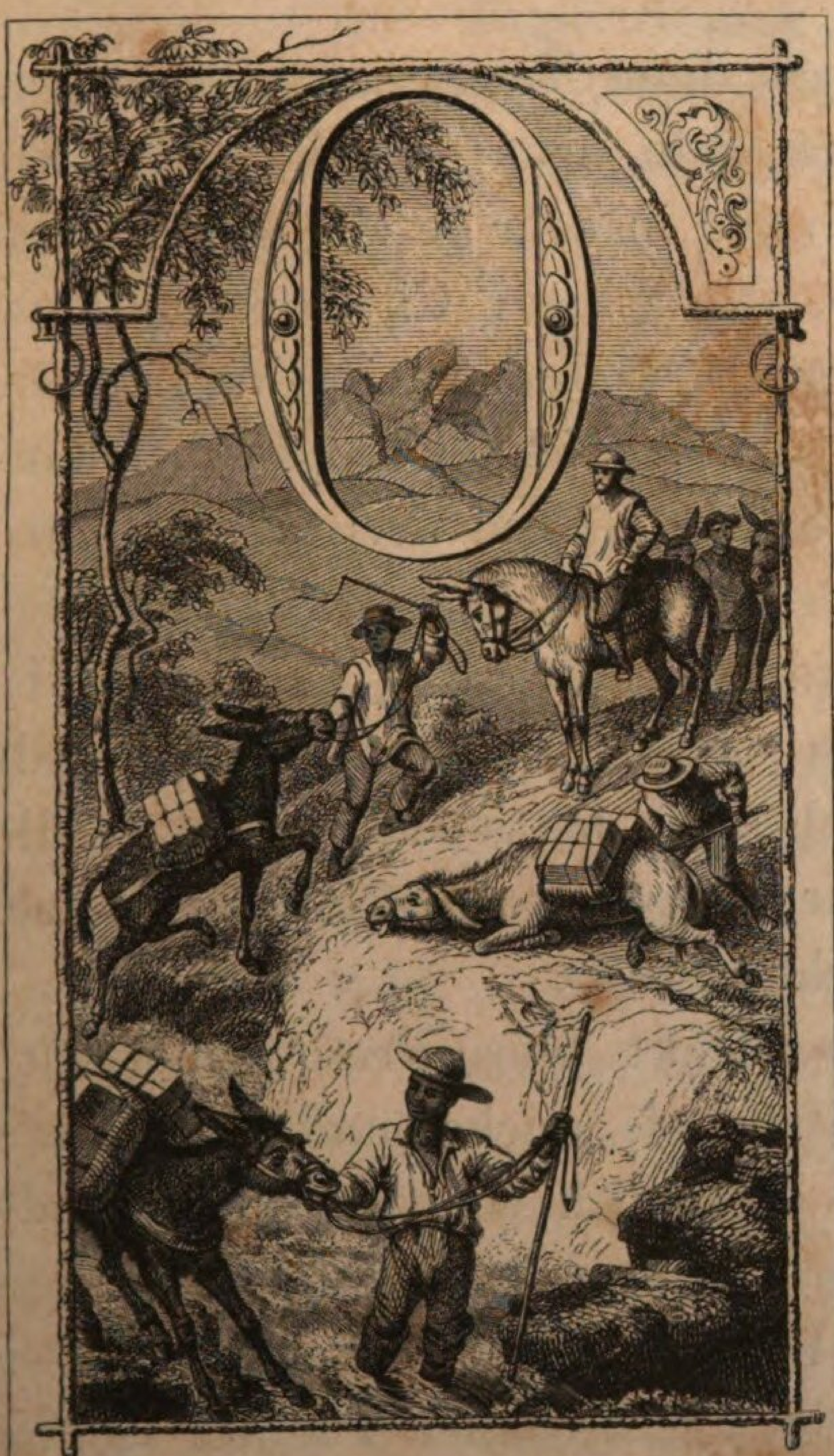
3. Karte.

Plan der Colonien und der Chacaras von Philadelphia	246

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erstes Kapitel.

Reise von Ouro-Preto nach Diamantina.



Ouro-Preto liegt nach *Halfeld* unter 20° 24′ 6″ südl. Br. und 0° 16′ 54″ westl. Länge von Pão d'Azucar in der Bai von Rio de Janeiro (erster Meridian für die Sternwarte der brasilianischen Hauptstadt) oder 45° 51′ 37″ westl. L. von Paris, also etwas westlich von Rio de Janeiro.[1]) *Eschwege* hat für den Palastplatz eine verticale Höhe von 3760 engl. Fuss ü. M. gefunden. Trotz der Lage innerhalb der Wendekreise und der nicht beträchtlichen Erhebung über dem Meere hat Ouro-Preto doch ein verhältniss-

[1]) Nach v. Eschwege 20° 23′ 56″; nach St.-Hilaire 20° 25′ 30″. Die Längenangaben differiren bedeutend; die obenangeführte von Halfeld dürfte die richtigste sein. Das Fort Villagaignon in der Bai von Rio de Janeiro liegt 22° 54′ 3″ südl. Br., 45° 30′ 0″ westl. L. ($3^h\ 2^m\ 0^s$) nach Littrow's „Ortsbestimmungen".

mässig rauhes und kaltes Klima, besonders während der trockenen Jahreszeit. Das ziemlich vegetationslose Gebirge und die durch dasselbe bedingte Hauptrichtung des Windes mögen wol viel dazu beitragen. Heftige und sehr anhaltende Regen charakterisiren die Sommer-, Morgennebel mit niedriger Temperatur die Wintermonate. In diesen sinkt das Thermometer oft so tief, dass sich die Gewässer mit einer dünnen Eiskruste bedecken. Verbürgten Angaben zufolge schneite es sogar den 29. Juni 1843 in grossen Flocken, wol ein seltener Fall; hingegen kommt Hagel ziemlich oft vor.

Es ist leicht einzusehen, dass diese Temperaturverhältnisse dem Gedeihen der Tropenfrüchte nicht sehr günstig sind; wir finden daher auch in Ouro-Preto nur in sehr geschützten Gärten einzelne Kaffeebäume, Bananen, Apfelsinen, Citronen und zuweilen auch Ananas von sehr untergeordneter Qualität, besser und häufiger Quitten, Pfirsiche und Aepfel. Europäischen Gemüsen sagt das Klima zu. Kartoffeln können dreimal im Jahre geerntet werden; Kohl gedeiht vortrefflich und in grösster Ueppigkeit, ebenso Salat, Spinat, Sauerampfer, Kürbisse, Bohnen, Mais. Sie werden auch nur in Gärten cultivirt, denn um die Stadt kann keine ordentliche Landwirthschaft betrieben werden. Alle Lebensbedürfnisse, mit Ausnahme einiger Horticulturerzeugnisse, müssen aus der Ferne hergebracht werden.

Bedeutenden Goldgruben verdankt Ouro-Preto seine Entstehung und seinen einstigen Glanz als reiche und bevölkerte Stadt. Hand in Hand mit der allmählich schwindenden Goldausbeute ging auch ihre Decadenz. Um das Jahr 1699 drangen Antonio Diaz von Taubaté, der Priester João de Faria von der Insel São Sebastião und die beiden Paulistaner Thomas Lopez de Camargos und Francisco Bueno da Silva bis zum Gebirgsstock des Itacolumi vor und entdeckten da, wo jetzt die Stadt liegt, bedeutende Goldlager. Bald sammelte sich eine grössere Anzahl Abenteurer, um dieselben auszubeuten. Von der dunkeln Farbe des Goldes erhielt der Ort den Namen Ouro-Preto (schwarzes Gold). Antonio Diaz, das Haupt der Expedition, liess im Thale unweit des Flüsschens Riberão do Ouro-Preto eine Kirche

bauen und weihte sie Nossa Senhora da Conceição, bald nachher wurde auch von andern glücklichen Goldgräbern höher am Berge gelegen eine zweite Kirche mit der Invocation Nossa Senhora do Pilar gegründet und wenige Jahre später war die Bevölkerung so sehr angewachsen, dass sie in zwei Kirchspiele, die Freguesia Antonio Diaz und die Freguesia Ouro-Preto, getheilt werden musste.

Es scheint, dass die Masse der ersten Ansiedler ein böses Gesindel war. Diebstahl, Raub und Mord waren durch lange Jahre an der Tagesordnung, jede Achtung vor dem Gesetze vernichtet; kein Regierungsbeamter vermochte sein Ansehen geltend zu machen. Zwei Parteien, in die sich die Bevölkerung geschieden hatte, führten einen wahren Vernichtungskrieg, der vorzüglich von den Jesuiten angefacht und am heissesten von Manoel Nunes Vianna unterhalten wurde. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen von seiten der Regierung, diesem ungesetzlichen Zustande Einhalt zu thun, gelang es endlich dem Generalgouverneur der Capitanien Rio de Janeiro und São Paulo im Jahre 1709, einigermassen Ordnung und Ruhe herzustellen. Zwei Jahre später wurden die beiden Kirchspiele durch königliche Ordre vom 18. Juni 1711 zum Flecken unter dem Namen *Villa Rica* do Ouro-Preto erhoben. Der unruhige Geist der Mineiros fand aber bald wieder Gelegenheit zu neuen Empörungen. Als im Jahre 1719 auf Befehl aus Lissabon in Minas mehrere königliche Goldschmelzereien und in Villa Rica ein Münzamt errichtet werden sollten, widersetzten sich über 2000 Bewaffnete diesem Befehle, zerstörten die Wohnung des ersten Regierungsbeamten und liessen sich andere schwere Excesse zu Schulden kommen. Das kluge Verfahren des damaligen Gouverneurs, Grafen von Assumar, verhinderte eine weitere Ausbreitung der Empörung. Glücklicherweise war unterdessen auch die Regierung zur Einsicht gelangt, dass bei der stets wachsenden Bevölkerung in den Minendistricten und der ungeheuern Ausdehnung dieses Hinterlandes eine Administration desselben wie bisher in Vereinigung mit der Generalcapitania von S. Paulo nicht mehr durchführbar sei. Durch königliches Decret vom 3. December 1720 wurden

daher jene als eigene Generalcapitania unter dem Namen Minas geraes (allgemeine Minen) von der von S. Paulo getrennt und Villa Rica zur Hauptstadt der neuen Capitania ernannt. Dies schmeichelte den Gemüthern und beruhigte sie. Den 28. August 1721 hielt der neue Gouverneur, D. Lourenzo d'Almeida, seinen Einzug in Villa Rica und von dieser Zeit an datirt sich eine geregelte Entwicklung der Stadt. Das Münzamt wurde nun ohne Opposition gebaut, aber 1735 wieder aufgelassen, das Spital Misericordia gegründet, der Regierungspalast aufgeführt, neue Kirchen errichtet, kurz mit dem steigenden Goldgewinne der Flecken zu einer reichen und bevölkerten Ortschaft umgewandelt. Noch einmal sollte jedoch im Laufe des nämlichen Jahrhunderts die Fahne des Aufruhrs in Villa Rica aufgepflanzt werden. Das Jahr 1789 war zum Ausbruche einer grossen Verschwörung, bekannt unter dem Namen „Der Hochverrath von Minas“ (a inconfidencia em Minas geraes) bestimmt, deren Zweck die Unabhängigkeit der Generalcapitania war. An der Spitze standen eine grosse Anzahl ausgezeichneter Rechtsgelehrten, Beamte, Literaten und Offiziere, obenan der Cavalerielieutenant Joaquim José da Silva, allgemein bekannt unter dem Beinamen Tira-dentes (der Zahnreisser). Die Verschwörung wurde durch Verrath entdeckt; einem Theile der Compromittirten gelang es zu entfliehen, 33 aber wurden gefangen nach Rio de Janeiro abgeführt, wo die meisten nach mehr als zweijähriger Untersuchungshaft zur Deportation nach Angola, Tira-dentes aber zum Galgen verurtheilt wurde. Sein Leichnam wurde geviertheilt, die Stücke in Ouro-Preto ausgestellt, sein Haus daselbst geschleift, der Boden mit Salz bestreut und ein Pranger an dessen Stelle errichtet. Heute wird Tira-dentes als Vorkämpfer der brasilianischen Unabhängigkeit, als Märtyrer der Freiheit geehrt.

Während des Unabhängigkeitskrieges, nach Abreise des Königs João VI. aus Brasilien (26. April 1821), vereinigte sich in Villa Rica die Provinzialjunta von Minas geraes, und zeigte eine Zeit lang die Absicht, die Provinz als unabhängigen Staat zu erklären. Dies bewog den Prinzregenten Dom Pedro I. im März 1822, eine Reise nach jener Provinzialhauptstadt zu machen und

es gelang ihm, durch seine persönliche Erscheinung und durch zweckmässige und vernünftige Massregeln die aufgeregte Bevölkerung zu besänftigen. Während seiner Anwesenheit daselbst ertheilte er dem Flecken den Titel und die Prärogative einer Stadt mit ihrem ursprünglichen Namen Cidade do *Ouro-Preto*. Durch königliches Decret vom 20. März 1823 wurde diese Verleihung bestätigt und noch das Prädicat „kaiserlich" (Cidade Imperial) beigefügt.

Ouro-Preto ist zu drei verschiedenen malen nach revolutionären Bewegungen im Range erhöht worden; gewiss ein fast einzig dastehender Fall. Das erste mal wurde es nach einem Bürgerkriege zum Kirchspiel, das zweite mal nach einem offenen, gewaltthätigen Aufstande gegen die Regierungsverordnungen zum Flecken (Villa) und das dritte mal nach offen erklärten particularistischen, republikanischen Gelüsten zur Stadt erhoben. Noch zweimal in den Jahren 1834 und 1842 gaben sich in Ouro-Preto republikanische Zuckungen kund, sie wurden aber bald unterdrückt.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nahm die Goldausbeute in der Umgebung der Stadt ab. Die Lager waren grösstentheils erschöpft, die noch einigermassen einträglichen wurden irrationell betrieben. Die Abnahme dauerte stetig fort. Ihr folgte Verarmung der Bevölkerung, Decadenz und Entvölkerung der Stadt. Grossartig angefangene öffentliche Bauten blieben unvollendet, schon vollendete wurden vernachlässigt und fast ihrem Ruin preisgegeben.

Dies ist in flüchtigen Umrissen die Geschichte der Stadt Ouro-Preto, deren Inneres wir uns etwas genauer betrachten wollen.

In dem höher gelegenen östlichen Theile der Stadt auf einem etwas von Norden nach Süden geneigten Platze, wie schon oben bemerkt, nach von Eschwege etwas über vierthalbtausend Fuss über M., steht der Regierungspalast von düsterm, castellartigem Ansehen. Es ist ein einfaches zweistöckiges Gebäude, das von einer Mauer mit Thürmchen und Schiessscharten umgeben ist. Nach hinten ist die ehemalige königliche Schmelzerei mit ihm in

Verbindung. Das Innere des Palastes entspricht seinem Aeussern. Die Säle wie die übrigen Gemächer sind äusserst einfach ohne irgendeinen architektonischen Schmuck. Die Präsidentenwohnung steht hinsichtlich des Ameublements hinter der irgendeines wohlhabenden Privatmannes.

Auf einer zweiten Seite des Platzes, der Rua nova gegenüber, liegt das Rathhaus (Casa da camara municipal), das erst 1837 vollendet wurde und im Rufe des schönsten Gebäudes der Provinz Minas geraes steht. Es bildet ein Rechteck, dessen eine schmale Seite die Front mit einer Freitreppe und einem Balkon. Die Langseiten zählen je elf Fenster, worunter zwei blinde. Das Gebäude ist mit einem ziemlich hohen Thürmchen mit einer Uhr geziert. Man könnte in der That dieses Stadthaus schön nennen, wenn es nicht in seinem Parterre durch eine Reihe ziemlich roh vergitterter Fenster verunstaltet wäre. Fast in allen Rathhäusern Brasiliens ist der grösste Theil des Parterre für die Gefängnisse (cadeia) bestimmt. In Ouro-Preto sind sie gegenwärtig gut und zweckmässig, waren es aber früher nicht; denn 1847 brachen auf einmal 72 Gefangene aus und machten auf lange Zeit die Gegend unsicher. Die Kettensträflinge sind von den übrigen zu leichten Strafen Verurtheilten geschieden. Jene, je zwei an eine etwa eine Klafter lange Kette geschlossen, müssen Strassen reinigen, Erdarbeiten ausführen u. s. f., diese werden in gemeinschaftlichen Sälen in verschiedenen Handwerken und Handarbeiten unterrichtet. In den Localitäten herrscht Ordnung und Reinlichkeit.

An der Stelle des früher mit Kugel und Schwert gezierten Prangers (pelourinho), an dem die öffentlichen Auspeitschungen vorgenommen wurden, steht gegenwärtig ein Brunnenbecken. Er wurde 1857 beseitigt.

Neben dem Rathhause liegt auf einem freien Platze die einfache, aber hübsche Kirche Nossa Senhora do Carmo. Ouro-Preto zählt nicht weniger als 15 Kirchen nebst einigen Kapellen. Die reichste innere Ausschmückung, die aber nicht gerade Zeugniss eines guten Geschmacks gibt, und werthvollsten Paramente haben die beiden Parochialkirchen N^{a}. S^{a}. do Pilar und N^{a}. S^{a}.

da Conceição. In architektonischer Beziehung, an Ernst und Würde nimmt die Kirche des heiligen Franciscus von Assisi im Stadttheil Rosario den ersten Platz ein. Das Schiff ist im Verhältniss zu den äussern Proportionen des Tempels etwas zu schmal, da längs jeder Langseite desselben ein Corridor verläuft, der sich in die Sacristei eröffnet; diese nimmt die ganze Breite des hintern Theiles der Kirche ein. Ueber dem Haupteingange befindet sich der Chor. Im Presbyterium steht über dem hübschen steinernen Hauptaltare der heilige Franciscus Seraphicus aus Stein gehauen. Die Kuppel ist mit ziemlich guten Frescomalereien geziert. Höchst selten findet man in einer brasilianisehen Kirche ein gemaltes Altarblatt; ganz allgemein vertritt dessen Stelle eine Statue des Kirchenpatrons. Ein Kunstwerk trifft man unter diesen Statuen nie. Sie sind, oft kaum 2—3 Schuh hoch, meistens roh aus Holz oder Stein sculpirt, häufig blosse Gipsfiguren. Die brasilianischen Kirchen machen deshalb auch im Vergleich zu den europäischen einen kalten, nackten Eindruck, der noch dadurch vermehrt wird, dass gewöhnlich auch Bänke und Stühle fehlen. Die Kirchenbesucher, wenigstens der weibliche Theil, lassen sich Teppiche nachtragen, auf denen sie während des Gottesdienstes kauern; die ärmere Klasse lässt sich auf den blossen Fussboden nieder. Die Männer stehen.

Im Schiffe sind sechs Seitenaltäre, ein schönes Taufbecken und zwei einander gegenüberstehende, hübsch ausgeführte Kanzeln angebracht. Die Figuren sind in Speckstein gemeisselt, im ganzen genommen mit Fleiss und Kunstsinn ausgeführt und insofern interessant, als sie von einem Mulatten gearbeitet sind, dessen beide Hände vollkommen verkrüppelt waren. Hammer und Meissel mussten ihm an die Vorderarme gebunden werden. Die beiden runden, eine hohe Giebelfront einrahmenden Thürme sind mit Kupfer gedeckt. Neben der Kirche befinden sich in einem niedrigen Gebäude die Katakomben.

Eine dem heiligen Franciscus de Paula geweihte Kirche ist zwar seit langen Jahren angefangen, aber immer noch unvollendet. Es fehlen ihr vorzüglich noch die beiden projectirten Thürme.

Auffallend von dem gewöhnlichen brasilianischen Kirchentypus abweichend ist die Igreja de Nossa Senhora do Rosario, da sie, wenngleich in ihrer Ausführung dem Renaissancestile angehörend, doch sehr an den byzantinischen Stil erinnert. Sie ist rund; die beiden runden Thürme reichen nur um ein Drittel der Höhe des Schiffes über das Mittelgebäude empor, jeder trägt vier kleine Thürmchen. Die hübsche Giebelfront ist mit zwei Thürmchen und einem hohen Kreuze geziert. Zu den drei roth angestrichenen Kirchthüren führen grosse gewölbte Eingänge, die mit ebenfalls roth angestrichenen, hölzernen, circa drei Fuss hohen Gittern abgesperrt sind. Ueber dem Eingange in der Front sind drei Fenster mit steinernen Brustwehren und Balkon. Im untern Theile der Thürme sind ebenfalls drei vergitterte Fenster angebracht. Das Schiff ist rund, ebenso das Presbyterium. Unter den erwähnenswerthen öffentlichen Gebäuden darf das Theater kaum mit angeführt werden. Es steht wenige Schritte von der Haupttreppe der Kirche N^a^. S^a^. do Carmo und ist ein kleines, unansehnliches Haus mit zwei Thüren, in der Mitte beider ein Fenster. Nur selten wird da gespielt. Die von den Kammern votirte Subvention reicht nicht hin, um eine ordentliche Schauspielertruppe zu bezahlen. Hinund wieder vereinigen sich einige Dilettanten oder herumziehende Komödianten, um eine Reihe von Vorstellungen zu geben, bei denen gewöhnlich aus Mangel am nöthigen Personale Männer die Frauenrollen übernehmen.

Ouro-Preto zählt etwa 16 öffentliche Brunnen, von denen einige hübsch gearbeitet sind und mehrere Brücken über den Riberão d'Ouro-Preto von untergeordneter Bedeutung. Das vor circa 140 Jahren gegründete Hospital da Misericordia lässt in jeder Beziehung vieles zu wünschen übrig. In den Jahren 1836 und 1845 wurde die Präsidentschaft durch Kammerbeschlüsse ermächtigt, ein dringend nöthiges Spital für Aussätzige zu gründen. Die bewilligten pecuniären Mittel waren aber so geringfügig bemessen, dass bis zum Jahre 1860 diese Heilanstalt noch nicht errichtet werden konnte.

Die öffentliche Bibliothek war bis 1853 im höchsten Grade

vernachlässigt. Dem damaligen Präsidenten Carlos Carneiro do Campos gelang es, ein Gesetz zur Reorganisation dieser Anstalt und etwas grössere Subsidien zu erwirken. Durch Ankauf zweckmässiger Werke in Europa wurde die Bibliothek etwas gehoben. Im Provinzialbauamte (Secretaria do Repartição das obras publicas) wird eine kleine Mineraliensammlung aufbewahrt. Sie schliesst nur einige wenige interessante Stücke ein, die meisten sind von sehr geringer Bedeutung.

Eine Provinzialbuchdruckerei (Typographia provincial) druckt das Regierungsorgan (Correio official), den Rechenschaftsbericht (Relatorios) der Präsidentschaft u. s. f. Zu erwähnen sind noch eine Filiale der Bank von Brasilien und eine auf Actien gegründete Sparkasse (caixa economica).

Der öffentliche Unterricht liegt in Ouro-Preto noch sehr danieder. Elementarschulen sind zwar in hinreichender Menge vorhanden und wie die untern Schulen in Brasilien im allgemeinen ziemlich gut; mit den höhern Lehranstalten ist es dagegen um so schlechter bestellt. Privat- und öffentliche Collegien sind gewöhnlich nach kurzem Bestehen wieder eingegangen. Der letzte Versuch der Errichtung eines Gymnasiums fand im Jahre 1854 statt durch Gründung des Lyceo mineiro, aber bald siechte auch dieses trotz der Anstrengungen verschiedener Präsidenten so sehr dahin, dass wiederholt der Provinziallandtag dessen Aufhebung berieth.

Im Jahre 1839 decretirte die Kammer die Gründung eines botanischen Gartens, eine halbe Legoa von der Stadt entfernt. Er sollte in erster Reihe als Musterschule für Theecultur dienen. Ein Jahr später verordnete ein neues Gesetz, dass mit demselben eine landwirthschaftliche Schule zum Unterricht für Waisenknaben vereint werden solle. Dieser letzte Beschluss ist nie erfolgreich realisirt worden. Gegenwärtig werden dort einige Medicinalkräuter gebaut und mit Hülfe einer Anzahl Sklaven etwas Theecultur und Bienenzucht getrieben. Ein vierteljährlicher Ausweis über die Theeproduction und deren Verkauf zeigte folgendes Resultat:

1857.

October	Vorhandener Thee	100 Arrobas.
November	in diesem Monate gewonnener Thee .	4 „
December	„ „ „ „ „ .	4 „
		108 Arrobas.

1857.

October	An Francisco Lopez de Aguiar für Rechnung der Provinzialschatzkammer übergeben . .	1 Arroba	15	Pfd.
November	„ „ „ „	1 „	19	„
December	„ „ „ „	— „	21	„
		3 Arrobas	23	Pfd.
Verbleiben den 1. Januar 1858 im Depot		104 Arrobas	9	Pfd.

Der Thee dieser Musterschule zeichnet sich aber weder durch eine sorgfältigere Cultur oder Trocknung, noch durch sein Aroma im geringsten vor dem auf Privatfazendas von Minas und São Paulo gewonnenen aus.

Die Einwohnerzahl von Ouro-Preto wird sehr verschieden, von 6—9000 Seelen, angegeben. Die beiden Kirchspiele, in die die Stadt zerfällt, mit der umliegenden, ihnen zugetheilten Bevölkerung dürften 8500—9000 Bewohner zählen, die Stadt selbst soll deren nur 6000 haben. Da, wie schon bemerkt, der Goldgewinn beinahe gänzlich aufgehört hat, in der Umgegend der Stadt weder Agricultur noch Viehzucht in nennenswerthem Masse getrieben werden, keine Industrie existirt und der Handel nur ein sehr unbedeutender ist, so wäre Ouro-Preto von seiner einstigen Bedeutung wahrscheinlich noch tiefer gesunken, wenn es nicht Regierungssitz wäre und also alle Vortheile, die für eine Bevölkerung mit einem solchen verknüpft sind, der Stadt zugute kämen.

Nach meiner Ankunft in der Provinzialhauptstadt war meine erste Sorge, mir einen neuen Camarada zur Weiterreise zu verschaffen. Der Neger *Ignacio*, der von Barbacena bis hierher meine vollste Zufriedenheit erworben hatte, konnte mich, so sehr er es auch wünschte, nicht weiter begleiten. Er besass ein

kleines Heimwesen und musste zur Saatbestellung seiner Felder zurückkehren. Der thätigen Mitwirkung einiger Kaufleute, an die ich empfohlen war, gelang es auch, mich mit einem neuen Diener zu versehen.

Ich suchte gleich den ersten Tag Herrn Friedrich *Wagner*, den Geographen der Provinz auf, den ich emsig mit dem Durchpausiren der grossen Karte von Minas beschäftigt fand. Herr Wagner, dem ich eine herzliche Aufnahme und manche werthvolle Aufschlüsse verdanke, war von sächsischen Aeltern in Böhmen geboren. Er hatte als Lieutenant die Feldzüge von 1813 bis 1815 in der österreichischen Armee mitgemacht. Nach dem Frieden widmete er sich dem Bergbau, reiste später nach Brasilien, wo er zuerst als Ingenieur verwendet, später zum Geographen der Provinz Minas geraes mit 1600 Milreis jährlichem Gehalt ernannt wurde.

In dieser bescheidenen Stellung lebte er lange Jahre in Ouro-Preto, wo er 1861 starb. Seine Hauptaufgabe war die Ausarbeitung einer grossen topographischen Karte dieser gewaltigen Provinz, die Herr Halfeld in den Jahren 1836—1855 im Regierungsauftrage aufgenommen hatte. Herr Wagner hat mit grossem Fleiss und mit der gewissenhaftesten Benutzung des Materials die Karte im Masstabe von 1:2,000000 ausgeführt. Sie ist die genaueste und ausführlichste, die über irgendeine brasilianische Provinz existirt. Durch Vermittlung von Herrn Halfeld erhielt Herr Justus *Perthes* in Gotha im Jahre 1860 ein Exemplar dieser Manuscriptkarte und liess sie bei seinem unermüdlichen Eifer für Förderung geographischer Kenntnisse in seiner Anstalt durch Stich vervielfältigen, um sie auch einem grössern Publikum zugänglich zu machen.[1])

In dem Rechenschaftsberichte des Präsidenten der Provinz Minas geraes vom Jahre 1862 finde ich unter der Rubrik „Carta

[1]) Die brasilianische Provinz Minas geraes von J. J. v. Tschudi mit Originalkarte nach den officiellen Aufnahmen des Civilingenieurs H. G. F. Halfeld, 1836—1855 unter Benutzung älterer Vermessungen und Karten, gezeichnet von Friedrich Wagner. Ergänzungsheft Nr. 9 zu Petermann's Geographischen Mittheilungen.

geographica da provincia" die Mittheilung, dass infolge eines Contractes vom 17. December 1861 der Ingenieur *H. Gerber* sich verpflichtet habe, in einer der bekanntesten Anstalten Europas eine von ihm organisirte Karte der Provinz im Masstabe von 1:1,500000 lithographiren zu lassen und dieselbe mit gedruckten geographischen und statistischen Noten zu begleiten und zwar zum Preise von 3:500 Milreis (circa 2560 Thaler pr. Court.).[1])

Wenn einmal die Karte von Herrn Gerber publicirt ist, so werden wir beurtheilen können, wieviel von seinen eigenen Arbeiten darin enthalten ist. Herr Gerber, den ich bei Herrn Wagner kennen lernte, ist Provinzialingenieur mit 6000 Milreis Gehalt. Seinem Wirkungskreise ist vorzüglich der nördliche Theil der Provinz zugewiesen.

Erst den zweiten Tag meines Aufenthaltes in Ouro-Preto erblickte ich abends den gegenüberliegenden *Itacolumi*. Er war bisher von schwarzen, dicken Wolken verhüllt gewesen. Sein Anblick überraschte mich. Das nackte, zerklüftete Gestein, die mit spärlicher Vegetation bedeckten Abhänge, der zugespitzte, seitlich stark geneigte Felsenkegel, von dessen Basis ein zweiter kleiner, fast säulenförmiger Felsen in entgegengesetzter Riehtung absteht, stellen zusammen ein gar eigenthümliches, seltenes Bild dar. Der nachfolgende Holzschnitt zeigt den Gipfel des Berges von der Stadt aus gesehen. Er ist nach einer Zeichnung, die mir Herr H. Gerber gab, angefertigt. Kaum eine halbe Stunde lang war mir der Anblick des Berges gegönnt, als schon wieder dichte Nebel daherjagten und sich um seine Spitze lagerten. Um $\frac{1}{2}$7 Uhr wurde er noch einmal für kurze Zeit rein. Dann sah ich ihn von Ouro-Preto aus nicht mehr. An einem beabsich-

[1]) Por contracto firmado em 17 de Decembro do anno passado compromettense o Engenheiro H. Gerber a mandar litografar em um dos estabelecimentos mais accreditados da Europa a carta geographica da Provincia que elle organizou em escala de 1:1,500000 não so em vista dos dados escolhidos por ocasião de desempenhar as diversas commissões que lhe forão confiados pelo governo, como tambem colligindo os trabalhos existentes no archivo publico. Alem disso o mesmo engenheiro obrigouse a mandar imprimir os noções geographicos e estadisticas que devem acompanhar a carta, tudo pela quantia de 3:500 Milreis.

tigten Besuche des Berges, dessen Besteigung eine leichte ist und die sogar auf ziemlich schlechten Wegen fast bis zur Spitze zu Pferde möglich ist, wurde ich durch die täglichen heftigen Regengüsse leider verhindert.



Gipfel des Itacolumi von Ouro-Preto aus gesehen.

Die höchste Spitze des Itacolumi ist die linke Zacke neben der muldenförmigen Ausbuchtung des Berges, nicht aber das geneigte kegelförmige Horn. Nach den Messungen des Herrn v. Eschwege, der sich eine Reihe von Jahren als königl. portugiesischer Ingenieuroberst und Oberberghauptmann in Ouro-Preto aufgehalten hat, beträgt die Höhe der Bergspitze 5720 englische Fuss über M.; v. Spix und v. Martius fanden nach ihrer Berechnung 5368 französische Fuss.

Im grossen Felsen soll sich eine sehr weite Kluft befinden; auch der kleine hat gegen die Spitze zu an der gegen den grossen gerichteten Seite einen etwa vier Fuss breiten Spalt. Hier hat mehrere Jahre ein Spanier als Einsiedler gehaust. Unter dem Volke hiess es, er sei ein Spion vom damaligen Präsidenten der La Platastaaten Don Manuel Rosas. Mit Recht kann man fragen, was er dort, eine Meile von der Hauptstadt dieses Hinterlandes entfernt, zu spioniren gehabt hätte, was für Rosas von politischem Interesse gewesen wäre?

Die alten Indianer nannten den Berg wegen seiner eigenthümlichen Felsenbildung *Itacolumi*, der „Stein mit seinem Sohne". Dieser Name ist ihm geblieben.

Der bekannte Geologe, Dr. *Heusser*, hat im Jahre 1859 den Itacolumi bestiegen. Aus seinen interessanten Mittheilungen über die geologischen Verhältnisse dieses Gebirges will ich hier die folgende Schilderung der Spitze des Gebirgsstocks beifügen (Petermann's Mittheilungen 1859, Heft XI, S. 453): „Für den ganzen Stock ist charakteristisch das Hervortreten einer Unzahl kahler, meist nach derselben Seite (West) gerichteten Felsenspitzen, deren Entstehung nur der Verwitterung zugeschrieben werden kann und die ihre schönste und mannichfaltigste Ausbildung auf dem speciell so genannten Itacolumi erhalten haben. Auf der Höhe des Hauptstockes breitet sich zwar kein eigenes Plateau aus, wohl aber führt ein sanft ansteigender Abhang zu der höchsten Erhebung hin. Diese bildet einen wiederum mit sehr steilen Wänden ansteigenden breiten Rücken, einen ‚Boden', der aber keineswegs eben, sondern mit Felsentischen, schwankenden Steinen, überhaupt Gestalten wie in Granitgegenden bedeckt ist. Neben diesem Boden erhebt sich auf der Ostseite ein gewaltiger überhängender Felsen (auch nach Westen gerichtet wie jener kleinere), ein Zahn, ein Wetterhorn im kleinen. Die Höhe desselben schätzten wir auf etwa 200 Fuss. Neben demselben erhebt sich ein kleinerer Stein. Von dem letztern aber wollen wir gar nicht sprechen, denn wenn auch von Ouro-Preto aus blos diese beiden sichtbar sind und dem Ganzen den Namen gegeben haben, so verschwindet doch der kleinere dem Auge, sowie man die Höhe des Hauptstocks erreicht, unter der Unzahl gleich grosser und grösserer Steine, die in Ouro-Preto durch jenen Seitengrat gedeckt sind und die, ein wahres Felsenmeer bildend, wie wir auch nur annähernd kein zweites gesehen, der sprechendste Beweis sind von einer Verwitterung des Gesteins im grossen auch unter den Tropen ohne Frost, Schnee und Gletscher, blos unter dem Einflusse der übrigen Atmosphärilien.

„Die malerischen Felsenpartien des ganzen Gebirgsstocks

können nur mit denjenigen der Hochalpen verglichen werden, namentlich mit jenen kahlen Gehängen und Graten, welche die Gletscherscheiden bilden. Während aber solche Punkte in den Alpen entweder gar keine oder nur eine kryptogamische Vegetation zeigen, sehen wir hier die schönsten Orchideen und Bromeliaceen nebst Moosen und Flechten auf den kahlen Felsen sitzen.

„Das Gestein, aus welchem der Itacolumi besteht, der Itacolumit, ist ein mürber Quarzsandsein mit schiefriger Textur. Das Ausgehende der Schichten bildet die bereits erwähnten unzähligen Köpfe, die alle gegen West oder Westnordwest blicken. Das Einschiessen nach Osten beträgt 5—10°. Wahrscheinlich war der Winkel ursprünglich grösser, diese geringe Neigung ist wol der Verwitterung und dadurch entstandenen Abbrechung der Schichten zuzuschreiben. Auf der flachen Seite der Schiefer sieht man eigenthümliche Anfressungen, die, obgleich flacher, weniger tief an kleine Karren- und Schrattenfelder erinnern. Der Unterschied des Gesteins mag hier zur Verschiedenheit der Anfressungen auch etwas beitragen.“ So weit Herr Dr. Heusser.

Der schon mehrmals erwähnte königl. portugiesische Oberberghauptmann v. Eschwege, dem jedenfalls das grosse Verdienst gebührt, in seinem „Geographischen Gemälde von Brasilien“ zuerst einige Klarheit über die geologischen Verhältnisse Mittelbrasiliens, besonders der so höchst interessanten Provinz Minas geraes verbreitet zu haben, gab dem die Hauptmasse des Itacolumi bildenden Gesteine den Namen *Itacolumit* oder Itacolumitquarz. Als eine Varietät desselben bezeichnet er ein Gestein, das die Eigenschaft besitzt, sich, selbst in grössern Tafeln, einigermassen biegen zu lassen, also eine gewisse Elasticität zeigt. Er nannte es biegsamer oder elastischer Sandstein, auch Gelenkquarz und sandte an verschiedene europäische Sammlungen ausgezeichnete Stücke dieser sonderbaren Felsart. Man trifft Muster davon in den meisten grössern Museen.

Auffallenderweise haben spätere Forscher diesen Gelenkquarz nicht gefunden, obgleich er nach v. Eschwege's Angaben in der nächsten Nähe von Ouro-Preto vorkommen soll. Herr

Wagner, mit dem ich darüber sprach, erzählte mir folgende sonderbare Geschichte. Im Jahre 1823 habe er sich alle Mühe gegeben, den biegsamen Sandstein aufzufinden und deshalb auf das sorgfältigste an allen jenen Stellen nachgeforscht, wo er nach v. Eschwege's Mittheilungen auftreten soll; aber immer vergebens. Eines Tages habe er wiederum in der Lavra do Veloso (eine halbe Stunde von der Stadt), dem Hauptfundorte von Eschwege, nachgesucht, als er zufällig dort mit einem Neger zusammentraf, der eine rothe Weste mit blanken Knöpfen trug, auf denen die Bergmannsinsignien, Hammer und Schlägel, geprägt waren. Woher hast du diese Weste? fragt ihn Wagner einigermassen überrascht. — Vom Baron. — Von welchem Baron? — Vom Baron Escheweg. — Hast du ihn also gekannt? — Ja, Herr, ich bin in seinem Dienste gewesen, bis er voriges Jahr abreiste.[1]) — Nun, fuhr Wagner fort, so kannst du mir gewiss auch sagen, wo man hier den Stein findet, der sich biegen (dobrar) lässt? Der Neger lachte verschmitzt und erwiderte: Ja, Herr, der Stein kommt hier vor, aber biegen lässt er sich nicht. — Wie? der Baron hat doch biegsame Steine gehabt? — Ja, Herr. aber wir haben sie erst biegsam gemacht. — Auf welche Weise denn? fragte Wagner im höchsten Grade erstaunt. — Nun, erklärte der Neger, wir haben die Tafeln auf die Schmiedeesse neben ein schwaches Feuer gestellt und dann ziemlich lange geblasen, dann liessen wir die Tafeln langsam auskühlen und sobald sie kalt waren, konnte man sie biegen. Wagner gab dem Neger ein Trinkgeld für seine Auskunft, setzte nichtsdestoweniger noch jahrelang, aber immer gleich erfolglos, seine Nachforschungen nach dem biegsamen Sandsteine fort. Ebenso wenig fand ihn Herr Buzelin, ein eifriger und intelligenter Naturaliensammler, der seit einer langen Reihe von Jahren auf seinem hübschen Wohnsitze, in *Passagem*, zwischen Ouro-Preto und Marianne lebt und ebenso emsig wie Wagner nach dem eigenthümlichen Gelenkquarze suchte. Andere Naturforscher und Reisende waren auch nicht glücklicher.

[1]) v. Eschwege verliess Ouro-Preto im Jahre 1822.

Es fragt sich nun, ob der Itacolumit, in dünne Tafeln gespalten und allmählich erhitzt, nach dem Abkühlen vielleicht durch eine Verschiebung seiner Molecule eine gewisse Biegsamkeit erlangt. Möglicherweise hat Herr v. Eschwege bei seinen vielen Schmelzversuchen diese Eigenschaft des Itacolumit zufällig entdeckt.

Jedenfalls ist es eine höchst auffallende Erscheinung, dass so viele Naturforscher vergeblich nach dem Gelenkquarz gesucht haben. Möglich ist es auch, dass nach v. Eschwege's Abreise noch biegsamer Sandstein als Industrieproduct jenes Negers durch dritte Personen nach Europa gekommen ist. Herr Dr. Heusser bemerkt in seiner oben angeführten Abhandlung: „Wir fanden blos an Einer Stelle einen mürben Quarzschiefer, den wir für den Gelenkquarz hätten halten können; es ist dies bei der Kirche São Francisco de Paula in Ouro-Preto selbst. Es zeigt aber dieses Gestein nur *Spuren* von Biegsamkeit und bricht leicht.“

Ich machte dem Präsidenten der Provinz, Herrn Dr. Carlos *Carneiro de Campos,* an den ich empfohlen war, meinen Besuch und fand in ihm einen ebenso zuvorkommenden als gebildeten Mann. Er war Professor der Economia politica an der juristischen Universität von São Paulo und Senador do Imperio der gleichnamigen Provinz. Im Jahre 1862 hatte er für kurze Zeit das Portefeuille des Ministeriums des Aeussern inne. In frühern Jahren bekleidete er schon einmal die Stelle eines Präsidenten der Provinz Minas geraes. Man fand ihn das zweite mal weniger leutselig und zugänglich als während seiner ersten Präsidentschaft. Er versprach, mir eine Copie der grossen Karte von Minas anfertigen zu lassen, ertheilte sogleich den Befehl, mir die Archive behufs statistischer Nachforschungen zugänglich zu machen und sandte mir vor meiner Abreise eine Anzahl Empfehlungsbriefe an Behörden und Privaten für die Theile der Provinz, die ich noch zu bereisen beabsichtigte. Am nämlichen Tage machte mir auch der Juiz de Direito, die oberste Gerichtsbehörde, einen Besuch, um mir seine Dienste und Empfehlungen anzubieten.

In Ouro-Preto befanden sich damals wenige Fremde und diese repräsentirten, einzelne achtungswerthe Ausnahmen abgerechnet, nicht gerade auf ehrenvolle Weise das civilisirte Europa. Der Misbrauch des Zuckerrohrbranntweins (cachaza) ist die Klippe, an der eine grosse Anzahl Europäer, besonders Deutsche, in Brasilien scheitern. Zwar zählt der grösste Theil derselben zur arbeitenden Klasse, aber es fällt auch manches den gebildeten Ständen angehörige Opfer der Trunkenkeit. Es wurden mir in Ouro-Preto mehrere Ausländer genannt, die entweder durch ihre Bildung oder mechanische Fertigkeiten sich eine ehrenvolle und angenehme Stellung hätten erringen können, aber als Säufer elendiglich zu Grunde gingen. Der deutsche Dr. Sch., der die Stelle eines Professors der Mathematik an einem Collegium in der Provinzialhauptstadt bekleidete, schnitt sich im Delirium tremens den Hals ab.

Bei einer auf dem Durchmarsche nach Matto grosso begriffenen kleinen Abtheilung Soldaten fiel mir ein Flügelmann auf, der durch seinen Anstand und seine Gesichtsfarbe auffallend mit den uniformirten Negern, aus denen die Truppe bestand, contrastirte. Man erzählte mir, es sei ein Deutscher, der aus Passion für das Waffenhandwerk sich habe anwerben lassen.

Die Besatzung von Ouro-Preto beträgt, die Polizeisoldaten Inbegriffen, ungefähr 300 Mann. Jene führen die Kettensträfiinge zu den öffentlichen Arbeiten. Mit der abstossendsten Frechheit betteln diese Verbrecher den Vorübergehenden um einen Cobre[1]) an und werden unverschämt grob, wenn ihnen die Gabe nicht sogleich verabfolgt wird. Fast alle, die ich hier und auf der Strasse nach Marianna sah, waren Neger und dunkle Mulatten, wahre Galgenphysiognomien.

Alle Abend um $\frac{1}{2}$7 Uhr versammelten sich nach mehrmaligem Läuten in der dicht neben meiner Herberge liegenden Kirche N[a]. S[a]. do Rosario eine Anzahl Gläubige zum Absingen der

[1]) Cobre (Kupfer) nennt man in der Provinz Minas (und nur in dieser Provinz allein) die Kupferstücke von 40 Reis oder 2 Vintems.

Litanei und einiger Lieder. Die schrillendsten, Mark und Bein durchdringenden Discantstimmen trieben mich jedesmal, selbst bei strömendem Regen, auf die Strasse. Dieser fast infernalische Gesang machte immer die Wirkung auf mich, als hörte ich mit den Nägeln eine Mauer abkratzen.

Vergeblich erkundigte ich mich nach der ehemaligen Wohnung des edeln und so unglücklichen Sängers der *Marilia*. Keiner von allen, an die ich mich wandte, konnte mir sagen, wo er geliebt und gedichtet hatte und doch waren erst vier Jahre verflossen, seit jene Frau, die das glühende Dichterherz zu den tiefinnigsten Ergüssen der reinsten Gefühle entflammt hatte, nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Dirceu's Gesänge an Marilia, rührend schön und reizend in ihren Bildern und Gedanken, musterhaft und vollendet in ihrer Form, sind die Lieblingslieder der Portugiesen und Brasilianer geworden und so recht eigentlich in die verschiedensten Schichten der Nation gedrungen. Die portugiesische Literatur hat keinen Lyriker, der diesen transatlantischen Petrarca, wie Dirceu mit Recht genannt werden kann, übertroffen hätte. Seine Marilia ist ins Spanische, Italienische und Französische übertragen, zum Theil auch ins Englische. Eine deutsche Uebersetzung kenne ich nicht.[1]) Der Name und die Geschichte des Dichters sind in Deutschland nur in den kleinsten Kreisen bekannt. Ich glaube daher meine Leser nicht zu ermüden, wenn ich ihnen hier in wenigen Worten das tragische Schicksal des zarten Sängers mittheile.

Thomas Antonio *Gonzaga* wurde 1744 von brasilianischen Aeltern während deren Aufenthalts in Portugal zu Oporto geboren. Deshalb zählen auch die Portugiesen den Dichter zu den Ihrigen. Sein Vater bekleidete in jener Stadt die Stelle eines Auditors (Ouvidor) und wurde 1759 als Mitglied des obersten Gerichtshofes nach Bahia versetzt. Dort brachte unser Dichter einen

[1]) In den „Poetischen Fragmenten“ von Dranmor, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860, ist eine sehr gelungene metrische Uebersetzung der ersten Lyra des ersten Theils der Marilia enthalten.

grossen Theil seiner glücklichen Jugendzeit zu. Zum Jünglinge herangereift, wurde er von seinem Vater nach Portugal geschickt, wo er an der Universität Coimbra die Rechte studirte, 1768 den Grad eines Baccalaureus erlangte und bald darauf als Richter in verschiedenen Städten Portugals angestellt wurde. Seine dienstliche Verwendung in Portugal dauerte nicht lange; er wurde in sein Vaterland zurückgesandt, um in Villa Rica, der Hauptstadt der Capitania Minas geraes, die ehrenvolle Stelle eines Ouvidor zu bekleiden. Hier befreundete und verband er sich mit einer Anzahl durch Geist und Bildung ausgezeichneter Männer, Literaten, Richter und Geistliche, von denen eine Anzahl als Schriftsteller und Dichter berühmt sind. Sie haben unter dem Namen der „Minasdichter" (Poetas mineiros), eine Dichterschule vertreten, die in der portugiesisch-brasilianischen Literatur eine ehrenvolle und wichtige Stelle einnimmt und durch das tragische Schicksal mehrerer ihrer vorzüglichsten Vertreter die tiefste Sympathie der Nation gewann.

Hier in Villa Rica lernte Gonzaga ein begabtes Mädchen, D^a^ Maria Joaquina Dorothea de *Seixas*, kennen und wurde von der feurigsten Liebe zu ihr durchdrungen. Als „Marilia" war sie nun der Gegenstand seines Sinnens und Dichtens. Unter dem Namen Dirceu sang er ihr seine lieblichen und sinnigen Gedichte, die bald Gemeingut des Volks wurden. Aber nicht nur als Dichter, sondern auch als Mensch und Richter gewann sich Gonzaga die Liebe und Achtung seiner Freunde, des Gouverneurs der Capitania, ja aller Schichten der Bevölkerung. Er war eben zum Mitgliede des obersten Gerichtshofs in Bahia ernannt worden und sah sich dem Ziele seiner sehnlichsten Wünsche, einer ehelichen Verbindung mit seiner „Marilia", nahe gerückt, als plötzlich ein schreckliches Geschick über ihn losbrach und ihn in das tiefste Elend stürzte.

Der schon zu Anfang dieses Kapitels erwähnte Hochverrath von Minas wurde 1789 entdeckt, die Beschuldigten in den Kerker geworfen und zur Aburtheilung nach Rio de Janeiro geführt. Thomas Antonio Gonzaga befand sich unter ihnen. Feierlichst protestirte er gegen diese Anklage. Seine Richter konnten keine

andere Schuld an ihm finden, als dass er in einem innigen Freundschaftsverhältniss zu mehrern der Verschworenen stand. Das Einzige, was ihm vielleicht vorgeworfen werden konnte, war eine Unterlassungssünde. Es scheint, als habe er einige Kenntniss von der Verschwörung gehabt, aber er sei zu edel gewesen, um an seinen intimsten Freunden zum Verräther zu werden. Nach fast dreijähriger Untersuchungshaft wurde er den 10. April 1792 zu einer zehnjährigen Deportation an die Küste von Mozambique verurtheilt.

Nachdem ihm sein Urtheil verkündet worden, nahm er in seinem rührenden Schwanengesange, der mit der Strophe:

Leo-se-me a sentença
Pela desgraça firmada;
Adeos Marilia, adorada
Vil desterro vou soffrer.
 Ausente de ti, Marilia,
 Que farei? Irei morir —

beginnt, von seiner Geliebten Abschied. Am 22. Mai 1792 wurde er nach der afrikanischen Küste eingeschifft. Dort angelangt, ergriff ihn eine tiefe Melancholie und bald warf ihn das in Mozambique so gefährliche typhöse Fieber aufs Krankenlager. Er genas, aber seine geistigen Thätigkeiten waren gänzlich gestört, er hatte das Gedächtniss vollständig verloren. Seine glückliche Vergangenheit existirte für ihn nicht mehr; er erinnerte sich nicht einmal mehr seiner Marilia. Er heirathete D[a] Juliana de Sousa Mascarenhas, die ihn während seiner Krankheit treu gepflegt hatte und lebte körperlich gesund, geistig aber gänzlich stumpf noch 17 Jahre in seinem Exile. Er starb 1809. In seinen letzten Lebensjahren litt er öfter an Anfällen rasenden Wahnsinns.

Thomas Antonio Gonzaga war klein von Gestalt und voll. Er hatte eine offene, geistreiche Physiognomie, die durch lebhafte, durchdringende blaue Augen beseelt war. Er entzückte durch seine heitere, frohe und anmuthige Conversation; seine feinen und zarten Manieren gewannen ihm alle Herzen. So berichtet J. M. Perreira da *Silva* in seinen „Varões illustres do Brasil“. Seine Zeitgenossen gaben Gonzaga das Zeugniss, dass

er einer der tugendhaftesten, rechtlichsten und aufgeklärtesten Männer der ganzen Capitania war.

D[a] Maria Joaquina Dorothea de Seixas wollte ihrem Geliebten in das Exil folgen. Ihre Aeltern verhinderten es und, ihrem Befehle folgend, verheirathete sie sich später in Ouro-Preto. Sie starb dort im Jahre 1854 im Alter von 84 Jahren.

Zugleich mit Gonzaga wurden noch andere der Minasdichter eingezogen. Claudio Manoel da *Costa* erdrosselte sich wenige Tage nach seiner Gefangennahme im Gefängniss. Ignacio José de *Alvarenga Peixoto* wurde zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänglicher Deportation nach Angola begnadigt. Sein Urtheil wurde ihm am Fusse des Schaffots vorgelesen. Der Tod erlöste ihn schon 1793 von seiner traurigen Existenz. Domingos Vidal *Barbosa* hatte das nämliche Schicksal und starb ebenfalls 1793 an der afrikanischen Küste. Alle waren Dichter und zählten zu den Edelsten der Nation.

Ich sehnte mich, diese Stadt, die dem wissenschaftlichen Reisenden besonders während der Regenzeit so wenig bietet, wieder zu verlassen. Der Wirth des Hôtel dos Amigos machte mir eine sehr billige Rechnung im Verhältniss zu den Preisen, die ich bisher fast überall hatte zahlen müssen. Freilich war auch das an Wohnung und Nahrung Gebotene unter den bescheidensten Forderungen.

Am Morgen meiner Abreise traf auch mein Camarada pünktlich ein. Ich hatte mit ihm bis Diamantina accordirt und zwar 1 Milreis täglich und 5 Milreis für seine Rückreise nach Ouro-Preto. Er begleitete die Ladungen zu Fusse. Er verstand zwar den Hufbeschlag nicht, was unter andern Verhältnissen ein grosser Nachtheil gewesen wäre. Da ich aber selbst auf meinen frühern peruanischen Reisen hinlängliche Uebung in dieser Kunst erlangt hatte, so war diese Unkenntniss seinerseits kein Uebelstand für mich. Von den zwei andern mir empfohlenen Camaradas forderte der eine 80, der andere 50 Milreis. Das ist das Doppelte, resp. mehr als das Dreifache von dem, was ich in Diamantina meinem Begleiter zu zahlen hatte, ausserdem verlangten beide noch mehrere Tage Zeit, um die nöthigen Reisevorbereitungen

zu treffen. Jeder von ihnen glaubte, er sei mir unentbehrlich und ich werde unbedingt auf seine unverschämten Forderungen eingehen.

Die Entfernung von Ouro-Preto nach Marianna beträgt 2 Legoas in östlicher Richtung. Man verlässt die Provinzialhauptstadt zwischen den Ruinen grosser steinerner Gebäude, Zeugen ehemaligen Reichthums und Grösse, und erreicht etwa nach $^3/_4$ Stunden das Dörfchen *Tacoaral*, von dem aus eine schlecht gepflasterte Strasse eine kurze Strecke bergan führt; sonst geht der Weg durchaus sanft geneigt über Schiefersand nach Marianna. Ich ergötzte mich auf dieser Strecke an dem Anblicke des heute wieder wolkenfreien Itacolumi. Der „Stein mit seinem Sohne" zeigt fast immer die nämliche Gestalt, während die Form des Berges selbst mannichfach wechselnde Bilder darbietet.

Bei dem ziemlich grossen, aber auch ziemlich verfallenen Dorfe *Passagem*, etwas mehr als die Hälfte des Weges zwischen Ouro-Preto und Marianna, überschreitet man den *Rio do Carmo*, der im Anfange des 18. Jahrhunderts ziemlich viel Gold lieferte. Die Ausbeute war aber, ehe die ziemlich wilde Gegend gelichtet und zugänglich gemacht wurde, eine schwierige, da, wie alte Berichte sagen, das Wasser des Flüsschens, das fast nie durch die Sonne erwärmt wurde, so kalt war, dass die Arbeiter nicht länger als vier Stunden darin aushalten konnten. Der Rio do Carmo ist eine Fortsetzung des Ribeirão d'Ouro-Preto und ein Zufluss des Rio Doce.

Nach zweistündigem Ritte erreichte ich *Marianna*. Es liegt zum Theil auf einer östlich sanft abfallenden Hügellehne, theils in der Thalsohle des Ribeirão do Seminario. Das erste Gebäude, dem man begegnet, ist die grosse, unvollendete Kirche São Pedro. Sie macht einen trüben Eindruck. Das Aeussere des Schiffes ist ausgebaut, der obere Theil der Thürme Ruine. Bei der Wölbung der Thurmfenster hörten die Arbeiten auf. Die Schlusssteine und ein paar Stützen fehlen. Die Geldmittel reichten nicht hin, um den unüberlegt angefangenen Bau zu vollenden und die Kirche im Innern auszuschmücken. Schon jetzt bröckelt das Mauerwerk überall herunter und alljährlich schreiten die

Zerstörungen am gänzlich verlassenen Gebäude im grössern Masstabe weiter. Ueber dem Hauptthore ist das päpstliche Wappen angebracht. Herr F. Wagner hatte die Zeichnung dazu entworfen und der Steinmetz José Miguel aus Marianna sie mit vielem Fleisse in Stein gemeisselt.

Unweit der Kirche stand ein neu aufgerichteter Galgen, an dem mehrere Leute arbeiteten. Am folgenden Tage sollte eine Execution stattfinden. Zwischen Kirche und Galgen hetzte ein Rudel Negerjungen unter heulendem Geschrei und Gejodel eine Anzahl Hunde auf eine mit einem Stricke an einen Knebel gebundene Katze. Hoffnungsvolle Jugend!

Wie Ouro-Preto, so verdankt auch Marianna seinen Ursprung den goldsuchenden Paulistas, die zu Ende des 17. Jahrhunderts bis hierher vordrangen. Am 8. April 1711 wurde das Minendorf unter dem Namen Villa real do Riberão do Carmo zum Flecken erhoben. König Johann V. ertheilte ihm 34 Jahre später (23. April 1745) Titel und Vorrechte einer Stadt und verlieh ihr den Namen seiner Gemahlin Marianna. Der vorgeschlagene Name Mariannopolis ist nie durchgedrungen. Sie wird einfach *Cidade de Marianna* genannt. Im selben Jahre wurde sie zum Bischofssitze für Minas geraes bestimmt. Das Hochstift Marianna umfasste früher fast die ganze Provinz Minas. Vor mehrern Jahren wurde aber in der Provinz ein zweites Bisthum mit dem Centralpunkte Diamantina gegründet. Ausserdem sind 23 Kirchspiele der Provinz Minas dem Erzbisthume Bahia, 5 dem Hochstifte Pernambuco, 22 Pfarreien dem von São Paulo, 8 dem von Rio de Janeiro und 11 Kirchspiele dem Bisthume von Goyaz zugetheilt.

Ausser dem sehr bescheidenen bischöflichen Palaste besitzt Marianna ein Priesterseminarium, ein von Barmherzigen Schwestern geleitetes Mädchenpensionat und eine höhere Bildungsanstalt für Knaben. Das „Lyceo Marianno“ wurde 1858 aus Mangel an Subsidien und Besuch wieder aufgehoben.

Das Städtchen ist regelmässiger gebaut als Ouro-Preto, trägt aber noch mehr als dieses den Stempel des Verfalls. Seine Einwohnerzahl wird auf 5000 Seelen angegeben. Es hat keinen

Handel, keine Industrie, aber acht Kirchen, von denen die Hauptkirche (a Sé) eine der ältesten der Provinz ist.

Ich hielt mich in Marianna nicht auf, sondern ritt eine Strasse, wenn ich nicht irre, heisst sie Rua da cadeia (Gefängnisstrasse) steil bergab bis auf den kleinen Platz vor dem Stadthause. Sie ist sehr schlecht gepflastert und dicht mit Gras bewachsen. Die Häuser zu beiden Seiten sind niedrig, schmuzig und ärmlich. Fast vor jedem bemerkte ich einen oder ein paar Vogelbauer mit kleinen Sängern. An keinem Orte im Innern Brasiliens habe ich eine solche Vorliebe für Singvögel bemerkt wie in dieser geistlichen Stadt. Wahrscheinlich wurde durch das Maulthiergetrappel die Aufmerksamkeit der müssigen Bewohner dieser ärmlichen Wohnungen erregt, wenigstens sah ich aus jedem Fenster Köpfe, meistens farbige, herausschauen. Mehr als diese interessirte mich ein niedlicher Kolibri, der die ganze Strasse lang an den Vorsprüngen der Dächer und an den Fensterwölbungen herumschwirrte und sich bei einem der letzten Häuser in ein offenes Fenster verlor. Vom Rathhaus- oder Gefängnissplatze (largo da cadeia) senkt sich die Strasse wieder in die Thalsohle an den Ribeirão do Seminario, der hier von Nordnordwest nach Ost fliesst. Beim Durchreiten des Flüsschens begegnete mir ein enorm dicker, schwarzer Ochsenhändler, der seine magere Heerde nach Rio de Janeiro trieb und mir freundliche Auskunft über den Weg gab. Die gute Strasse hatte am Flüsschen ihr Ende und nun führte ein felsiger, zerrissener und ausgewaschener Pfad bergauf, um sich bald wieder in die Waldregion hinunterzusenken. Am Wegrande waren einige Schnepfen emsig damit beschäftigt, mit ihren langen Schnäbeln im Maulthier- und Rindviehmist nach Insekten zu suchen, und stolzirten, als ich nur noch wenige Schritte von ihnen entfernt war, ganz gemüthlich ins Dickicht. Beim Umbiegen um eine Waldecke störte ich einen Coati (Nasenbär) mit der nämlichen Arbeit wie die Schnepfen beschäftigt, auf, aber er trat weit schneller als diese seinen Rückzug an. Vielleicht verdankte er meiner Annäherung sein Leben, denn nicht hoch über ihm kreiste eine Harpye und hatte sich wahrscheinlich den emsigen

Insektensucher als sichere Beute erkoren. Ich konnte mir es aber nicht versagen, abzusteigen und dem grimmigsten der Raubvögel eine Kugel nachzusenden, die ihm leider nur den linken Flügel zerschmetterte.

Eine Legoa hinter Marianna nahm ein Morast die ganze Wegbreite ein. Wol waren in der Mitte die warnenden Zweige aufgesteckt, aber kein Zeichen wies, ob rechts oder links davon ein Uebergang möglich sei. Nach einigem Ueberlegen schien mir die rechte Seite die günstigere und ich trieb mein widerstrebendes Thier vorwärts. Kaum hatte es ein paar Schritte gemacht, so war es auch schon bis über die Brust im Morast versunken. Ich riss es zurück und da die Hinterfüsse noch auf etwas festerm Grunde standen, so gelang es ihm sich emporzuarbeiten, aber beim Umdrehen verlor es seinen Haltepunkt und sank mit dem Hintertheile bis an die Croupe in den Sumpf. Nach gewaltigen Anstrengungen gewann auch diesmal das treffliche, kräftige Thier den festen Boden. Sollte ich es nun auf der linken Seite vom Wahrzeichen probiren und etwa aus dem Regen in die Traufe kommen? Ich liess, was ich von Anfang an hätte thun sollen, dem Thiere freie Wahl. Es wendete sich links, untersuchte mit bewunderungswürdiger Vorsicht tastend und schnobernd das Terrain und suchte im Zickzack, bald leicht, bald über die Knie versinkend, oft fast rathlos stillstehend, einen Weg auf diesem verrätherischen Atolleiro. An der entgegengesetzten Seite auf festem Grunde angelangt, hielt ich an, um meine weiter rückwärts folgenden Ladungen abzuwarten und ihnen den richtigen Weg zu weisen. Die meisten der Thiere waren schon glücklich herübergekommen, als eins, nur unmerklich vom Pfade abweichend, derart versank, dass sogar die Ladungen zur Hälfte ihrer Höhe im Moraste steckten. Um das Thier zu retten, musste abgeladen werden. Man kann sich leicht denken, welche Arbeit es kostete und welche Kunstgriffe in Anwendung gebracht werden mussten, denn es fehlte an einer festen Basis zum Stehen und das Thier sank allmählich tiefer und tiefer ein. Nachdem die handhoch mit rothem Schlamm bedeckten Koffer ins Trockene gebracht waren, wurde auch das arme

Thier mit Stangen und Stricken aus seiner peinlichen, mit jeder Minute gefährlicher werdenden Lage befreit. Ein Fazendeiro, der des Weges geritten kam, leistete uns die wirksamste Hülfe; er mochte wol schon oft in ähnlicher Lage mit Hand angelegt haben. Ohne seinen Beistand wäre das Maulthier und wahrscheinlich auch die Ladung verloren gewesen, obgleich sich mein Camarada bei dieser Gelegenheit ebenso geschickt und umsichtig als unverdrossen zeigte. Mein europäischer Bediente war rein unbrauchbar bei jeder derartigen Hülfeleistung. Der Fazendeiro meinte, der verwünschte Kessel (caldeirão) habe schon viele Thiere und Waaren gekostet.

Nach diesem unerquicklichen und zeitraubenden Intermezzo waren wir etwa $1/4$ Stunde lang geritten, als der Weg plötzlich verschwand. Das Wasser hatte ihn in die Tiefe hinabgerissen und es blieb nur noch ein etwa handbreiter Rand als Pfad übrig, den wir glücklich aber nicht ohne Sorge wegen eines neuen Unfalles passirten. Nach Ersteigung eines ziemlich hohen Hügels senkte sich der Weg an Goldgruben, die eine ziemlich reiche Ausbeute aber von niedrigem Gehalte geben sollen, vorbeiführend unweit der Fazenda Tisorero, wo eine nicht unbeträchtliche Theecultur getrieben wird, wieder in die Thalsohle. Hier überschreitet man den *Rio de Tisorero* in drei kleinen Armen. Beim dritten und breitesten bemerkte ich die Ruinen einer Brücke. Ich glaubte, sie datire aus dem vorigen Jahrhundert, wurde indessen belehrt, dass die Brücke erst vor drei Jahren gebaut worden war, dass aber wenige Monate nach ihrer Vollendung der Bogen eingestürzt sei. Seitdem wurde nichts mehr daran gethan. Wer sollte auch die Kosten tragen? Der Bauunternehmer liefert keine Garantie. Das Geld zum Brückenbau war vom Provinziallandtage bewilligt und auch dazu, wenigstens theilweise, verwendet worden. Das genügt. Ob die Brücke brauchbar ist oder nicht, das ist Nebensache. Die Deputirten haben ihre Schuldigkeit gethan und bis sie ein zweites mal für diese Brücke Geld bewilligen, kann der Tisorero noch oft anschwellen und fallen.

Am Eingange des Dorfes Camargos fand ich bei einem

Portugiesen ein Unterkommen. Er betrachtete mich genau, ehe er mir die Erlaubniss zum Absteigen gab, und als er mich über den Corridor führte, bemerkte er mir mit Wichtigkeit, er öffne seine Zimmer nur Reisenden von Distinction. Ich fürchtete, diese Mittheilung möchte etwa eine Vorbereitung auf eine tüchtige Rechnung für den folgenden Morgen sein, hatte mich aber getäuscht.

Camargos liegt 2½ Legoas von Marianna, also auf dem Wege, den ich eingeschlagen hatte, 4½ Legoas von der Provinzialhauptstadt. In gerader Richtung über Antonio Perreira beträgt die Entfernung von Ouro-Preto aus etwas über 2 Legoas. Der Ort führt seinen Namen nach dem Paulista Thomas Lopez Camargos, einem der Entdecker der Goldminen von Ouro-Preto, der sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hier niederliess und mit Erfolg die vorhandenen Goldlager ausbeutete. Das Kirchspiel zählt 1100 Einwohner, der unbedeutende Ort selbst aber nur einige hundert.

Mein Hauswirth, ein Mann von etwas mehr als gewöhnlicher Bildung für seinen Stand, war mit Leib und Seele *Farrapo* (Zerlumpter). Mit diesem Namen bezeichnet die conservative oder Regierungspartei ihre liberalen Gegner, während diese ihrerseits jene *Cascudos* (Hartschädel, Dickköpfe) heissen. Er hatte sich an der Revolution von 1842 betheiligt und unterhielt mich fast den ganzen Abend mit Einzelheiten über jene Vorgänge, die im ganzen genommen einen höchst localen Charakter trugen und ohne tiefer eingreifende Bedeutung für die Geschichte von Brasilien waren. Das Fehlschlagen des Unternehmens schob er ausschliesslich auf Verrath der Anführer. Seine Hauptklagen über die gegenwärtige Regierung betrafen vorzüglich die hohen Steuern und das Protectionswesen. Im letztern Falle hatte er wol sehr recht, im erstern gewiss nicht, wenigstens nach europäischen Erfahrungen vom Steuerzahlen nicht. Da er trotz seiner hohen Funfzig noch ein sehr rüstiger Jäger war, so griff er mit Freuden einige das Wild betreffende Fragen auf und sprach mit ebenso viel Feuer und Leidenschaftlichkeit von der Jagd, wie auch vorher von der Politik. Im Jägerlatein war er ausser-

ordentlich bewandert. Sehr beschäftigte ihn die für den folgenden Tag angesetzte Execution, und da er den Ermordeten genau gekannt hatte, so wollte er mit Tagesanbruch nach Marianna reiten, um derselben beizuwohnen. Ueber den Mörder theilte er mir folgende charakteristische Details mit. Er gehörte einer Familie lichter Mulatten (pardos claros) an, die aus drei Brüdern und einer Schwester bestand. Einer der Brüder starb vor wenigen Jahren am Galgen. Auf den zweiten wurde als Mörder gefahndet, die Schwester hatte einem Kinde den Kopf gegen einen Stein zerschellt und war zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, das vierte Familienglied endlich, für das ich vormittags den Galgen bei Marianna hatte herrichten sehen, hatte sein Opfer, einen jungen Mann, den bessern Ständen angehörend, verrätherisch überfallen, ihn mit Riemen an einen Baum gebunden, ihm dann stückweise die Haut vom Körper heruntergeschunden und nach unsäglichen Qualen schliesslich das Messer in die Brust gestossen.

Mein Hauswirth besass einen ziemlichen Viehstand, beklagte sich aber sehr über den äusserst geringen Milchertrag seiner Kühe, indem er eine Parallele mit dem Erträgniss des Rindviehes in seinem Vaterlande zog. Er zeigte mir die Gefässe, in die zu jener Zeit täglich die Milch von seinen sämmtlichen Kühen, worunter bei funfzig neumelkende, gefüllt wurde, und nun begriff ich vollkommen seine Klagen; denn 6—8 gute schweizerische oder holländische Kühe liefern eine weit grössere Quantität.

Von Camargos nach *Cattas altas* rechnet man $4^3/_4$ Legoas. Der Weg führt zuerst, 1 Legoa von Camargos entfernt, zum Dörfchen *Bento Rodrigues*. Unweit einer hölzernen Brücke über eine tiefe Schlucht bot ein Rancho mit einer prachtvollen Gruppe blühender Macaubapalmen (acrocomia sclerocarpa) einen überraschend schönen Anblick. Eine Zeit lang folgt man der Thalsohle und reitet neunmal durch ein Flüsschen, wenn ich nicht irre den *Rio Gualaxo do norte*, das bei mehrern Uebergängen infolge der täglichen Regengüsse sehr angeschwollen war. Seinen vielfach gewundenen Lauf verlassend, steigt man $^3/_4$ Stunden lang einen steilen, felsigen Pfad bergan. Auf dem Hügelzuge

angelangt, zeigt die nächste Umgebung ein höchst eigenthümliches Bild. An den Seiten des Weges ragen massenhaft, dicht nebeneinander, scharfe, dünne, stark vorspringende Schichtenköpfe von talgigem Quarzschiefer mit einem Einfallswinkel von 45 – 50° empor. Ihr Hauptstreichen rechts vom Pfade ist Westnordwest nach Ostsüdost, links aber verschieden meistens Süd-Nord. Sanft neigt sich von hier der malerische Weg wieder thalwärts, links ragen zwischen niedrigem Gebüsch und mehr als vier Klafter hohen, herrlichen Baumfarrn nackte Schichtenköpfe hervor; rechts wächst üppige Waldvegetation. Eine kleine Laguna, auf der einen Seite von Wald bekränzt, auf der andern von senkrecht abfallenden Quarzschieferfelsen abgeschlossen, bildet eine liebliche Staffage zu dieser pittoresken Landschaft, die durch die im Westen hinstreichende *Serra do Caraça* mit ihren schroffen, steilen Felsenwänden und ihren scharfgratigen Umrissen grossartig begrenzt wird.

Dieser kurze, nur wenige Meilen lange Gebirgszug steht nicht in Verbindung mit dem Centralgebirgszuge der Serra do Espinhazo. Er beginnt etwas nordöstlich von Ouro-Preto, streicht von Südsüdwest nach Nordnordost und setzt sich etwas nördlich von Cattas altas ab. Ihm gegenüber liegt die mit ihm parallel streichende ebenfalls kurze Serra de Cattas altas oder Matto grosso. In einem kesselförmigen Thale, hoch oben im Gebirge der Serra do Caraça, liegt ein Mönchskloster, mit dem ein Seminar für angehende Geistliche und eine Unterrichtsanstalt für weltliche Schüler vereint ist. Die Priesterlehrer, meistens Franzosen, gehören der Congregação da Missão oder de São Vicente de Paula an.

Gegen 9 Uhr erreichte ich die ersten Häuser des Dorfes *Inficionado*, ritt neben einer halbverfallenen Kapelle, einige hundert Schritt weiter an einer zweithürmigen im allerschlechtesten Baustande erhaltenen Kirche vorbei, durch eine von zwei Reihen mit einer einzigen Ausnahme elender, baufälliger Häuser gebildete Strasse, die sich zu einem dicht mit Gras bewachsenen Hauptplatze erweitert, an dem eine der ersten ähnliche Kirche steht. Sie war in einem ebenso traurigen baulichen Zustande wie jene,

aber wenigstens in Reparatur begriffen. Von hier aus folgte ich ½ Stunde lang dem Flussbette des Rio Piricicaba, eines der grössten Zuflüsse des Rio Doce. Er entspringt westlich von Inficionado in der Serra do Caraça. Einige alte, freie Negerinnen wuschen Gold aus dem Flussande. Die Ausbeute mochte wol eine äusserst spärliche sein, lohnte aber doch diesen Menschen, deren Lebensbedürfnisse ausserordentlich gering sind und die andere Arbeiten nicht verrichten wollen. Wenn sie nach wochenlangem Waschen endlich eine Unze Gold beisammen haben, so können sie wieder wochenlang ihren stupiden Neigungen und Lüsten fröhnen. Ein steiler Weg führt vom Flusse über einen Bergrücken und zieht sich über eine wellenförmige gen Norden sanft geneigte Hochebene nach *Agoa quente*. Das eigenthümliche Gestein, das hier in grosser Ausdehnung auftritt, ist die Canga de ferro der Brasilianer, von Herrn v. Eschwege *Tapanhoacanga* [1]) (richtiger Itapanhuacanga) genannt. Die Termitenhaufen, die ich immer am Uebergange aus der Wald- in die Camposregion, überhaupt in offenen Gegenden am grössten und zahlreichsten fand, sind hier, von dem eisenreichen Schiefersande gebaut, ganz schwarz.

Agoa quente links liegen lassend, ritt ich wieder eine Zeit lang durch das Bett eines Zuflusses des Rio Piricicaba unweit einer grossen Fazenda, in der Viehzucht, Ackerbau und etwas Theecultur getrieben wird. Hier wartete ein mit einer übermässig langen Pistole bewaffneter Reiter auf mich und schloss sich mir an. Er erzählte mir, er habe gehört, ich reise nach Diamantina, und da es auch seine Absicht sei dorthin zu gehen, so könnten wir die Reise gemeinschaftlich machen; er sei Soldat gewesen, wolle wieder einmal seine Familie sehen u. s. f. Er

[1]) Dr. Heusser hält mit Recht die Tapanhoacanga für eine Neubildung aus dem Zersetzungsproducte des eisenreichen Schiefers entstanden. „Das Eisenoxyd desselben hat Wasser angezogen und das so entstandene Eisenoxydhydrat als Bindemittel die lose gewordenen Quarzfragmente und Bruchstücke des ursprünglichen Gesteins zu einem Conglomerate vereinigt. Die Bruchstücke sind meistens nicht abgerundet.“ Dr. Heusser Physikalische und geologische Forschungen im Innern Brasiliens. Petermann's Mittheilungen 1859, S. 456.

war ein junger Mann mit einem hübschen aber sehr verschmitzten Gesichte; da ich eine solche Reisebegleitung durchaus nicht wünschte, so bemerkte ich ihm, ich sei über meine Reiseroute noch im Ungewissen und werde öfter Abstecher vom gewöhnlichen Wege machen. Dies schien ihm nicht zu behagen und er empfahl sich bald wieder.

Im Flusse sah ich viele Gruppen von je 6—10 Kälbern bis an die Knie im Wasser stehen; die Thiere suchten hier Kühlung. Es war drückend schwül und ein erstickend warmer Wind machte die schwere, feuchte, heisse Luft noch unerträglicher. Selbst den schwarzköpfigen Urubus (Aasgeier), die scharenweise auf den Sandbänken im Flussbette sassen, schien diese Temperatur nicht behaglich. Auch mein Maulthier mochte von ähnlichen Gefühlen bewältigt sein, denn an einer der tiefsten Stelle des Flusses machte es Anstalt sich zu wälzen. So angenehm mir ein erfrischendes Bad gewesen wäre, so zog ich doch vor, es unter etwas günstigern Verhältnissen zu nehmen und trieb die badelustige Mula zu einem raschern Schritte an; sie konnte ja bald wenn auch nicht ein Wasserbad, doch ein Sandbad nehmen.

Bei längern Reisen lernen sich Reiter und Thier so genau kennen, dass gewöhnlich nur eine leise Bewegung genügt, um die Absichten des einen den andern errathen zu lassen. Wenn ich z. B. in die Brusttasche langte, um Bleistift und Papier herauszunehmen, um auf dem Flintenkolben Notizen aufzuschreiben, so hielt mein kluges Thier immer sogleich still und setzte sich, wenn ich das Papier wieder zurückschob, sogleich, ohne der geringsten Aufmunterung zu bedürfen, wieder in Reiseschritt.

Eine kleine Viertelstunde vor *Cattas altas* machte ich vor der mit einer hübschen Palmreihe gezierten Fazenda des Francisco Justino halt und bat um Aufnahme. Ich wusste, dass hier oft Reisende gegen Bezahlung Unterkommen finden. Die Frau des Hauses schien anfangs wenig geneigt, meinem Verlangen zu entsprechen; nachdem ich ihr aber gesagt hatte, dass ich ihren Mann, der ebenfalls zur Hinrichtung nach Marianna geritten war, in Camargos gesprochen habe, lud sie mich zum Absteigen

ein und empfing mich sehr freundlich. Sie wies mir ein grosses, schönes und freundliches Zimmer mit drei Betten, drei Tischen, aber keinem Stuhle an und liess mir bald darauf ein reichliches Mittagessen vorsetzen. Es war eine thätige, energische Frau, weit verschieden von den Frauen der Fazendeiros, wie sie Reisende, die gar nie eine gesehen haben, zu schildern pflegen. Nach Tisch unterhielt sie mich auf der Veranda von ihrer Landwirthschaft und der kleinen Chronik der Umgegend. Sie klagte unter anderm sehr über die grosse Sterblichkeit bei den Viehheerden, insbesondere unter dem Jungvieh, theils infolge der Verwundungen durch die Rindsdasseln, theils durch eine Krankheit, die sie mir nur mit dem Collectivnamen „peste" bezeichnen konnte. Die gesunden Kälber sollen nämlich zu hinken anfangen und nach wenigen Tagen unrettbar zu Grunde gehen. Die erste Ursache dieses Leidens dürfte höchst wahrscheinlich in fehlerhaften Nahrungsverhältnissen liegen. Als ich meiner Wirthin bemerkte, ich habe vom Präsidenten einen Empfehlungsbrief für den Pfarrer (Vigario), so munterte sie mich sehr auf ihn abzugeben. Da es noch ziemlich früh war, ging ich nach Catas altas hinein und machte dem Vigario Francisco Xavier Augusto de França meinen Besuch. Ich traf ihn in einem grossen Saale, in dem einige alte Negerinnen mit verschiedenen weiblichen Arbeiten beschäftigt waren, mit einem jungen Manne, den er mir als seinen Afilhado [1]) vorstellte, auf- und abgehen. Er war ein bejahrter, angenehmer und zuvorkommender Mann und liess es sich nicht nehmen, mich in seine N^a^. S^a^. de Conceição geweihte Kirche zu führen. Sie ist gross, gut erhalten und in dem nämlichen insipiden Stile wie die meisten brasilianischen Kirchen aufgeführt. Der Chor zwischen den Thürmen, rings um das Schiff oben eine Galerie mit grosen Fenstern, unten ein Corridor und die Sakristei; das Presbyterium niedriger als das Schiff. Die Glocken hingen nicht in den Thürmen, sondern an Holzgestellen neben der Kirche. An der Front

[1]) Pathenkind. In Brasilien nennen gewöhnlich die Geistlichen ihre eigenen Kinder Afilhados.

waren über dem Eingange einige geschmacklose Malereien angebracht.

Nach den Mittheilungen des Pfarrers zählt das Kirchspiel 3000 Einwohner, das Dorf selbst nur einige hundert. Sein Name deutet auf das Vorkommen von Gold in der Umgegend, denn Cata bedeutet die Goldspur in Gruben oder in Flusswäschereien. Eine halbe Legoa vom Dorfe entfernt liegen in der Fazenda *Pitangui* und *Boa vista* die Goldlavras *S. Anna* und *Araião*. In ersterer sollen die Arbeiten ganz eingestellt sein, in letzterer aber noch fortgesetzt werden, ohne einen nennenswerthen Gewinn abzuwerfen. Nach den Aeusserungen des Pfarrers liess sich schliessen, dass er selbst dabei mit Kapital betheiligt, aber nichts weniger als befriedigt sei. Binnen kurzem dürfte auch diese Grube aus Mangel an nöthigem Betriebskapital verlassen werden. Das leicht zu gewinnende Gold ist schon längst ausgebeutet. Auf dem Rückwege besuchte ich einige alte Lavras, wo ich nach stundenlangem Herumsuchen einige hübsche Mineralien, mehrere interessante Coleopteren und eine Menge Schlangen fand. In Catas altas erhielt ich auch einige Amethystkrystalle von feurig intensiv dunkelvioletter Farbe. In frühern Zeiten fand man sie häufig unweit der Ufer des Flüsschens Paciencia, das aus der Serra de Catas altas entspringt. Sie wurden damals zu hohen Preisen verkauft. Jetzt sind sie selten, und so wohlfeil, dass es kaum mehr lohnt, sie aufzusuchen.

Kaum war ich wieder auf der Fazenda angelangt, so erschien auch der Pfarrer, um seinen Gegenbesuch zu machen. Er brachte einen Empfehlungsbrief und empfahl mir dringend am folgenden Tage in S. Gonzalo bei D[a] Rita abzusteigen, es sei eine sehr religiöse Frau, ja eine wahre Heilige, bemerkte er, und wenn ich ihr Grüsse von ihm bringe, so könne ich der besten Aufnahme versichert sein. Nach seiner Aussage herrschte in der ganzen Gegend eine heftige Typhusepidemie, die ungemein viel Opfer verlangte und ihn stets in Athem erhielt, um die Kranken mit den Sterbesakramenten zu versehen.

In der Fazenda interessirten mich ein paar junge Katzen, deren Ohren gewöhnliche Katzenohren an Grösse um mehr als

das Doppelte übertrafen, was den Thieren ein ganz sonderbares Aussehen verlieh. Es wurde mir versichert, dass diese Rasse schon lange hier gehalten werde, aber man konnte mir nicht angeben, woher sie stamme. Vielleicht war sie ursprünglich aus einer Bastardirung der Hauskatze mit einer wilden Katzenart, an denen die Provinz reich ist, entstanden. Es waren prächtige Exemplare, denen ein eifriger Speciesmacher gewiss allsogleich unter neuem Namen und dem obligaten „mihi“ oder „nobis“ einen Platz im Systeme angewiesen hätte.

Meine Maulthiere waren während der Nacht aus der geschlossenen Weide (pasto fechado) ausgebrochen und hatten sich in die Umgegend verlaufen. Es vergingen mehrere kostbare Morgenstunden, ehe sie wieder eingefangen werden konnten, obgleich eine ganze Anzahl Sklaven der Fazenda sie abspürten und verfolgten.

Von Catas altas führt ein ordentlicher Weg östlich von den Dörfchen *Brumadinho* und *Brumado* nach dem 2 Legoas entfernten Flecken *Santa Barbara*. Hier wurde in frühern Zeiten ziemlich viel Gold gewonnen. Der Paulista Leonardo Nardes entdeckte im vorigen Jahrhundert den goldhaltigen Fluss, an dessen Ufern bald ein Dorf und eine Kirche mit der Invocation der heiligen Barbara gebaut wurde. Auch heute noch wird im Flusssande einige Goldwäscherei betrieben, aber nur von Individuen, die auf andere Art ihren Lebensunterhalt nicht verdienen wollen, denn die Ausbeute lohnt von fern nicht einen regelmässigen Betrieb. Obgleich das ganze ausgedehnte Kirchspiel nur 4700 Seelen zählt, so ist der Flecken doch mit drei Kirchen und zwei Kapellen beglückt. Gleich am Eingange der Villa steht eine grosse Kapelle mit einem fast komischen Miniaturthürmchen. Von hier führt eine lange, echt brasilianisch schlecht gepflasterte Strasse ziemlich steil bergab in die Thalsohle, an einem grossen Rancho vorüber, wieder den Flecken steil bergan. Oben liegt die zweite Kapelle, unstreitig die hübscheste, die ich in Brasilien sah. In den Gärten bemerkte ich Ananas, Bananen, Mais und üppig voll hängende Kaffeebäume. Von Santa Barbara ist nur zu erwähnen, dass dort

Wachs von wilden und zahmen Bienen zu Kirchenkerzen verarbeitet wird.

Statt von Santa Barbara die gewöhnliche Strasse nordwestlich über Cocaes einzuschlagen, folgte ich nordöstlich dem stattlich grossen Rio de Santa Barbara, bergab, bergauf, anfangs eine Zeit lang an einer Berglehne des rechten Flussufers. Die Baumvegetation ist hier fast ganz verschwunden. Künstliche, aber sehr magere Weiden und niedrige, dürre Farrnkräuter haben ihre Stelle eingenommen. Zahlreiche Viehheerden belebten diese monotone Gegend. Der Rindviehschlag ist ausgezeichnet gross und schön; einzelne Stiere waren wahre Prachtexemplare. Kopf, Hals und Brust sind von tadelloser Schönheit, der Hinterkörper ist zum vordern etwas schwach, aber ungemein zierlich. Für eine rationelle Viehzucht wären hier herrliche Elemente vorhanden.

Ein Saumpfad, der von den sumpfigen Auen des Thales einen steilen Abhang hoch über das Flussbette hinaufführt, ist so schmal, dass ein Fehltritt des Thieres auf dem schlüpfrigen Grunde Ross und Reiter sicher in die schwindelnde Tiefe hinunterstürzen würde. Kaum hat man diesen mühsam erklettert, so setzt sich der Weg über einen Bergrücken fort, um bald wieder auf dem elendesten Steige sich gegen den Fluss zu senken. Beinahe 5 Stunden lang geht es so fort, auf- und absteigend, bald näher bald ferner vom Rio de Santa Barbara, bis man endlich über eine lange hölzerne Brücke auf dessen linkes Ufer übersetzt und nach einigem Bergauf- Bergabsteigen das unbedeutende Dorf *São Gonzalo do Rio abaixo* erreicht.

Am Ende der langen und, wenn ich nicht irre, einzigen Strasse hielt ich vor einem sehr ärmlichen Häuschen, der Wohnung der „fast heiligen“ Donna Rita. Sie war zur Aufnahme von Reisenden eingerichtet. In einem kleinen Gemache betrieb ihr Mann das Sattlerhandwerk und überliess die Besorgung der Gäste ganz seiner Ehehälfte, einer Parda der hässlichsten Art. Als ich ihr die Grüsse des Pfarrers von Catas altas ausrichtete, stieg ich sichtlich in ihrer Gunst und in ihrer Freude knickte sie mit verdoppeltem Eifer zwischen den Daumennägeln kleine

Insekten, mit denen ihre langen, rabenschwarzen Haare reichlich bevölkert waren. Ich hatte Donna Rita durch meine Ankunft momentan in dieser nützlichen und angenehmen Beschäftigung gestört. Vor allem verlangte ich einen Platz, um meine Kleider zu trocknen, denn seit drei Stunden hatten die heftigsten Gewitter ununterbrochen getobt. Donna Rita führte mich in ein leidliches Gemach und war nun die aufmerksamste Wirthin. Sie bereitete mir ein Bett von tadelloser Reinlichkeit und brachte mir elegant mit Spitzen besetzte Handtücher.

Ein neuerer Reisender erzählt in seiner Reisebeschreibung durch Minas, dass er nur selten ein Handtuch (atoalha) erhalten habe. Ich kann im Gegentheil versichern, dass ich auch in der elendesten Herberge in Minas diesen so nöthigen Toilettengegenstand nie vermisst habe; dass sowol Leinen- als Handtücher stets rein gewaschen waren und nie Spuren trugen, als wären sie früher von einem andern Reisenden benutzt worden, ohne dass nachher ein Reinigungsprocess mit ihnen vorgenommen worden wäre. In jeder Herberge bekommt der Reisende, wenn er es verlangt, das landesübliche, wohlthätige Fussbad ebenfalls mit ganz reinen Trockentüchern.

Vor 6 Uhr früh war es mir möglich, Donna Rita zu verlassen, die bei aller ihrer Religiosität doch nicht zu sehr dem Principe der Billigkeit huldigte, denn sie machte mir eine ganz unverschämte Rechnung. Ich dachte mir, ob nicht etwa andere Reisende die Zeche des guten Pfarrers von Catas altas bezahlen müssen.

Durch die heftigen Regen waren die Wege in einem unbeschreiblich schlechten Zustande, zum Theil unter Wasser und die Maulthierfährten verwischt, sodass es uns ungemein schwer war, den richtigen Pfad zu finden. Kaum $1/2$ Stunde von S. Gonzalo trat eins meiner Lastthiere einen faulen Balken einer Brücke durch, riss sich ein Eisen ab und verletzte sich am Fusse. Der Boden besteht meistens aus zähem Lehm (lama oder tejuca), der, einmal durchnässt, sich wie Zangen an die Hufen der Thiere anklammert und das Reisen peinlich erschwert. Nur mit unsäglicher Mühe gehen die Thiere vorwärts, indem sie ihre Füsse fortwährend mit grossem Kraftauf-

wande aus dem klebrigen Lehme ziehen müssen. Doppelt schwer ist unter diesen Verhältnissen das Bergansteigen und man bringt dann eine Stunde und mehr zu, um eine Anhöhe zu erklimmen, die während der trockenen Jahreszeit im vierten Theil dieser Zeit erreicht werden kann. Begreiflich ist es, dass unter solchen Umständen eine Menge Hufeisen verloren gehen. Meine Thiere verloren hier in weniger als einer Stunde vier Eisen; einmal hatte der Lehm ein vor wenigen Stunden aufgenageltes neues Hufeisen mit allen acht Nägeln ausgerissen. Nicht gar selten geschieht es, dass sogar der Hornhuf von den Zehen abgerissen wird und das Thier natürlich zu Grunde geht. In einem der vielen Moräste, durch die uns der Weg führte, versank wieder eins der Lastthiere, sodass wir wieder das nämliche Manöver wie vor Camargos ausführen mussten, um Ladung und Thier zu retten.

Bei einem grossen Rancho, ungefähr 2 Legoas von S. Gonzalo, betritt man wieder die Waldregion. In ihr lagerte eine unerträgliche Schwüle, ein heisser, erstickender Walddunst. Hier sah ich seit Mantiqueira zum ersten mal wieder Affen (Brüllaffen) und zahllose Eidechsen. Bald darauf erreichte ich die Stadt *Itabira do Matto dentro* auf einem guten aber erst $^3/_4$ Legoa von der Stadt selbst beginnenden Strässchen. Der Boden ist mit einem feinen Eisenglimmerschiefersand bedeckt, der in der Sonne so heftig reverberirt, dass die Augen davon schmerzen. Reitet man schnell, so macht er die Wirkung, als ob man durch fliessendes Wasser reite, so schimmert und glitzert alles durcheinander. Den vielen in Itabira vorkommenden Augenkrankheiten mag wol dieser Glimmersand vorzüglich als ätiologisches Moment zu Grunde liegen.

Nachdem ich, ein Unterkommen suchend, schon durch die halbe Stadt geritten war, fand ich endlich bei einem Schneider eine passende Herberge. Eine halbe Stunde später waren wenigstens zwei Dutzend Kranke auf meinem Zimmer versammelt. Itabira hatte gerade keinen Arzt, aber sehr viele Leidende, und wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht verbreitet, dass ich in der Heilkunde erfahren sei. Ich trachtete die mir nichts

weniger als erwünschte Poliklinik so bald als möglich zu schliessen und benutzte einen Moment, in dem die Belagerung etwas nachgelassen hatte, um mich aus dem Hause zu entfernen. Es war hohe Zeit, denn nachts bei meiner Rückkunft erzählte mir mein Wirth, dass noch eine Menge Kranker erschienen seien. In der Stadt befand sich eine leidliche Apotheke, und da die ersten Kranken von mir weg gleich dorthin gegangen waren, so benutzte der würdige Pharmaceut in seinem speciellen Interesse die Gelegenheit, mir recht viele Patienten auf den Hals zu schicken.

Ich hatte mehrere Empfehlungsbriefe und gab zuerst einige an den Oberstlieutenant der Nationalgarde Herrn João Baptista Drummond, einen der angesehensten Männer der Comarca, ab. Sowol er als seine Gattin überschütteten mich mit Vorwürfen, dass ich nicht bei ihnen abgestiegen war und wollten durchaus mein Gepäck sogleich in ihre Wohnung bringen lassen, was ich indessen dankend ablehnte, aber auch kaum eine Entschuldigung vorzubringen im Stande war, warum ich ihre Gastfreundschaft nicht in Anspruch genommen habe.

Ich hatte bisher immer vorgezogen, in einer wenn auch noch so schlechten Herberge abzusteigen, als die Gastfreundschaft mir völlig unbekannter Personen zu benutzen. Nach europäischen Begriffen hält man es für indiscret, mit ein paar Bedienten, vielem Gepäck und einem halb Dutzend Pferden und Maulthieren, blos gestützt auf einen Empfehlungsbrief, vor einem Hause zu halten und Gastfreundschaft zu beanspruchen. Der Brasilianer, vorzüglich der Mineiro, findet darin weder etwas Auffallendes noch Unpassendes. Er ist immer für die Aufnahme von reisenden Gästen eingerichtet und empfängt sie gern und freundlich. Auf seinen Reisen nimmt er aber ebenso ungenirt Gastfreundschaft in Anspruch, als er sie selbst gern und herzlich gewährt.

Mit Herrn Drummond besuchte ich den Stadtpfarrer Monsenhor Felicissimo de Nascimiento, einen hochangesehenen Geistlichen, der auch die Stelle eines Deputirten für den Gesetzgebenden Körper in Rio de Janeiro bekleidete. Ich hatte auch mehrere Empfehlungsbriefe an ihn und wurde mit der herzlich-

sten Zuvorkommenheit empfangen. Ich fand in ihm einen gebildeten, gescheiten und feinen Mann, dessen Mittheilungen über die Verhältnisse seiner Provinz mir viel Belehrung boten. Wir blieben bis nach 9 Uhr bei ihm und stolperten dann in der pechfinstern Nacht (Strassenbeleuchtung ist natürlich keine vorhanden) durch die miserabel gepflasterten, bergigen Strassen nach meiner Herberge.

Itabira hat seinen Namen von dem in frühern Zeiten goldreichen Berge *Itabira* (von ita, Stein, bira, glänzend), an dem um das Jahr 1720 die Brüder Ilbarnez ziemlich reiche Gruben hochgradigen Goldes bearbeiten liessen. Von den ihnen folgenden Goldgräbern wurde die Ortschaft gegründet, die bald zum Marktflecken und in neuerer Zeit zum Range einer Stadt erhoben wurde. Fast ein Jahrhundert lang wurde die Gewinnung des Goldes mit ziemlichem Erfolg betrieben, als aber die Gruben endlich erschöpft waren, errichtete ein gewisser Manoel Fernandez Nunez eine Eisenfabrik, in der er Flintenläufe und einige Ackergeräthe verfertigte. Später entstanden noch mehrere kleinere Eisenhämmer, die gegenwärtig zwar wenig aber gutes Eisen liefern. Die Stadt besitzt vier Kirchen, von denen die älteste und Hauptkirche N^a^. S^a^. do Rosario geweiht ist. Die Einwohner sind stolz darauf, dass die Orgel darin von einem ihrer Mitbürger gebaut wurde. Die Einwohnerzahl der Stadt soll sich nach Angabe des Monsenhor auf 5000 Seelen, die des Kirchspiels auf 11—12000 belaufen.

In der Umgebung von Itabira wird etwas Kaffee, viel Mais, Zuckerrohr, Reis und Bohnen gebaut und eine beträchtliche Rindvieh- und Schweinezucht betrieben. Die Schweine weichen von dem bis hierher meistens beobachteten chinesischen Typus bedeutend ab. Sie sind niedrig, langgestreckt mit geradeaufgerichteten Ohren, einfarbig rothbraun oder mit Weiss gescheckt und haben einen geraden, ungeringelten Schwanz. Sie geben viel und ausgezeichneten Speck, der einen beträchtlichen Exportartikel bildet. In den Wäldern des Districtes soll der Copaivabaum in grosser Menge vorkommen.

Während der Nacht waren meine Thiere wieder aus der schlecht verwahrten Weide ausgebrochen. Erst um 8 Uhr kam mein Camarada mit einigen, um eins davon aufzusatteln und beritten die übrigen zu suchen. Aber auch mit dem ersten Morgengrauen waren wieder Patienten erschienen und warteten haufenweise vor meiner Zimmerthür. Diese lästige Zudringlichkeit und für einen Reisenden so störende Verzögerung machten mich mismuthig. Ich verwünschte die Thiere, den Apotheker und die Kranken, aber es half nichts, ich musste mich in Geduld fügen. Nach 10 Uhr endlich konnte ich abreiten. Der Schneider wollte für Essen und Quartier durchaus keine Bezahlung annehmen, da ich ihn und seine Frau auch mit Recepten hatte beglücken müssen.

Herr Drummond erwartete mich, um mich nach der Goldlavra von Sant' Anna zu begleiten. Sie liegt eine kleine halbe Stunde von der Stadt entfernt und ist vor etwa 30—34 Jahren eröffnet worden. Zeitweise hat sie einen enormen, dann durch längere Perioden einen kaum nennenswerthen Ertrag gegeben, so besonders auch in der letztern Zeit, seit die Arbeiten in härterm Gestein (Eisenglimmerschiefer) fortgesetzt werden müssen. Die Besitzer möchten das Bergwerk mit dem ausgedehnten Terrain, auf dem es liegt, gern verkaufen, denn die Grube ist unter Wasser und bedarf eines Entwässerungsstollens, zu dessen Herstellung, wie es scheint, die jetzigen Eigenthümer nicht das nöthige Geld besitzen oder riskiren wollen. Die aufgestellten, höchst einfachen Pumpen arbeiten zu unvollkommen, als dass man mit ihrer Hülfe Herr des Wassers werden könnte.

Das Pochwerk (engenho) gleicht den alten, einfachen Oelstampfen und hat, da die Wasserkraft sehr klein ist, ein Rad von sehr grossem Durchmesser. Das Gestein wird unter Wasser gepocht und der feine Sand und Schlamm durch eine einfache Vorrichtung abgeleitet und von Negern in Haufen geschlagen. Dieses Material wird in drei Sichertrögen (canoas) geschlemmt und schliesslich in hölzernen Schüsseln (bateas) ausgewaschen. Herr Drummond liess in meiner Gegenwart durch einen Neger eine Batea voll geschlemmter Erde waschen. Diese Manipulation

wird mit vielem System und Geschicklichkeit ausgeführt. Der Goldgehalt war ungemein gering.

Das Areal der Lavra ist sehr gross und es ist leicht möglich, dass mit bedeutendem Kapital und bei intelligentem Betriebe hier noch grosse Resultate erzielt werden könnten.

Mein freundlicher Führer begleitete mich noch etwa $^3/_4$ Stunden lang durch üppigen Wald bis auf den Weg, den ich weiter zu verfolgen hatte. Es war ein ziemlich gutes von der Provinzialregierung angelegtes, neues Strässchen, das sich ein paar Stunden lang über einen sogenannten Espigão (Kamm) durch die traurigste Vegetation hinzieht. Sie besteht fast ausschliesslich aus bald grünen, bald dürren, halbverfaulten, beinahe mannshohen Farrnkräutern, die fast keine andere Vegetation neben sich aufkommen lassen. Diese monotone Landschaft wurde durch grosse Pferdeheerden, die sich hier mehr zur Erholung, als um Nahrung zu finden, herumtrieben, einigermassen belebt.

Die Pferdezucht wird in dieser Comarca (Pericicaba) im ausgedehntesten Masstabe betrieben. Das Minaspferd gehört einem starken, untersetzten Schlage an, es ist selten mehr als 15 Faust hoch; seine Formen sind im ganzen unschön; die Stuten fast alle senkrückig. Es ist aber arbeitstüchtig, ein ausdauernder und sicherer Geher und dabei genügsam. Schade, dass für die Veredlung der Pferde nichts gethan wird. Bei rationeller Züchtung könnte das Minaspferd einen vortrefflichen Schlag abgeben. Ich habe einzelne tadellose in Minas gezüchtete Pferde gesehen. Solche Thiere werden zu hohen Preisen bezahlt, während ein gewöhnliches Pferd um 30—40 Milreis zu erhalten ist. Wie die meisten Südamerikaner reitet auch der Mineiro blos Hengste oder Walachen, selbst ein Neger wird nur mit Widerwillen eine Stute besteigen.

Ein kleiner Wasserfall und der schöne Anblick der im Westen hinstreichenden *Serra da Lappa* entschädigten später einigermassen für den eintönigen Ritt durch die Farrnkräuter. Bei einem reinlich aussehenden Rancho hatte die Regierungsstrasse ihr Ende erreicht und nun begann ein Irrsal von Berg und Thal, das nicht enden wollte. Gegen 4 Uhr passirte ich über eine

lange, schmale Brücke den *Rio Tangui* und verfolgte einen schmalen, schlechten Saumpfad. Seit fünf Stunden hatte ich keinen Menschen gesehen. Meine Ladungen mit den Thieren waren weit zurück. Endlich bemerkte ich einen in einer Picada arbeitenden Neger und konnte mich durch ihn vergewissern, dass ich wenigstens den rechten Weg nicht verfehlt hatte. Stundenlang hatten schon schwere Gewitter an der Serra da Lappa gehangen und ein feiner Regen war zu mir gedrungen, als plötzlich, von rasendem Sturme begleitet, das heftigste Unwetter über mich losbrach. In wenigen Minuten stand die ganze Gegend unter Wasser. Ich war eben im Begriff durch einen Hohlweg einen Gebirgskamm zu erklimmen. Mit einemmal stürzte mir ein mannsdicker Giessbach durch den ohnehin zerrissenen und ausgewaschenen, theils lehmigen, theils felsigen Pfad voll Löcher entgegen. Mein Maulthier überwand anfangs unverdrossen diese gefährlichen Hindernisse, aber von Minute zu Minute wuchs die Gewalt des Stromes, es stutzte, spreizte sich, um nicht zurückgerissen zu werden und wurde endlich gänzlich verzagt. Durch Worte und Sporen angeeifert, machte es wiederholte Versuche, um die gewaltigen Schwierigkeiten zu besiegen. Ich selbst fing an, an der Möglichkeit zu verzweifeln, unter diesen Verhältnissen den Kamm des Berges zu erreichen, aber doch gelang es der zähen Ausdauer meines braven Thieres. Das Bergabsteigen war kaum minder gefährlich; ich erreichte indessen glücklich die Thalsohle und den Rancho von Itambé do Matto dentro. Die Entfernung von Itabira bis zum Rancho von Itambé beträgt 5 Legoas. Hier treffen die beiden Wege von Itambé und Itabira zusammen. Ein paar Stunden später, schon bei finsterer Nacht, langten meine Lastthiere an. Die Gewalt des Gewitters hatte sie auf einem günstigern Terrain getroffen als mich.

Dem Ranchoschuppen gegenüber steht ein ziemlich grosses Haus, wo der Reisende ein leidlich gutes Unterkommen findet. Nach solchen Unbilden des Wetters, wie ich sie eben erfahren hatte, ist man bald befriedigt und froh, wenn man nur ein Plätzchen findet, um sich der triefenden Hüllen zu entledigen. Wird noch etwas mehr geboten, so nimmt man es auch dankbar an.

Der Wirth hatte mir ein reinliches Bett bereitet; später bemerkte ich sehr verdächtige, gelbliche, nasse Flecken auf dem Leintuch, ich erkundigte mich bei ihm nach deren Ursache. O, meinte er, das hat gar nichts zu bedeuten, es kommt von den Ratten, die sich auf dem Dachboden herumtreiben. Zu meinem nicht besondern Vergnügen hatte ich später Gelegenheit, mich von der Richtigkeit dieser Angabe zu überzeugen, denn nachdem ich mich niedergelegt hatte, träufelte es mir ganz warm ins Gesicht und dabei machten die Ratten einen ganz dämonischen Lärm über meinem Kopfe.

Eine halbe Stunde vom Rancho entfernt liegt das Dorf *Itambé* (von ita, Stein, aimbé, spitz), das man auf einem äusserst schlechten bergauf-, bergabführenden Wege erreicht. Mitten durch das Dorf fliesst der gleichnamige Fluss; er ergiesst sich in den Rio S. Antonio, den zweitgrössten Zufluss des Rio Doçe. In frühern Zeiten wurde hier ziemlich viel Gold gewonnen; gegenwärtig bleibt von der ehemaligen Herrlichkeit nichts übrig als eine Anzahl höchst armseliger Häuser, eine gänzlich vernachlässigte N[a]. S[a]. d'Oliveira geweihte Kirche, eine verfallene Kapelle und eine blutarme Bevölkerung. Von Itambé aus muss wiederum ein Bergrücken auf dem möglichst elenden, theils lehmigen, theils felsigen Pfade überschritten werden. Auf dessen Nordseite treten von neuem die schönen Indaiapalmen auf. Der Weg zog sich wie an den vorhergehenden Tagen immer bergauf, bergab in fast ganz nördlicher Richtung. Nach vierstündigem Ritte passirten wir einen Arm des Rio do Peixe über eine hölzerne Brücke und machten bei einem gutgelegenen Rancho einen halbstündigen Halt. Mein Camarada musste an einem Sattelgurt die Schnalle annähen, während ich zwei Maulthiere beschlug. Bald nach dem Wegreiten verfehlten wir den richtigen Weg, ritten durch den hochangeschwollenen Fluss, um, sobald wir die Ueberzeugung unsers Irrthums erlangt hatten, wieder durch denselben an einer andern Stelle zurückzureiten. Eins der Lastthiere wurde von der Strömung fortgerissen und konnte erst weit unten durch die heftigsten Anstrengungen das Ufer wiedergewinnen. An einer sanften Berglehne, dicht neben dem Wege,

bildeten die gewöhnlich nur zu kleinen Gruppen vereinigten Indaiapalmen einen wundervollen Hain, in dessen Schatten eine prächtige Heerde Rinder lagerte. Es war ein unvergesslich schöner Anblick. Welche Verschiedenheit der Gruppirung, die Rinderheerde unter den lieblichsten der Palmen, oder in den endlosen, öden Pampas, in den saftigen Weiden der Marschländer oder hoch oben auf den Alpen, an den Grenzen des ewigen Schnees.

Nach 1 Uhr ritt ich durch den Hof der in der Thalsohle gelegenen Fazenda *Lages*. Die Damen des Hauses waren auf der Veranda mit Nähen und Plätten beschäftigt. Ich näherte mich, um mich nach dem Wege zu erkundigen und wurde mit grosser Freundlichkeit zum Absteigen eingeladen. Ich musste das zuvorkommende Anerbieten ablehnen. Eine ältere Frau rief aber sogleich einen Negerjungen, um mir die verschiedenen Hofthore zu öffnen und den Weg zu weisen. Man rechnet von hier nach dem Dorfe Morro do Pilar noch 1½ Legoas. „Nach der Schnur gemessen", erwiderte auf meine Frage ein mir begegnender Reiter.

Während wir vormittags vorzüglich steinige Wege und Felsenplatten zu überwinden hatten, setzten sich nachmittags Moräste einem raschen Weiterreisen entgegen. Zweimal versank eins der Thiere in tiefe Atoleiros und musste abgeladen werden. Bei Ponte alta wird wieder ein Zufluss des Rio S. Antonio auf einer Brücke überschritten, deren hölzerne Pfeiler kaum noch einen Stoss mit einem Spazierstocke ausgehalten hätten.

Wiederum hingen an der Serra da Lappa schwere Gewitterwolken und unaufhörlich grollte der Donner. Regenschauer wechselten mit erstickender Hitze. Ich fürchtete eine Wiederholung der gestrigen Scene und täuschte mich auch nicht. Glücklicherweise trat sie aber erst ein, als ich schon eine Stunde lang im Rancho do *Morro do Pilar* oder *de Gaspar Soares* (so heisst der Berg, an dem das Dorf Morro do Pilar liegt), unter welchem Namen der Ort bekannter ist, geborgen war. Ich fand hier ein verzweifelt luftiges Gemach. Nebenan lagerten die Neger eines Tropeiros. Bis nach Mitternacht erzählte ihnen ein Junge drollige Geschichten, die ihrerseits mit wieherndem Gelächter begleitet wurden.

Beim Abladen zeigte es sich, dass mein bestes Lastthier, der Diamante, am Rücken stark geschwollen war. Ein auffallend hübscher, junger, blonder Mann war gleich bei der Hand, um den Fehler des Packsattels kunstgerecht zu verbessern. Ich erkundigte mich, wer er sei. Sohn eines deutschen Vaters und Besitzer einer Loja im Dorfe, hiess es. Er war ganz Brasilianer und verstand kein Wort Deutsch.

Der Morro de Gaspar Soares hat seine eigenthümliche, höchst charakteristische Geschichte. Herr v. Eschwege hat sie in seinem „Pluto brasiliensis“ S. 519 ff. ausführlich erzählt; ich will sie hier nur andeuten.

Der Generalintendant der Minendistricte *Manoel Ferreira da Camara*, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der seine Erziehung in Europa genossen und selbst in Freiberg Hüttenkunde studirt hatte, dessen Hauptfehler aber eine ausserordentliche Selbstüberschätzung war, erhielt von der königlich portugiesischen Regierung im Jahre 1809 die Ermächtigung, auf königliche Kosten in der Provinz Minas eine grossartige Eisenhütte zu erbauen. Durch schlechte Rathgeber, seine Verwandten, verleitet, wählte er als passendsten Ort den Morro de Gaspar Soares, wo zwar treffliche Eisenerze (magnetischer Eisenstein, Eisenglimmer, Eisenglanz, Brauneisenstein) in grosser Menge, hinreichende Wasserkraft am Rio Picão, aber nur wenige Waldungen vorhanden waren. Immer irregeleitet, begab er sich leichtsinnigerweise der gebotenen Wasserkraft und baute die grossartigen Gebäude oben am Abhange des Berges in der Absicht, dort einen Wassergraben zu benutzen, der einst mehrern nun verlassenen Goldgruben gute Dienste geleistet hatte. Deutsche Schmelzer, Schmiede u. s. f. wurden engagirt und endlich im Jahre 1814 der erste Schmelzversuch gemacht, der total mislang. Durch Camara's Eigensinn waren alle nöthigen Bedingungen zu einem glücklichen Erfolge verpfuscht worden; die Vorschläge und der Rath von fachkundigen Männern wurden verworfen oder mit Hohn zurückgewiesen. Das Wasser war unzureichend, während der trockenen Jahreszeit fehlte es fast gänzlich; Sammelteiche, die Camara mit enormen Kosten graben liess, wurden nutzlos, die Gebläse

waren untauglich, die Rauchgemäuer so schlecht gebaut, dass sie nach dem ersten Versuche eingerissen werden mussten; die Frischherde und Hämmer unbrauchbar.

Jahrelang wurde mit enormen Unkosten umgebaut, abgeändert, probirt und das Resultat war, dass nach Verlauf von sieben Jahren nur 2187 Centner Eisen erzeugt wurden und nach von Eschwege's Angaben *eine jede Arroba à 32 Pfund einen reinen Verlust von* $7^1/_3$ *Rthlr.* gab! Camara wurde begreiflicherweise der Sache überdrüssig, seine Feinde benutzten die günstige Gelegenheit, um mit diesen Resultaten seinen Sturz zu bewirken. Er wurde abberufen und nach seinem Abgange auch das ganze Unternehmen aufgegeben.

Heute stehen von allen den grossartigen Gebäuden nur noch Ruinen als traurige Mahnung, wie Selbstüberschätzung und Unkenntniss auch aus den günstigsten Verhältnissen keinen Vortheil zu ziehen vermögen. Camara's Plane waren so weitgreifend, dass er den Rio S. Antonio und den Rio Doce schiffbar machen wollte, um auf dieser Wasserstrasse das in der königlichen Fabrik erzeugte Eisen nach Rio de Janeiro und sogar nach Europa zu verführen. Er wollte in jenem Etablissement auch die Kanonen für die Landarmee und die Marine giessen, um sie stromabwärts nach der Reichshauptstadt zu schicken. Heute, ein halbes Jahrhundert später, zeigen Ruinen und durchgerissene Sammelteiche am Morro de Gaspar Soares, dass dort einst ein grossartiges industrielles Gewerk angelegt worden war. Der gewaltige Rio Doce ist noch nicht schiffbar, die schweren Geschütze für die brasilianische Marine werden in England gegossen und die kleinen Bergkanonen für die Landarmee mit unsäglicher Mühe und unverhältnissmässigen Unkosten auf Maulthierrücken nach dem Innern der Provinz gebracht!

Das Dorf *Arrayal do Morro do Pilar*, am Morro de Gaspar Soares gelegen, hatte während der Glanzperiode (!) der Eisenhütten einen ephemeren Aufschwung genommen, ist aber nach Verunglückung des Unternehmens rasch wieder gesunken. Heute zählt es keine 1000 Einwohner, das ausgedehnte Kirchspiel aber soll 8000 Seelen umfassen.

Man hatte mir einen Theil des Weges von hier nach der 5 Legoas entfernten Cidade de N^{a}. S^{a}. da Conceição mit so schwarzen Farben geschildert, dass ich mich entschloss, wenigstens für den schlechtesten Theil des Weges mich dem Tropeiro anzuschliessen, der im Rancho sein Nachtquartier neben mir aufgeschlagen hatte. Wir ritten in der Früh unter einem heftigen Gewitter, das uns drei lange Stunden begleitete, ab. Rechts vom Wege bei einigen Lehmhütten hörte ich das regelmässige Pochen eines kleinen Eisenhammers. Nach dem kläglichen Ende der königlichen Schmelzerei hatte sich eine Anzahl kleiner Grundbesitzer Schmelzöfen errichtet und mit ziemlichem Vortheil Eisen producirt. Mehrere früher bei Camara angestellte deutsche Hüttenleute traten entweder in Dienst von Brasilianern, um ihnen Eisen zu schmelzen, oder errichteten für sich selbst Hüttenwerke. Unter diesen zeichnete sich besonders ein gewisser Utsch aus Rheinpreussen, Schmelzer in der königlichen Fabrica, aus. Er erwarb sich ein beträchtliches Besitzthum und betrieb die eigene Schmelzerei mit bestem Erfolg. Nach seinem Tode setzten seine Söhne das väterliche Geschäft fort; sie sind aber nie auf einen grünen Zweig gekommen.

Um 9 Uhr langten wir beim Rancho Mata Cavallos am Fusse des gleichnamigen Berges an. Von hier bis Rancho de Lages war ein Ritt von 1$^{1}/_{4}$ Stunde, aber der sauerste der ganzen bis hierher zurückgelegten Reise. Mit vollstem Rechte führt der Berg den Namen Pferdetödter (mata cavallos). Wenn schon ein äusserst steiler Gebirgspfad an und für sich die Kraft der Reit- und Lastthiere im höchsten Grade in Anspruch nimmt, so geschieht dies noch unverhältnissmässig mehr, wenn ein solcher Pfad über einen weichen, lehmigen Boden führt, in dem die Thiere bei jedem Schritt fast knietief einsinken, wenn dieser Lehmgrund zum bodenlosen Morast wird. Es war eine äusserst beschwerliche Tour. Trotz der grössten Vorsicht des Tropeiro und seiner Treiber versank bald das eine, bald das andere Thier bis an den Hals in Morast; die wenigsten waren kräftig genug, sich selbst wieder herauszuarbeiten; sie mussten abgeladen und mit Mühe herausgezogen werden. Da, wo der Weg ohne sicht-

licher Lebensgefahr nicht mehr benutzt werden konnte, waren seitlich Picadas im Walde eröffnet, aber durch die mehrwöchentlichen Regen waren auch diese so tief erweicht, dass sie fast ebenso gefährlich wie der verlassene Weg waren. Ohne den Beistand des wegweisenden Tropeiro, blos auf meine eigenen Leute beschränkt, wäre es mir nicht möglich gewesen, diese Wegstrecke, die mir lange in lebhafter Erinnerung blieb, zurückzulegen.

Im *Rancho de Lages* machte die Tropa halt, ich ritt auf einem etwas bessern Wege weiter.

Es ist immer ein Zeichen einer weisen Regierung, wenn sie das Gute, was sie schafft, auch gut zu erhalten weiss. Diese Kunst versteht die brasilianische Regierung nicht. Sie lässt mit grossem Kostenaufwande Strassen bauen; aber der Tag ihrer Vollendung ist auch der Tag ihrer beginnenden Zerstörung. Entweder werden die Strassen gar nicht unterhalten, man begnügt sich, sie gebaut zu haben, oder die Conservationsdotation ist zu gering, um durch hinreichende Arbeitskräfte den stets nöthigen Ausbesserungen das Gleichgewicht zu halten, oder endlich bleibt das zur Strassenerhaltung bestimmte Geld in den Taschen eines der vielen Organe, durch die es zu seinem Bestimmungsorte gelangen sollte, stecken.[1])

Gegen Mittag erreichte ich eine Stelle, wo ein Zufluss des Rio S. Antonio sich zwischen mächtigen durch einige Balken überbrückten Glimmerschieferschichten durchzwängt; sie heisst *Ponte do Soumidouro*. Unweit davon liegt ein Eisenhammer, einem Sohne des erwähnten Utsch gehörig; ein anderer Bruder besitzt eine Schmelzhütte in kurzer Entfernung von der Brücke über den Rio de Mata cavallos. Eine halbe Stunde lang dem linken Flussufer folgend, kam ich an dem *Rancho do Gamelleiro* (Hütte des Feigenbaumes) vorbei. Neben ihm steht ein uralter, prachtvoller Gamelleiro (ficus gigantea?), der gewaltigste Baum, den ich bisher in Brasilien gesehen hatte. Eine Anzahl Lehm-

[1]) v. Tschudi, Die Provinz Minas geraes, IX. Ergänzungsheft zu Petermann's Mittheilungen etc., S. 12.

nester von ewig lärmenden João do Barro (Apetiorhynchus ruficaudus Pr. Max.) klebten an seinen Aesten und Hunderte von gierigen Urubus bevölkerten seine dichte Krone. Ein unerträglicher Aasgeruch von einigen in der Nähe gefallenen Maulthieren hatte die Geierschar hergelockt, mich aber trieb er rasch an dem eigenthümlich schönen Bilde vorüber. Nach Uebersteigung eines letzten Bergrückens eröffneten die Vorberge der Serra da Lappa im Westen und im Norden ein muldenförmiges Thal mit dem Städtchen N. S. da Conceição einen wundervollen Anblick.

Zum ersten mal benutzte ich hier die Gastfreundschaft der Mineiros, ritt bei dem Kaufmann Felipe Antonio Gonçalves vor, gab meinen Empfehlungsbrief ab und wurde freundlich aufgenommen. Ich musste hier einen Rasttag halten, meine Thiere waren hart mitgenommen und ich sah mich genöthigt, eins der Lastthiere gegen ein kräftigeres zu vertauschen. Durch die stets abwechselnde Hitze und Regen wird die Haut der Maulthiere äusserst weich und empfindlich. Die von Schweiss und Regen durchnässten Packsättelkissen können die Nacht über nicht gehörig austrocknen, sie werden in der Frühe auf die vom nächtlichen Regen triefenden Thiere gelegt; im Laufe des Tages spannen oder lockern sich die Gurte und Riemen je nach der wechselnden Temperatur. Das Aufscheuern des Rückens der Lastthiere ist daher unvermeidlich. Trotz aller angewendeten Vorsichtsmassregeln ist an ein Heilen der Wunden unter dem Sattel nicht zu denken. Fast von Tag zu Tag vergrössern sie sich und machen endlich die Mula dienstunfähig. Die sorgfältigste Behandlung der Thiere beim Aufsatteln kann allerdings diesen Zeitpunkt hinausschieben; geheilt werden sie aber nur durch langes Ausruhen und die umsichtigste Pflege. Es ist ein äusserst peinliches Gefühl für den Reisenden, wenn er alle Morgen sieht, wie seine Lastthiere beim Beladen sich vor Schmerzen krümmen und winden, oder wie sein Reitthier, wenn er den Fuss in den Bügel setzt, zurückweicht, sich niederlässt, oder ausschlägt, oder sich bäumt, weil der Moment des Aufsitzens es so heftig schmerzt. Besonders empfindlich sind die Thiere, wenn im Anfange der Verletzungen Entzündungen und Geschwulst vorhanden sind,

weit weniger, wenn diese einmal in Eiterung übergegangen sind, dann aber ist der Geruch dieser Wunden für den Reisenden, solange er reitet, fast unerträglich lästig. Während der trockenen Jahreszeit sind bei hinreichender Vorsicht die Satteldrucke leicht zu vermeiden. Die Haut der Thiere ist härter, die Sattelkissen werden nicht so nass, die Gurten bleiben unverändert und der Reisende kann seinen Diener wol für Satteldrucke bei gleichmässigen Ladungen verantwortlich machen.

Während 8—10 Stunden sind die Thiere ohne Unterbrechung auf dem Marsche. Abends und morgens erhalten sie allerdings, wenn es nur irgend möglich ist, ihre Portion Mais, die Nacht über müssen sie indessen, trotz ihrer Müdigkeit, die Nahrung auf den meist sehr armen Weiden suchen. Fressen sie ohne zu *ruhen*, so werden sie bald überangestrengt, ruhen sie aber ohne zu *fressen*, so werden sie kraftlos. Wenn in den langen, oft empfindlich kühlen Nächten der Regen stromweise herunterstürzt, so stehen die armen Thiere obdachlos mit gesenkten Köpfen beieinander, ohne zu fressen, ohne zu ruhen, und doch sollen sie am nächsten Morgen ihr Tagewerk ebenso frisch beginnen, als wenn sie eine regelmässige Pflege genossen hätten. Nur das äusserst genügsame, zähe Maulthier ist fähig, alle diese Unbilden auszuhalten, und auch unter diesen nur die kräftigen, gutgebauten Individuen.

Von der Tüchtigkeit des Camarada, dessen Obhut die Thiere anvertraut sind, hängt begreiflicherweise ausserordentlich viel ab. Seine Geschicklichkeit im Beladen und im Herrichten der Packsättel, sein Eifer beim Putzen und bei der Pflege der Thiere, seine Vorsicht, Wegkenntniss und Ruhe kann dem Reisenden den grössten Nutzen, die geringste Nachlässigkeit den grössten Schaden bringen. Die gute Wahl eines solchen Dieners ist daher von erster Wichtigkeit.

Ich hatte kaum Zeit meine Reisekleider abzulegen, als ich auch mehrere Besuche von Personen erhielt, an die ich nicht empfohlen war, darunter der Pfarrer, der Municipalrichter, der Friedensrichter, die mir alle ihre Dienste anboten. Wahrscheinlich war blos Neugierde die Hauptursache dieser mir wenig

erwünschten Visiten und zweifelsohne hätten alle diese Herren mich gänzlich unbeachtet gelassen, wäre ich, statt bei einer Notabilität des Städtchens, einfach in einer Herberge abgestiegen. Ein mir Unbekannter, der mich wahrscheinlich rauchen sah, schickte mir seinen Neger und liess mich um Cigarren bitten, „falls ich gute habe"! Aergerlich über diese Zudringlickeit liess ich ihm durch seinen schwarzen Boten erwidern, meine Cigarren seien sehr schlecht; wenn er mir bessere schicken könne, werde es mir angenehm sein. Im Innern von Minas werden selten reine Cigarren (charutas), sondern fast ausschliesslich Papier- oder Strohcigarretten geraucht, die sich jeder selbst von dem feuchten, klebrigen, sehr fest gesponnenen, meistens in Minas gewonnenen, wohlschmeckenden Rolltaback verfertigt.

Das Städtchen *Conceição do Serro* oder *Conceição do Matto dentro* besteht nur aus zwei parallel laufenden Strassen und zählt 200—210 Häuser, worunter einige gut und hübsch gebaute; die meisten aber, in einem ruinenähnlichen Zustande, zeugen von dem Verfall der Ortschaft. Einstens wurde ziemlich viel Gold in der Umgegend gewonnen; seit aber jener vorübergehende Reichthum sein Ende erreicht hat, ist, trotz Rangerhöhung des Ortes vom Kirchspiel zum Flecken und endlich zur Stadt, der Wohlstand der Bewohner nicht mehr zurückgekehrt. Es wird in den erschöpften Gruben noch etwas weniges Gold gefunden. Die Umgegend ist unfruchtbar und daher für den Ackerbau wenig geeignet. Die Industrie beschränkt sich auf etwas Handgespinst von Baumwollgarn und einige Eisenfabrikation. Unter diesen Verhältnissen kann auch von Handel keine Rede sein. Unweit des Städtchens werden sowol im Rio de Peixe als auch im Rio de S. Antonio etwas Diamanten gefunden.

Conceição besitzt bei einer Bevölkerung von nicht ganz 2000 Seelen doch vier Kirchen, von denen eine unvollendet und zwei in Reparatur begriffen waren. Die am schönsten ausgestattete ist die ausserhalb des Ortes auf einer Anhöhe gelegene Kirche do Patrocinio. Das auffallende Misverhältniss zwischen der Anzahl der Einwohner und der Kirchen finden wir in keiner Provinz Brasiliens in so hohem Grade wie in Minas geraes. Der

Grund liegt, wie schon oben angedeutet, in der einstigen reichen Goldausbeute. Nicht rein christlicher Sinn, sondern die Hoffnung, durch Gründung einer Kirche die besondere Gunst des Heiligen, dem sie geweiht wurde, und durch diese heilige Vermittlung einen reichen Segen bei den Minenarbeiten zu erlangen, bewog so viele Mineiros zur Erbauung von Gotteshäusern. Der Minensegen blieb aber gewöhnlich aus; der Kirchenbau hingegen verschlang bedeutende Summen, die meistens die Kräfte eines einzelnen, ja ganzer Ortschaften überstiegen; daher auch so viele Kirchen und unter diesen so manche unvollendete.

Mein Hauswirth vertrat in Conceição auch die Stelle eines Apothekers und seit dem Tode des letzten Arztes konnte er seinem ärztlichen Dilettantismus freien Lauf lassen. Eine aus dem Französischen übersetzte Arzneimittellehre war ihm ein treuer Rathgeber bei seinen Heilversuchen. Da er ein wohlhabender Mann ist und Freude an seiner Apotheke hat, so setzt er seinen Stolz darein, recht viele Medicamente zu besitzen. Ich hatte Gelegenheit, seine geheimnissvoll in einem innern Gemach aufgestellte Droguensammlung anzusehen und konnte nur über die Menge der dort aufgehäuften Medicamente staunen. Fast die ganze Pharmakopöe war daselbst vertreten, sogar die seltenern Alkaloide wie Digitalin, Atropin, Aconitin etc.; ferner alle Sirupe, Balsame, Pillen, Capsules, Pflaster, Pasten und Heilpommaden, womit englischer und französischer Charlatanismus die Reichshauptstadt überschwemmen und deren marktschreierische Ankündigungen den dortigen Tageblättern eine so reiche Rente abwerfen. Aber welcher Wirrwarr unter diesen Droguen! „Es lag hier alles durcheinander Wie Mäusedreck und Koriander.“ Ohne irgendeine Ordnung und wäre es auch nur nach der Grösse oder Form der Gläser und Büchsen lag und stand alles so bunt nebeneinander, dass das Herausfinden eines gewünschten Artikels die längste Zeit erforderte. Um Weinsteinrahm z. B. oder Rhabarber zu finden, musste ein ganzer Wust von Extractbüchsen und chemischen Präparaten, wie citronensaures Eisen, blausaures Quecksilberoxyd, Spiessglanzseife u. s. f., die alle seit Jahren, nämlich seit sie aus Rio de Janeiro angelangt waren, unberührt standen, erst weggeräumt

werden. Um seine Vielseitigkeit zu beweisen, verkaufte dieser pharmaceutische Dilettant in seinem Kaufmannsladen auch homöopathische Apotheken.

Am Tage nach meiner Ankunft wurde das Hauptfest des Städtchens, die Festa de São Sebastião gefeiert. Vormittags trugen einige Leute, die mir Kirchendiener zu sein schienen, eine Fahne mit dem Bildniss des Heiligen von Haus zu Haus und boten sie jedem der Anwesenden zum obligaten Kusse dar. Abends war grossartige Procession. Die Notabilitäten folgten ihr im schwarzen Frack, die betreffenden Damen, worunter sich meine freundliche Hauswirthin auszeichnete, in eleganter französischer Tracht; die Frauen der Mittelklasse in braunen oder blauen Mänteln von langhaarigem Wollstoffe (trotz 24° R. Wärme), die ärmern in rothbunten Tüchern. Die Paramente der Geistlichen waren zum Theil sehr reich. Die schmucke, sehr reinlich gekleidete Nationalgarde in weissen Beinkleidern und blauem Frack schloss sich dem Umzuge an. Natürlich wurden den ganzen Tag nach echt brasilianischer Art zahllose Raketen und Schwärmer abgebrannt und fast ununterbrochen mit Pistolen geknallt.

Einige Stunden nach meiner Ankunft in Conceição erhielt ich von einer gewissen Donna Christina eine Einladung, sie zu besuchen, und da ich erfuhr, dass sie die Tochter des obenerwähnten Utsch sei, so folgte ich der Negerin.

In einem ärmlichen Hause fand ich eine grosse, hagere, circa funfzigjährige Frau mit auffallenden männlichen Gesichtszügen, schneeweiss gekleidet. Sie hatte sich für die Novena des heiligen Sebastian geschmückt. Eine sonderbare Erscheinung. Sie äusserte ihre unverhohlene Freude, mich zu sehen, und erzählte mir in schlechtem Deutsch (sie hatte ihre Muttersprache grösstentheils vergessen), viel von ihrer Geschichte und der der verunglückten Eisenschmelzerei von Morro de Gaspar Soares. Vor einigen und dreissig Jahren war sie mit ihrem Vater, der als Schmelzer von Camara engagirt war, nach Brasilien gekommen, hatte sich später mit einem Eingeborenen verheirathet und lebte nun in ziemlich ärmlichen Verhältnissen. Vor einigen Tagen hatte der Blitz ihrem Bruder in Soumidouro vier Kühe und ein Pferd

erschlagen; in ihrem sonderbaren Jargon theilte sie mir mit, dass dieser Bruder mit seiner Frau, einer Brasilianerin, nicht gut lebe; „sie sei überzeugt, ihre Schwägerin habe ihm veneno, algum Gift gegeben, das geschehe öfter mit plantas do Matto“.

In den Gärten von Conceição fand ich Mandioca, Aipi, Kaffeebäume, Ananas, Taioba (eine Araoide), Mais, Bohnen und Kürbisse. Im grossen, auf freiem Felde kommen weder Mandioca noch Ananas oder Kaffee fort. Ich erkundigte mich bei der Frau des Hauses nach dem Milcherträgniss ihrer schönen Kühe des grossen Minasschlages und erfuhr von ihr, dass diese Kühe neumelkend pro Tag zwei Flaschen (etwa eine österreichische Mass, etwas mehr als ein preussisches Quart) Milch geben; selten seien die Kühe, die 3—4 Flaschen, und die 6—8 Flaschen geben, gehören zu den grössten Ausnahmen und seien fast unbezahlbar. Diese Angaben stimmten genau mit dem überein, was mir schon an andern Orten mitgetheilt worden war.

Während meines Rasttages war es mir gelungen, ein kräftiges, grosses Maulthier mit gesundem Rücken (o levantado genannt) gegen einen meiner Invaliden einzutauschen, natürlich mit einem bedeutenden Aufgelde meinerseits.

Am Tage meiner Abreise hatte der nächtliche Gussregen bis 10 Uhr vormittags angedauert, sodass auch die Tropeiros nicht abzureisen wagten. Um 11 Uhr heiterte sich das Wetter indessen so weit auf, dass ich die schon seit Tagesanbruch mit ihren Packsätteln bereit stehenden Lastthiere abgehen lassen konnte. Eine halbe Stunde später folgte ich, begleitet von meinem zuvorkommenden Hauswirthe, der mich erst, als wir die Maulthiere eingeholt hatten, nach einem zärtlichen Abschiede verliess.

Schon beim Aufladen hatte ich einen unerträglichen, mir wohl bekannten Geruch bemerkt; auf meine Erkundigung erzählte mir der Camarada, als er vor Tagesanbruch auf die Weide gegangen sei, um die Maulthiere zu holen, habe er auf der Erde ein kleines Thier bemerkt und es mit der Halfter erschlagen. Es war ein Stinkthier und hatte ihm mit dem ihm eigenthümlichen ekelhaft bockähnlichen Gestank seine Kleider und den Strick verpestet. Letztern warf er zwar weg, die erstern behielt er aber an. Ich

war genöthigt, mich zwei Tage lang auf grosse Distanz von ihm fern zu halten und verbat mir für die Zukunft derartige Jagden. Das Stinkthier wird von den Brasilianern Catinga genannt. Mit diesem Worte bezeichnen sie auch den scharfen Schweissgeruch der Neger, überhaupt jeden Bockgestank. Sie nennen ebenfalls Catinga gewisse Wälder in warmen, feuchten Lagen, grösstentheils aus Bäumen bestehend, die alljährlich ihre Blätter abwerfen. Ein eigenthümlich scharfer, diese Wälder von Zeit zu Zeit erfüllender Modergeruch hat ihnen wahrscheinlich den Namen Catinga verdient.

Die Catinga ist ein niedliches Thierchen von der Grösse einer Katze, langhaarig mit breiten weissen Längsbinden; es ist sehr possirlich aber zornig und spritzt, verfolgt oder verwundet, auf seine Feinde eine klebrige, stinkende Flüssigkeit aus einer Drüse unter dem Schwanze. Der Geruch haftet wochenlang an den angespritzten Gegenständen. In Peru räuchert man die so verunreinigten Kleider mit Maulthiermist. Ich habe die Zweckmässigkeit dieses Mittels öfters erprobt. Vor kurzem liess ich das Fell eines Stinkthieres, das ich vor mehrern Jahren erlegte, gar machen; es zeigte nicht den mindesten übeln Geruch. Der Weissgerber, dem das Fell natürlich unbekannt war, schwur hoch und theuer, er werde in seinem Leben nie wieder eine solche Haut verarbeiten; der Gestank sei so unerträglich gewesen, dass er ihn beinahe aus der Werkstätte getrieben habe. Er wird auch so leicht nicht wieder in die Lage kommen ein Stinkthier zu gerben. Durch das Nassmachen und die verwendete Kalklösung scheint sich der specifische Geruch von neuem entwickelt zu haben.

Eine Stunde nach meiner Abreise kam ich an eine lange, hölzerne Brücke; eben im Begriff darüberzureiten, bemerkte ich, dass der Tropapfad durch den sehr angeschwollenen Fluss führe. Ich folgte also diesem. Am entgegengesetzten Ufer angelangt, sah ich erst, dass ein Drittel der Brücke eingestürzt war. Schon jahrelang befand sie sich, wie ich später erfuhr, in diesem gänzlich unbrauchbaren Zustande! Ich ritt meistens über baumlose Weiden, am linken Flussufer längs einer Berglehne, nur wo sich der Weg in die Thalsohle senkt, sind dampfende Wälder.

Um 2 Uhr passirte ich den Retiro do *Dr. Bento Alves.* Er ist ein elendes Lehmgebäude mit einem den Einsturz drohenden ersten Stock (sobrado). In kurzer Entfernung davon liegt ein Eisenhammer, der dem verstorbenen Dr. Bento Alves gehörte. Man findet diesen Punkt auf den Karten verzeichnet. Die steilen, eckigen Gebirge der Serra de Taparoca und Serra da Tapeira bringen eine wohlthätige Abwechslung in das sonst so einförmige Landschaftsbild.

Eine halbe Stunde später erreichte ich den $2^1/_2$ Legoas von Conceição entfernten *Rancho de Eduardo*, wo ich zu bleiben beschloss. Diese Herberge war zwar nichts weniger als einladend, der Wirth aber ein gefälliger Mann. Dem Rancho gegenüber streicht die *Serra da ferragem*; sie enthält sehr viele Eisenerze; in der Thalsohle liegt ein Eisenhammer (fabrica de ferro). In der Ausdehnung von 5 Legoas befinden sich in dieser Gegend sechs Eisenhämmer, die vorzüglich Hufeisen, Hufnägel, wald- und feldwirthschaftliche Werkzeuge liefern. Die Klage über Abnahme des Holzes ist eine allgemeine und binnen wenigen Jahren werden wol alle diese Gewerke in holzreichere Gegenden versetzt werden müssen. Die Eisenerze kommen in solcher Menge vor, dass es viel weniger kostspielig und leichter ist, einen Eisenhammer eingehen zu lassen und in einer andern Gegend einen neuen zu errichten, als das Holz auf Maulthieren zu den schon bestehenden zu schleppen.

Unter heftigem, mit wenigen Unterbrechungen den ganzen Tag andauernden Regen ritt ich am folgenden Morgen um 6 Uhr weiter. Kaum $^1/_4$ Stunde hinter Eduardo nahmen wir, um einen grossen Morast zu vermeiden, einen Weg links und gelangten nach $^5/_4$stündigem Ritte an einen hochgeschwollenen Fluss mit morastigen Ufern, über den wir mit unsaglicher Mühe setzten; die Thiere bis hoch über die Brust und folglich auch ein Theil der Ladungen im Wasser. Nachdem wir am jenseitigen Ufer einen hohen Berg erstiegen hatten, trafen wir zwei Neger, die mir auf mein Befragen (ich hatte nämlieh schon lange vermuthet, dass wir irre ritten) die höchst unerquickliche Mittheilung machten, dass die eingeschlagene Richtung eine ganz

falsche sei und wir den eben zurückgelegten Weg wieder bis fast nach Eduardo zurückkehren müssten. Das Uebersetzen über den Fluss ging diesmal noch schlechter. Der Diamante stürzte mit seiner Ladung im Wasser und wurde schon vom Flusse fortgerissen, als er glücklicherweise wieder festen Boden und bald darauf das Ufer gewinnen konnte. Nach dreistündigem Ritte kamen wir natürlich in hohem Grade mismuthig wieder zum Atoleiro. Hier versank mein Sattelthier auch sogleich derart, dass ich über seinen Kopf wegschreiten musste und beim Versuche, ihm herauszuhelfen, selbst bis über die Hüften im Moraste stecken blieb. Der Weg ist zwar ziemlich breit angelegt, aber voll Löcher und Morast und auf langen Strecken wirklich lebensgefährlich zu passiren.

Wenn die Tropas gefährliche morastige Stellen überschreiten müssen und schlechterdings denselben nach keiner Seite hin ausweichen können, sodass ein Versinken oder ein gänzliches Zugrundegehen der Thiere zu befürchten ist, dann werden die steifen Häute von den Ladungen abgenommen und über den Morast gelegt. Die Maulthiere schreiten mit grosser Sicherheit, obgleich sehr ängstlich darüber hinweg. Die Treiber der letzten Lotes nehmen die Häute wieder auf.

Kurz vor der Fazenda de D^a Rosa bemerkte ich zerstreut auf dem Campo eine bisher noch nicht beobachtete Palme. In der Blattbildung glich sie der Macaúbapalme, hatte aber eine viel spärlichere Krone als diese und einen 6—10 Fuss langen, sehr biegsamen Schaft. Als ich durch den Hof der Fazenda ritt, waren Herr und Frau des Hauses im offenen Milchkeller beschäftigt. Ich erkundigte mich nach dem Wege und dem Arrayal de Rio do Peixe, wo ich mein Nachtquartier aufzuschlagen dachte. Der Fazendeiro erwiderte mir, die Distanz betrage 3½ Legoas (ich wusste indess ziemlich genau, dass es 1 Legoa weniger sei) und lud mich freundlich ein, wegen des heftigen Regens die Nacht über hier zu bleiben; ich würde bei ihm alles finden, dessen ich bedürfe. Ich lehnte das Anerbieten dankend ab, denn es war noch zu früh, auch hatte man mich vor dieser Fazenda wegen Ungeziefer und unfreundlicher Behandlung gewarnt. Der

letztere Vorwurf schien mir unbegründet zu sein; die Richtigkeit des erstern festzustellen, fühlte ich in der That kein Bedürfniss.

Bergauf, bergab führte nun der Weg bald in nordöstlicher, bald in nordwestlicher Richtung. Vom Rücken eines eben erstiegenen Hügelzuges erblickte ich endlich auf einem gegenüberliegenden Kamme die thurmlose Lehmkirche und einige Häuser des Dörfchens *São Antonio do Rio do Peixe*. Die ersten Häuser liegen in der Thalsohle, an sie reihen sich an der Berglehne bis zum Kamme hinauf ziemlich ärmliche Wohnungen, eine steile Strasse bildend. Eins der ersten und besten Häuser, die ich erreichte, gehörte einem gewissen José Joaquim Carlos de Abreu, an den ich einen Empfehlungsbrief mitführte. Frau und Tochter sassen am offenen Fenster; ich gab den Brief ab und bat um ein Unterkommen. Es wurde mir von Madame rund abgeschlagen. Ich gestehe, ich war einigermassen betroffen, denn der Regen stürzte in Strömen herunter und schon dieser Umstand hätte genügt, einem Reisenden seine Bitte nicht zu verweigern. Aergerlich ritt ich weiter und wollte nun auch keinen der andern Empfehlungsbriefe, die ich für diesen Ort hatte, abgeben. Nach vielem Hin- und Herfragen wurde mir endlich eine sehr unreinliche Herberge angewiesen, wo ich ebenfalls ziemlich barsch empfangen wurde, denn die Besitzerin war eben im Begriff, Roscas (eine Art Brezeln) zu backen. Nach längerm Warten schickte sie endlich eine Negerin und liess mir in einem nahe gelegenen Häuschen ein Zimmer öffnen, dessen ganzes Ameublement in einem vierfüssigen hölzernen Kasten bestand. Eine Stunde später trafen meine Ladungen ein. Beim Heruntersteigen ins Thal hatte das Pferd einen Anfall von Kolik und musste neben dem Wege liegen gelassen werden. Später kehrte der Camarada zurück und brachte es bei einbrechender Nacht in einem höchst traurigen Zustande. Mein Reisebett und ein Theil der Ladungen waren triefend nass; ich suchte alles so gut wie möglich zu trocknen.

Schneller als ich es erwartete, stellte mir die Negerin schwarze Bohnen und Palmkohl mit einigen Brocken Fleisch auf den Kasten, vor dem ich nun stehend mein Abendessen verzehrte. Kaum war ich damit zu Ende, als ein Sklave einen Brief des

Herrn José Joaquim brachte. Er enthielt lebhafte Entschuldigungen, dass mich seine Frau nicht empfangen habe; er selbst sei gerade in der Kirche gewesen, um deren Ausschmückung für ein am nächsten Tage abzuhaltendes Fest zu überwachen; er ersuche mich doch die Herberge mit seiner Wohnung zu vertauschen. Ich wies das Anerbieten zurück und liess mich ganz einfach Herrn José Joaquim empfehlen. Ich muss übrigens erklären, dass ich hier in Rio do Peixe das *einzige mal* während aller meiner Reisen durch Brasilien erfolglos Gastfreundschaft beansprucht habe, und wäre der Herr des Hauses anwesend gewesen, so hätte er mich zweifelsohne auch nicht abgewiesen.

Da das Wetter es kaum erlaubte aus dem Zimmer zu treten, so liess ich durch die Negerin einen zweiten Empfehlungsbrief an einen in der Nähe wohnenden Kaufmann abgeben. Bald sah ich auch Herrn Justino Correia in Hemdärmeln, ohne Weste und ohne Strümpfe durch den Koth zu mir herüberwaten. Nach den ersten Begrüssungen setzte er sich mir gegenüber auf einen meiner Koffer, schlug das rechte Bein über das linke, streifte den Holzpantoffel vom Fusse und begann nun ganz gemüthlich mit den Fingern an und zwischen den Zehen herumzukrabbeln. Diese appetitliche Beschäftigung setzte er während der ganzen Dauer seines Besuches fort, wechselte aber zuweilen mit den Füssen.

Nach Correia's Angaben werden in Rio do Peixe ziemlich viel Diamanten und Gold gewaschen, letzteres von hohem Gehalte. Aus seinen Mittheilungen ging hervor, dass er den Unterhändler in diesen beiden Artikeln spielt. Das Gold verkaufte er zu 4 Milreis bis 4100 Reis die Oitava ($^1/_8$ Unze) und Diamanten hatte er noch vor wenigen Wochen zu 512 Milreis, vor einigen Tagen aber nur noch zu 300 Milreis die Oitava der nämlichen Qualität verkauft.

Vom Arrayal Rio do Peixe nach der Stadt Cerro ist nur eine Entfernung von 3 Legoas und der Weg ziemlich gut, wenngleich während der Regenzeit mit mehr Atoleiros versehen, als dem Reisenden angenehm ist. Schon 1 Stunde hinter dem Arrayal erblickt man auf einer Höhe die Kirche N^a. S^a. do Rosario jener Stadt. Etwas weiter lässt man links eine grosse Fazenda,

früher unter dem Namen Roça do Capitão João, jetzt Jorge bekannt, liegen; sie war einst die blühendste der ganzen Comarca, heute ist sie gänzlich in Verfall; unweit davon war ehemals eine grossartige Venda mit einem Rancho, gegenwärtig sind kaum noch einige Steine davon übrig. In der Stadt Cerro war ich an den Herrn Francisco José de Vasconcellos Lessa, Baron von Diamantina, eine in Minas sehr bekannte Persönlichkeit, empfohlen und wurde von ihm sehr zuvorkommend aufgenommen.

Ich benutzte einige regenfreie Nachmittagsstunden, um mir die Stadt, die einst den grossartigen Namen Villa do Principe führte, anzusehen. Ihre grösste Ausdehnung ist von West nach Ost und beginnt und endet mit einer auf einer Anhöhe liegenden Kirche. Die eigentliche Stadt liegt amphitheatralisch in einem muldenförmigen von zwei Hügelzügen gebildeten Thale. Seine Sohle wird von dem Flüsschen Riberão dos Quatro vintems, einer der südlichsten Quellen des *Rio Jequitinhonha*, durchfurcht. In kurzer Entfernung davon fliesst der Riberão Guanhães, der sich in den Rio de São Antonio, einen bedeutenden Zufluss des *Rio Doce*, ergiesst. Wir haben also hier eine Wasserscheide der beiden grossen Stromgebiete.

Es ist ziemlich unbestimmt, wann die Stadt gegründet wurde, wol, wie die meisten grössern Ortschaften Centralminas, von den goldsuchenden Paulistas zu Ende des 17. Jahrhunderts; sicher ist es, dass diese den ganzen Gebirgszug *Serra fria* (Uebersetzung des ursprünglichen indianischen Namens Hivituruhi) benannten. Durch königliches Decret vom 29. Januar 1714 wurde die damals schon ziemlich beträchtliche Ortschaft zum Flecken als Villa do Principe und 1720 zum Hauptorte der neu errichteten *Comarca do Serro do Frio* erhoben; 1751 wurde die königliche Goldschmelzerei behufs der Erhebung des Zehentgoldes (quinta) dahin verlegt, und 1837 erhielt der Flecken den Namen und Rang einer Stadt als *Cidade do Serro*.

Die von Ost nach West streichenden Hauptstrassen dieser Stadt sind, wie in allen Städten Minas, äusserst schlecht gepflastert, die Häuser mit wenigen Ausnahmen niedrig und unansehnlich. Das schönste, eins der besten der ganzen Provinz,

ist das des Barão da Diamantina. Serro hat nicht mehr als 3500 Einwohner; während der Glanzepoche des Diamantengewinnes soll es gegen 5000 gezählt haben. Die Einwohnerzahl des Kirchspiels wird auf 10000 angegeben.

Trotz dieser geringen Bevölkerung besitzt Serro doch sechs Kirchen. Am östlichen Ende der Stadt liegt die Igreja de Nª. Sª. do Rosario, am westlichen die Kirche von Santa Rita. Die Hauptkirche, Nª. Sª. da Conceição geweiht, befindet sich so ziemlich im Mittelpunkte. Ich sah sie in einem erbärmlichen Zustande. Auf einem Sockel aus behauenen Steinen, Arbeit eines deutschen Steinmetzen, stehen die Lehmwände des Gebäudes. Sie sind sowol an der innern als auch an der äussern Seite halb zerstört; an vielen Stellen erlauben ausgebröckelte Löcher eine Aussicht ins Freie. Der Kalkanwurf ist grösstentheils abgefallen, nirgends ein architektonischer Schmuck zu bemerken. Einige Farbenkleckserelen an der Decke des Schiffes sollen Malereien vorstellen. Der Fussboden ist zwar gedielt, die Bohlen aber liederlich bearbeitet und gelegt, sodass einige die andern um mehrere Zoll überragen; viele davon sind schon verfault. Und doch ist die Kirche erst 68 Jahre alt! Die beiden Kirchen Nª. Sª. da Purificação und Nª. Sª. da Corona stehen tiefer thalwärts und die letzte endlich, die Igreja do Senhor Bom Jesus do Matosinho, im westlichen Thalgrunde.

Den Gottesdienst in diesen sechs Kirchen versehen ein gesunder und ein lahmer Geistlicher. Man klagte allgemein über Mangel an Seelsorgern im Bisthume. Anfangs hatte der Bischof von Marianna rücksichtslos allen die Weihe ertheilt, die sich mit noch so dürftigen Kenntnissen zur Ordination präsentirten, worunter eine nicht geringe Anzahl wirklich untauglicher, ja sogar verworfener Individuen. Unter dem Einflusse der Lazaristen in Caraças stiegen endlich dem Bischof Scrupel über sein allzu leichtes Vorgehen auf und er ordinirte dann durch längere Zeit gar keine Priesterzöglinge mehr, daher auch der Mangel an Geistlichen in seiner Diöcese.

Als geistliche Aushülfe fungirte Padre José, der Hauskaplan des Barons von Diamantina, zugleich auch Erzieher seiner

Töchter. Ich fand in ihm einen gebildeten, zuvorkommenden, ältern Mann mit einem durchtrieben feinen Gesichtsausdrucke, der bei näherer Bekanntschaft mehr abstösst als anzieht. Es war nicht schwer zu erkennen, dass P. José das dominirende Princip im Hause sei.

Mein Hauswirth theilte mir aus seinem Schatze ausgedehnter und gründlicher Kenntnisse der Provinz eine Menge werthvoller Aufschlüsse mit. Er hatte die Reise nach Rio de Janeiro schon 47mal hin- und zurückgemacht und, wie es scheint, zu jener Zeit, als die Diamantenausbeute noch königliches Vorrecht und die höchstgefährliche Contrebande mit diesen Edelsteinen sehr gewinnbringend war, auch mit bedeutenden pecuniären Erfolgen. Sklavenhandel und Diamantencontrebande haben in frühern Jahren in Brasilien sehr viele bedeutende Vermögen gegründet. Er führte mir viele Beispiele an, wie die Unkosten einer solchen Reise durch die stets steigenden Preise der Lebensmittel, des Futters für die Thiere u. s. f. sich von Jahr zu Jahr höher stellen. Besonders in neuerer Zeit trat dieses Verhältniss am auffallendsten hervor. Im Juli 1857 z. B. liess er seine Tochter von Rio de Janeiro abholen; die Herreise kostete 500 Milreis. Im October liess er sie wieder nach der Reichshauptstadt zurückbegleiten. Die Rückreise, genau mit derselben Begleitung (13 Personen, meistens Sklaven) und der gleichen Zahl von Lastthieren kostete schon über 700 Milreis. Zu bemerken ist, dass die Küche mitgeführt wurde, wodurch sich die Ausgaben bedeutend vermindern.

Ich habe oben das Haus des Barons von Diamantina als eins der schönsten der Provinz angeführt und es verdient auch in der That diese Bezeichnung. Die Baukosten scheinen sich auf eine sehr bedeutende Summe belaufen zu haben. Die Aussenseite des Gebäudes ist mit von Rio de Janeiro, 128 Legoas weit, auf Maulthieren hergebrachten Zinkplatten belegt. Die innere Anlage ist grossartig, aber man bemerkt doch überall, dass die leitende Hand eines tüchtigen Architekten bei der Construction fehlte. Die Zimmer sind durchaus mit Glasfenstern (ein Luxusartikel im Innern von Minas) versehen und tapezirt. Das

Dach ist, wie im allgemeinen in Brasilien, mit Hohlziegeln derart gedeckt, dass die Kanten von je zwei nebeneinander concav liegenden von einem mit der convexen Seite noch oben gerichteten Ziegel bedeckt sind. Diese Art Dachdeckung gewährt nie einen hinlänglichen Schutz gegen den Regen. Ich habe sowol in Rio de Janeiro wie im Innern des Landes immer bemerkt, dass bei heftigen Regengüssen das Wasser an unzähligen Stellen den Weg durch die Dächer ins Innere der Häuser findet; auch in Serro troff es durch die Zimmerdecke in mein Bett. Der Grund davon liegt wol darin, dass von Anfang an die Ziegelfugen nicht ausreichend mit Kalk oder Mörtel verstrichen werden, oder dass durch atmosphärische Einflüsse die Verkittung sich bald wieder loslöst. Es wird überhaupt in ganz Brasilien mit Kalk sehr gespart, denn er ist ein theurer Artikel. In Serro kostet ein Alqueire (genau $^4/_5$ preussische Scheffel) gebrannter Kalk 3500 Reis (9 Franken); er muss aus einer Entfernung von 20 Legoas durch Maulthiere hergetragen werden.

Indem ich hier einige Bemerkungen über die Mahlzeiten in Minas geraes und beziehungsweise ganz Brasilien einschalte, ist es keineswegs meine Absicht, detaillirte Speisezettel mitzutheilen, noch weniger konnte es mir beifallen, dem Beispiele so mancher Reisenden zu folgen und Tag für Tag getreulich Namen und Zahl der Gerichte zu referiren, die entweder in eintöniger Gleichförmigkeit in den in der Regel schlechten Herbergen, oder in mannichfaltiger Abwechslung an dem reichbesetzten Tische des wohlhabenden Gastgebers geboten werden; ich bezwecke nur hier ein allgemeines Bild der bromatologischen Verhältnisse des Landes zu geben.

Die Nahrungsverhältnisse im mittlern und südlichen Brasilien stimmen so ziemlich überein und ich werde auch nur diese hier betrachten, da mir die von Nordbrasilien weniger bekannt sind. Bei den niedern Klassen sind die beiden Mahlzeiten, Frühstück und Mittagessen, ersteres zwischen 8 und 9 Uhr, letzteres gegen 2 Uhr, nicht sehr verschieden und bestehen gewöhnlich in schwarzen Bohnen, oft Reis dazu, etwas luftgetrocknetem Rindfleisch (carne secca) oder gedörrten Fischen, entweder Stockfisch

oder an der Küste des Reiches eingesalzene und getrocknete Fische. Frisches Fleisch wird selten gegessen und dann meistens würflig geschnitten in Sauce mit verschiedenen Ingredienzien. Als Gemüse dienen entweder Batatas, die Wurzeln mehrerer Aroideen, auch verschiedene Spinat- oder ampferähnliche Kräuter (ervas) und Palmkohl; gekochter Mais (in ganzen Körnern) kommt häufig in Anwendung. Statt des Brotes wird ein griesartiges Mehl von gequelltem, dann gestampftem Mais, der zuletzt in einer Pfanne gedörrt wird, die sogenannte Farinha de milho, bei jeder Mahlzeit genossen. In den wärmern Gegenden, wo die Mandioca häufig gebaut wird, bereitet man aus dieser Wurzel eine angenehmere Farinha. Mit Wasser zu einem steifen Brei gekocht, gibt die Farinha de milho den Angú, ein in Minas bei keiner Mahlzeit fehlendes Gericht. Als Fett zur Bereitung der Speisen dient vorzüglich der gesalzene Speck oder frisch zerlassenes Schweinefett. Butter kommt fast nie zum Kochen in Verwendung. Beim ärmern Mineiro besteht oft die Hauptmahlzeit blos aus Käse, Rapadura (brauner Kuchen von eingesottenem Zuckerrohrsaft) und Farinha. Seine Nahrung ist im ganzen nichts weniger als gut und durchschnittlich schlechter als die der auf Fazendas gut gehaltenen Neger. Einigemal täglich trinkt er schwarzen Kaffee; dem Genusse des Branntweins ist er nicht abhold. Je dunkler die Farbe, d. h. je mehr Negerblut in ihm ist, desto leichter ergibt er sich dem Misbrauche alkoholhaltiger Getränke. Er ist im Essen allgemein mässig und begnügt sich mit einer weit geringern Quantität Nahrung als die Europäer deutscher und slawischer Abkunft.

Beim wohlhabenden und reichen Mineiro (Brasilianer überhaupt) findet man bei jeder Mahlzeit einen reich besetzten Tisch. Ausser den Nationalgerichten, Reis und schwarze Bohnen, die nie fehlen dürfen, weshalb auch der Brasilianer seinen Gast nicht auf einen „Löffel Suppe", sondern zu einer „Schüssel Bohnen" einladet, erscheinen eine sehr dicke Suppe (diese bildet jedoch nicht einen nothwendigen Bestandtheil des Mittagsessens), Rindfleisch unter verschiedenen Formen (sehr beliebt sind eine Art von Beefsteaks, die sogenannten Bifis), mageres Schweinefleisch, besonders

geschätzt ist der selten fehlende Schweinelendebraten (lombo de porco), bald kalt, bald warm; Hühner, theils gebraten, theils in Brühe; bei erwarteten Gästen sind Truthühner und Spanferkel gewöhnliche Gerichte. Es wurden mir einmal in der Provinz São Paulo elf Tage nacheinander immer zum Frühstück und Mittagsessen gebratene Spanferkel vorgesetzt. Schaffleisch wird sehr selten, Kalbfleisch fast nie genossen. Ausserdem finden wir auf dem Tische noch Gerichte von Eiern, Fischen, wo solche zu haben sind, Ervas, Palmkohl, Aipi, Batatas, Aroideen, Kartoffeln, letztere oft in sehr schlechter Qualität. Ich habe mehrmals unsere Kartoffeln nicht wieder erkannt, so degenerirt waren sie. Den Schluss der Mahlzeiten bilden Süssigkeiten (doces) aus eingemachten Früchten, die aber alle fast ganz gleich schmecken; sie sind fast ekelhaft süss, da sie mit so viel Zucker eingesotten werden, dass der eigentliche Fruchtgeschmack verloren geht, aus Marmeladen, Eiern, Cocosnüssen und einer Anzahl süsser Gerichte (Kuchen, Torten etc.), in deren Bereitung die brasilianischen Damen, besonders im Innern des Landes, excelliren. Auch der reiche Mineiro bedient sich statt des Brotes in der Regel der Farinha.

Die Speisen werden alle gleichzeitig auf den Tisch gesetzt und ein jeder der Anwesenden verlangt oder bedient sich von den Schüsseln, die ihm am meisten behagen. Wenn der ärmere Brasilianer sehr häufig Löffel und Gabel als überflüssige Luxusartikel betrachtet und sie durch die Finger ersetzt und mit Fertigkeit aus der Farinha und den suppigen schwarzen Bohnen Kugeln macht und sie in den Mund schiebt, so bedient man sich in wohlhabenden Familien doch regelmässig der Bestecke, gewiss immer, wenn Fremde mit bei Tische sitzen. Ich habe keinen einzigen Fall gesehen, dass ein anständiger Brasilianer die Finger statt der Gabel gebraucht hätte. Nur die trockene Farinha wird häufig mit drei Fingern genommen und in den Mund geworfen. Sie wird aber oft auch mit dem Messer oder einem Löffel mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit aus grosser Entfernung eben so geworfen. Der ungeübte Europäer wird beim Versuche, dieses Manöver nachzumachen, den geringsten

Theil an den Ort seiner Bestimmung bringen, den grössern aber in Bart, Gesicht und auf die Kleider werfen.

Im Gegensatze zur ärmern Klasse ist der wohlhabende Brasilianer in der Regel ein starker Esser und übertrifft darin den Europäer. Wer oft Gelegenheit hatte, Dampfboote zu benutzen, besonders brasilianische Küstendampfer, wird diese Bemerkung sicherlich bestätigt gefunden haben. Ich habe sie sehr häufig im Innern des Landes gemacht und war stets erstaunt, wie genügsam im Essen der Mann niedern Standes im Vergleich zum Reichen ist.

In Brasilien wird ein gewisses Embonpoint als Schönheit betrachtet und besonders in den Provinzen nimmt eine Dame es ebenso wohlgefällig auf, wenn man ihr ein Compliment über ihr „Fettsein" macht, als eine Europäerin, deren schlanke Taille man bewundert. Das schliesst indessen durchaus nicht aus, dass brasilianische Damen ebenso empfindlich als europäische für die Bewunderung ihrer übrigen Schönheiten sind.

Während der Mahlzeiten wird gewöhnlich Wasser getrunken. Schwarzer lissaboner Wein steht in der Regel auch auf dem Tische, mehr aber für die Gäste als für den Hausherrn. Feine Weine werden nur bei Festen servirt, am häufigsten Champagner. Englisches Bier (Pale Ale und Porter) findet man fast durch ganz Brasilien; bei den Mahlzeiten wird es indessen nicht getrunken. Dem gebildeten Brasilianer muss zum Lobe nachgesagt werden, dass er im allgemeinen im Genusse geistiger Getränke ausserordentlich mässig ist.

Nach Tisch bringt ein Neger ein Waschbecken mit Wasser und Glas; man wäscht sich die Hände, spült sich den Mund aus und trocknet sich an der sehr eleganten Serviette ab, die der Sklave über die Schulter hängen hat.

Die den romanischen Völkern anklebende ekelhafte Gewohnheit des ungenirten Ausstossens der Magengase nach vollendeter Mahlzeit findet man auch in Brasilien und um so häufiger, je mehr man sich en famille glaubt. Der Nordländer, dem schon von früher Jugend eine solche Unart, als gegen die Grundgesetze des Anstandes verstossend, verwiesen wurde, kann sich mit diesem Ausdrucke

des Behaglichkeitsgefühls, an dem der Südländer nicht das mindeste Anstössige findet, durchaus nicht befreunden.

Eine höchst wichtige Rolle während und nach den Mahlzeiten spielt der Zahnstocher (palito), der fast ununterbrochen in Bewegung gesetzt wird. Aus Gewohnheit oder Langeweile wird stundenlang mit dem Palito in den Zähnen herumgearbeitet. Wie der Yankee schnitzen muss, muss der Brasilianer stochern. Wenn manche behaupten, man lade in Brasilien zu „Thee und Zahnstochern“ ein, so hat diese ironische Bemerkung viel Wahres. Es ist mir oft zu Limonade oder Gefrorenem der unvermeidliche Zahnstocher angeboten worden. Um dieses unentbehrliche Instrument immer möglichst bei der Hand zu haben, pflegen die Frauen den Palito in das Haar zu stecken, die Männer hinter das Ohr, in die kurzen, krausen, schwarzen Locken, sogar in den Bart. Diese Gewohnheit findet man jedoch weit häufiger bei gente de meio pelo (Halbblutpersonen) als bei den bessern Klassen.

Die Zahnstocher werden meistens auf den Azorischen Inseln aus Akazienholz verfertigt und zu Millionen nach Brasilien importirt. Sie sollen auch einer der Industrieartikel der Strafhäuser in Lissabon sein.

In der Frühe, meistens noch im Bette, wird schwarzer Kaffee getrunken; öfters vor dem Frühstück noch einmal, nach den beiden Hauptmahlzeiten wiederum. Kaffee mit Milch wird wenig genossen; man hält diese Mischung im allgemeinen in den Tropenländern für schädlich. Abends nimmt man entweder ein leichtes Nachtessen oder blos Thee oder Kaffee. Zum Thee (chá) kommen fast ausschliesslich die Blätter der in den Provinzen Minas geraes und São Paulo cultivirten Theesträucher in Verwendung. Nur in der Reichshauptstadt und bei reichern Familien der grössern Binnenstädte wird der importirte chinesische Thee benutzt.

In vielen Gegenden ist es gebräuchlich, dass dem Besuchenden bald nach seinem Eintritte von einem dienenden Geiste Kaffee gebracht wird. Die Schalen sind meistens sehr klein, oft wahre Miniaturausgaben. Man trinkt den Kaffee, der gewöhnlich schon gezuckert servirt wird, möglichst heiss und der Sklave

steht mit seinem Kaffeebrete wartend da, um die Schale gleich wieder in Empfang zu nehmen. Häufig werden die Bohnen mit dem Zucker zugleich gebrannt und beides zusammengestossen. Von dieser klebrigen Pasta bricht man die nöthige Quantität ab und giesst siedendes Wasser darauf. In Minas habe ich weit bessern Kaffee von den dort in Gärten cultivirten Bohnen getrunken als in Rio de Janeiro, wo, besonders in Gasthäusern, die ordinären Riosorten häufig zur Verwendung kommen, die ein abscheuliches Getränk liefern.

Früchte werden als Dessert sehr selten angeboten. Man geniesst sie am häufigsten zwischen Frühstück und Mittagsessen. Wassermelonen (melansias) werden besonders geschätzt. Ich sah oft unglaubliche Quantitäten davon verzehren. Uebrigens sind alle Früchte geschätzt und fast jeder wird eine besondere Eigenschaft zugeschrieben. Einige sind erhitzend, andere erkälten den Magen, einige sind unverdaulich, wieder andere erzeugen Fieber, nach gewissen Früchten darf man kein Wasser, nach andern soll man welches trinken; einige verlangen einen Schluck Branntwein, andere Wein, wieder bei andern ist Kaffee Gift; bei dieser soll man zu Anfang oder zu Ende ein paar Kerne mitessen, um üble Folgen zu vermeiden, bei jener soll man nur den Saft auspressen. Man könnte Bogen voll über die hygienischen Eigenschaften der brasilianischen Früchte und die Art und Weise, wie, wann und wo sie gegessen werden sollen, schreiben. Jedenfalls thut der Fremde wohl, wenn er sich beim Genusse der Früchte mehr oder weniger nach der Sitte der Eingeborenen richtet; sie haben die Erfahrung auf ihrer Seite, wenn sie auch aus Vorurtheil, Aengstlichkeit oder nach der Tradition manches für schädlich halten, was es durchaus nicht ist.

In allen bessern brasilianischen Häusern reicht die Quantität der Speisen bei jeder Mahlzeit fast für die doppelte Zahl der anwesenden Personen aus. Es können daher in dem Augenblick, da man sich zu Tische setzt, noch mehrere Gäste erscheinen, ohne dass dadurch die Hausfrau in die mindeste Verlegenheit käme; es werden nur ein paar Couverts mehr aufgelegt. Fast allgemein üblich ist es, dass regelmässig für mehr Personen

gedeckt wird, als anwesend sind. In diesem Falle braucht sich der in der zwölften Stunde erschienene Gast nur vor die dampfende Schüssel zu setzen. Nirgends dürfte weniger Auswahl der Gäste gemacht werden als hier, und es ist gewiss keine unrichtige Behauptung, wenn ich sage, dass im Innern des Landes an dem Tische des Wohlhabenden ein jeder freie Mann, wess Standes er auch sei, seinen Platz findet. Der reiche Fazendeiro ladet den geringsten seiner Bediensteten oder den letzten der Angestellten seiner Bekannten, den ärmsten Mann, der ihm einen Dienst erweist oder der ihn zur Stunde der Mahlzeit besucht, zu Tische ein; er wird sich nicht geniren, auf Reisen mit seinem Diener (nur darf er kein Sklave sein) sich zum Essen zu setzen, und wie oft theilt nicht der gedungene Meuchelmörder das Mahl mit dem reichen Verbrecher, der ihn besoldet? Der Brasilianer kennt in Hinsicht auf Gastfreundschaft keine Geburts-, Geld- oder Beamtenaristokratie; er macht nur einen Unterschied zwischen Freien und Sklaven.

Ein jeder meiner freien Camaradas fühlte sich, wenigstens den ersten Tag, beleidigt, dass ich allein ass, und besonders auffallend war es den Herbergsbesitzern, dass ich nicht meinen deutschen Bedienten und meinen Camarada mit mir zu speisen einlud. Ich gestehe übrigens, dass ich jedesmal, wenn ich Gelegenheit hatte, mit Brasilianern niedriger Abkunft und auch sehr dunkler Hautfarbe zu Tische zu sitzen, von der Ungezwungenheit und dem Anstande, womit sie sich betrugen, überrascht war. Ich bezweifle, dass ein Deutscher auf der nämlichen niedrigen Bildungsstufe ebenso viel richtigen Takt zeigen würde.

Die Umgegend der Stadt Serro ist, wie das ganze Municipium auf den Chapadas, ziemlich steril, in den Thalniederungen im allgemeinen fruchtbar. Sehr richtig hat Herr Dr. Heusser in seiner schon oben angeführten werthvollen Arbeit [1]) nachgewiesen, dass überall in Minas die Vegetation auf Itacolumit (mit grossem Gehalt an Kieselsäure) eine sehr dürftige, auf Hornblendegestein

[1]) „Physikalische und geologische Forschungen im Innern Brasiliens." Petermann's Mittheilungen etc. 1859, Heft XI.

und dem verwitterten Gneisgranit dagegen eine mehr oder weniger üppige ist. Von Ouro-Preto an bis Minas novas habe ich die Richtigkeit dieser Bemerkung ohne Ausnahme bestätigt gefunden. Es wäre aber etwas gewagt, wollte man auch umgekehrt vom Stande der Vegetation auf die geologische Formation schliessen, indem zuweilen auf Hornblendeboden eine sehr kümmerliche Vegetation getroffen wird, aber nur infolge von Bodenerschöpfung des einst so fruchtbaren Erdreichs.

Die grossen Oekonomiegüter werden in diesem Theile von Minas nicht Fazendas, sondern *Roças* und die Grossgrundbesitzer nicht Fazendeiros, sondern *Roçeiros* genannt. Im südlichen Theile der Provinz sowie in dem grössten Theile des übrigen Brasilien hingegen wird mit dem Ausdrucke Roça der kleine Grundbesitz oder nur der Theil einer Fazenda, der zuletzt von Urwald in cultivirtes Land umgewandelt wurde, bezeichnet.

In dem bescheidenen Ausdrucke Roça liegt im Munde des Mineiro auch Stolz und der Roçeiro von Nordminas fühlt sich gewiss ebenso sehr, wo nicht mehr, als der Fazendeiro des Südens oder der Senhor de Engenho im Norden des Reiches.

Ausser den gewöhnlichen Nahrungsmitteln: Bohnen, Reis, Mais u. s. f., werden hier auch Baumwolle und Zuckerrohr angebaut. Die Cultur der erstern soll in den letzten zwanzig Jahren bedeutend abgenommen haben und noch in steter Abnahme begriffen sein. Als Grund davon gab man mir an, der Baumwollenstrauch sei degenerirt. Das Nämliche bemerkte man mir von dem nicht in grosser Ausdehnung gebauten Zuckerrohre. Diese Klagen über die Degeneration einzelner Culturpflanzen, besonders des Zuckerrohrs, wurden auch von den grossen Fazendeiros von Pernambuco und Bahia so ernstlich und dringend laut, dass die kaiserliche Regierung mit Bewilligung der Kammern sich veranlasst sah, durch eine eigene Expedition von fernen Gegenden (Mauritius u. a. P.) Zuckerrohrpflanzen bringen zu lassen, um durch dieselben allmählich das entartete Zuckerrohr wieder zu ersetzen. Die Hoffnungen, die sich auf dieses Verfahren stützen, werden sich wol binnen kurzem als trügerisch erweisen. Man will nun einmal nicht zur Einsicht kommen, dass

diese sogenannte Degeneration *nur die Folge eines irrationellen Ackerbausystems* und der dadurch bedingten *Bodenerschöpfung* ist. Eine Degeneration des Kaffeebaumes wird wol nie eintreten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieser grosse Bodenkraft verlangt und er nach brasilianischer landwirthschaftlicher Routine einzig und allein im frischgeschlagenen Urwald seinen richtigen Platz findet. Hat die Kaffeepflanzung so lange gestanden, bis die Bäume erschöpft sind, so wird sie verlassen. Der Boden aber, der einmal eine solche Pflanzung getragen hat, trägt sie kein zweites mal mehr.[1]) Die Kaffeecultur geht also in den kaffeeproducirenden Provinzen Hand in Hand mit dem Urbarmachen des Urwaldes und entfernt sich mit diesem naturgemäss mehr und mehr nach dem Innern des Landes. Es wird eine Zeit kommen, und für manche Provinzen ist sie nicht sehr entfernt, in der die jetzt reichen Kaffeedistricte nur noch den traurigen Stempel trostloser Sterilität tragen und Kaffeeplantagen fast ausschliesslich weit von der Küste weg, tief im Innern werden getroffen werden.

Brasilien handelt daher sehr klug, dass es mit Macht Eisenbahnen baut. Diese, die Anlegung solid gebauter und gut unterhaltener Kunststrassen, da wo keine Schienenwege angelegt werden können, und Flussregulirungen, um wichtige Wasserverbindungen zu erhalten, sind der Grundstein, auf dem das pecuniäre Wohl Brasiliens basirt und doppelt nothwendig, wenn Unverstand, Eigensinn und Nachlässigkeit hartnäckig einen landwirthschaftlichen Betrieb festhalten, den die grosse Lehrmeisterin Erfahrung ebenso wie die exacte Wissenschaft mit Zahlen, Mass und Gewicht unerbittlich verdammen.

Das Zuckerrohr wird hier zu Zucker verarbeitet, aber in weit grösserer Menge zum Branntweinbrennen benutzt.

Es fällt anfangs jedem Fremden in Brasilien auf, keinen festen Hutzucker, wie in Europa, sondern nur Zuckermehl zu finden. Die Fazendeiros, die ich nach dem Grunde fragte, warum sie blos Moscovade erzeugen, erwiderten mir, dass sie für diese stets sichere Abnehmer haben, da das Volk daran

[1]) Nämlich nach dem gegenwärtigen brasilianischen Ackerbausysteme.

gewöhnt sei und auch deshalb der lange und theure Process des Raffinirens sich auf keine Weise bezahlt machen würde. Das im Handel vorkommende Zuckermehl ist gewöhnlich unrein und bräunlich gefärbt, es wird deshalb für den Familiengebrauch in den Haushaltungen noch zu einem sehr weissen Pulver geklärt. Die Zuckerpreise sind in Brasilien zuweilen sehr hoch und aus Europa importirte Raffinade wird in Rio de Janeiro oft nur unbedeutend theurer als die braune brasilianische Moscovade bezahlt. Zur Zeit meiner Anwesenheit in Serro wurde dort die Arroba (32 Pfund) braunes Zuckermehl zu 8 Milreis verkauft (das Pfund $5\frac{1}{2}$ Silbergroschen!).

Wenn auf den Westindischen Inseln mit gut gebauten Maschinen und bei sorgfältiger technischer Manipulation von den 90 Procent süssen Saftes des Zuckerrohrs nur 50—60 Procent ausgepresst werden, also ein volles Drittel in der Bagasse zurückbleibt, so werden mit den höchst unvollkommenen Pressen im Innern von Minas (und wol auch in sehr vielen andern Provinzen Brasiliens) unter den nämlichen Verhältnissen blos 35—38 Procent Saft gewonnen; und wenn in jenen zuckererzeugenden Ländern von den 18 Procent des ganzen Zuckergehalts des reifen Rohrs nur $6\frac{1}{2}$ Procent Moscovade in den Handel kommen, so kann hier die rohe und oft sehr unvernünftige Behandlung des Saftes demselben kaum über 4 Procent Zuckermehl abgewinnen. Für Chemie und Technik wäre hier ein ausgezeichnetes Feld, um aus einem nutzlos vergeudeten Producte noch einen hohen Geldwerth zu ziehen.

Günstiger gestalten sich im allgemeinen die Verhältnisse in den Provinzen Pernambuco und Bahia und einzelne sorgfältig geleitete Engenhos gewinnen dort aus dem Rohre mindestens die nämliche Menge Moscovade wie die bessern Plantagen Westindiens.

Aus dem unkrystallisirbaren Safte, der von der Moscovade abträufelt, der Molasse, wird Branntwein, die sogenannte *Cachaza* gebrannt. Sie wird nicht wie der Rum gefärbt, sondern kommt klar in den Handel und hält gewöhnlich 18° Baumé. Viele Fazendeiros verarbeiten den ausgepressten Rohsaft mit mehr Vor-

theil statt auf Zucker direct auf Branntwein, besonders wenn derselbe, wie in neuerer Zeit immer, hoch im Preise steht, da die Manipulation zugleich einfacher und sicherer ist. Dieser Branntwein heisst *Aguardente* und hält 20—22° Baumé. Wird der Branntwein mit Lutter vermischt, noch einmal destillirt, so geht der sogenannte *Restilo* über. Er hält 24—28° Baumé.

Wie sehr die Preise des Branntweins variiren und wie sie in neuester Zeit infolge der sogenannten Degeneration des Zuckerrohrs gestiegen sind, mögen folgende Angaben beweisen: Im Jahre 1844 zahlte man in der Stadt Serro ein Baril Aguardente, 36 Garrafas oder Flaschen (= 18 österr. Mass oder $21\frac{3}{5}$ preuss. Quart) mit 1 Milreis (= 1 fl. 13 kr. österr. Währung oder 22 Silbergr. 6 Pf.); im Jahre 1854 mit $2\frac{1}{2}$ Milreis; im Jahre 1857 mit 13 Milreis; im Jahre 1858 mit 11 Milreis.

Der Geschmack von Aguardente und Restilo ist sehr eigenthümlich und nicht unangenehm; ich wüsste ihn keinem der in Europa im Handel vorkommenden Spirituosen zu vergleichen. Die Cachaza hingegen, obgleich das nämliche Product wie der Rum, hat einen diesem in nichts ähnlichen Geschmack, der mich wenigstens im höchsten Grade repugnirte. Doch — über Geschmackssachen lässt sich nicht streiten. Die deutschen Colonisten lieben die Cachaza sehr, leider oft nur zu sehr und ziehen sie dem vaterländischen fuselhaltigen Kartoffelbranntwein weit vor. Zucker und Branntwein werden in Minas geraes nicht hinreichend für den Bedarf producirt. Von beidem müssen beträchtliche Quantitäten aus den Nachbarprovinzen importirt werden.

Während meiner Anwesenheit im Hause des Barão da Diamantina wurde ihm von dem Verwalter seiner Roça die Flucht von zweien seiner Sklaven gemeldet. Bei dieser Gelegenheit kam das Gespräch auf die Behandlung der Neger in diesem Theile von Minas. Mein Hauswirth bemerkte dabei, dass die meisten Fazendeiros ihre Sklaven schlecht behandeln; er selbst sei bekannt, dass er sie gut und milde halte, aber dennoch fühle er sehr wohl, dass er sie noch nicht so behandle, wie er eigentlich sollte. Strenge, meinte er indessen, sei durchaus nothwendig, nur dürfe sie nicht ausarten.

Wer in Europa gezwungen ist, viele Dienstboten zu halten, z. B. der Landwirth, und dabei tausendfache Gelegenheit hat, sich über Dummheit, Faulheit, Liederlichkeit, Widersetzlichkeit, Trunksucht, Unreinlichkeit, bösen Willen, Diebstahl u. s. f. dieses Dienstpersonals freier Leute, denen er einen guten Lohn bezahlt, zu ärgern, und körperliche Züchtigungen, oft das einzige Mittel, um sich vor grösserm Schaden zu bewahren, durch Gesetze verhindert ist, anzuwenden, der wird sicherlich begreifen, dass gegen Sklaven, unfreie Menschen auf einer sehr tiefen Bildungsstufe, die alle Fehler schlechter europäischer Dienstboten im höchsten Grade in sich vereinigen und die jedes Geschäft nur gezwungen verrichten, Strenge das unumgänglich nothwendige Mittel ist, um Ordnung und Arbeit zu erzielen. Strenge artet aber häufig in Härte und diese in unmenschliche Mishandlung aus.

Man kann sich oft eines Lächelns über europäische Philanthropen kaum enthalten, wenn sie ein Zetergeschrei über schlechte Behandlung der Sklaven erheben, obgleich sie auch nicht die geringste Idee vom Charakter und Naturell der Neger haben und nie einen andern gesehen haben als jenen, der in Raff's unvergesslicher Naturgeschichte Kaffeebohnen pflückt, die aber in ihrem kleinen häuslichen Kreise oft das Unglaublichste von ihren Dienstboten verlangen, sie zwar nicht schlagen, weil sie sonst Strafe zahlen müssten, aber jeden ihnen zu zahlenden Groschen Lohn durch harte Arbeiten doppelt aus ihnen herauspressen wollen; Menschen, die es ruhig mit ansehen und denen es ganz sachgemäss erscheint, dass Tausende von Fabrikarbeitern bei übermässiger Anstrengung physisch und moralisch dahinsiechen, die es am Ende auch ganz in der Ordnung finden, wenn ein armer Soldat wegen eines Insubordinationsfehlers zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurtheilt wird.

Strenge Behandlung der Sklaven habe ich immer begreiflich gefunden und entschuldigt, denn sie ist nothwendig; Mishandlungen habe ich stets verdammt. Sklaverei ist ein Fluch für jedes Land, in dem sie noch besteht. Abgesehen von all ihren schrecklichen Rückwirkungen auf Moral und ihrem traurigen Einfluss auf die organische Entwickelung der Nation, worüber ich

schon gesprochen habe, bedingt sie einen ununterbrochenen vernichtenden Rassenkampf, in dem bald der Sklave, bald sein Herr aggressiv vorgeht, bald der eine, bald der andere unterliegt. Mit grossartigen Erfolgen für die Sklaven hat er nur einmal und zwar in S. Domingo geendet. Partielle Aufstände sowol in den Südstaaten Nordamerikas und in Westindien als auch in Brasilien sind jedesmal zum Nachtheil und mit grossen Verlusten an Menschenleben für die schwarze Rasse ausgefallen. Als traurige Folge solcher Befreiungsversuche ist immer eine härtere Behandlung der Sklaven eingetreten, die weit mehr Opfer forderte als der offene Aufstand. Am häufigsten nimmt der Vernichtungskrieg den Charakter des Einzelkampfes an. Es ist nicht die ganze Sklavenbevölkerung eines Staates, es sind nicht die sämmtlichen Neger eines Districtes oder einer Plantage, die auf den Kampfplatz treten, es ist der einzelne Sklave gegen seinen Herrn. Gift oder eine Kugel aus dem Hinterhalt geschossen sind seine Waffen. Gegen diese Angriffe ist der harte Sklavenhalter nie gesichert; sein Mistrauen macht ihn aber nur noch härter.

Der Rachetrieb des Sklaven bleibt aber selten in der enggezogenen Grenze des Hasses gegen den Unterdrücker, er erstreckt sich weiter auf unschuldige Opfer und wird dann erst zum wahren Rassenkampfe. Ich führe folgendes Beispiel von vielen andern an, weil ich die betreffende Familie genauer kannte. Herr S., ein Deutscher in Rio de Janeiro, hatte eine circa 16jährige Negerin als Köchin gemiethet und sie, vortrefflich gehalten, erst wenige Wochen in seinem Hause, als eines Tages eins seiner Kinder, ein Mädchen von wenigen Jahren, unter heftigem Erbrechen erkrankte; man glaubte infolge einer Indigestion. Am folgenden Tage überraschte die Frau des Hauses die Negerin in dem Augenblicke, als sie eine Hand voll Grünspan in die zum Mittagessen bestimmten schwarzen Bohnen warf. Sie wurde sogleich verhaftet und gestand auch unverhohlen, sie sei zwar in dem Hause zufrieden und gut gehalten, aber ihre alte Muhme habe ihr gesagt, alle Weissen müssten sterben; sie

solle die Familie vergiften; sie habe tags vorher an dem „kleinen weissen Schnabel" probirt, ob das Gift wirke.

Vor einer Reihe von Jahren ging eine Fazenda im Innern der Provinz, die früher dem Könige gehört hatte, durch Verkauf in Privatbesitz über. Der neue Besitzer, ein durchaus menschlicher und sanfter Mann, hatte seine Neger blos im äussersten Nothfalle und dann auch nur sehr mässig strafen lassen und doch vergifteten sie sich; wahrscheinlich aus Aerger, dass sie verkauft worden waren. [1]) Eine ausgezeichnete Negerin, Antonina mit Namen, war der Liebling der Familie, und obgleich man D^{a}. Bernardina, die Gattin des Fazendeiro, wiederholt aufmerksam gemacht hatte, wie gefährlich diese Sklavin sei, so nahm sie dieselbe immer in Schutz, bis sie sie zufälligerweise einmal überraschte, als sie eben ein Giftpulver in die für ihre Herrin bestimmte Schale Kaffee schüttete. D^{a}. Bernardina bat die Negerin nicht zu bestrafen, aber sogleich zu entfernen. Dies geschah; sie wurde nach Rio de Janeiro und von da nach Rio grande do Sul verkauft. Die Aufführung Antonina's war aber dort derart, dass sie bald darauf wiederum nach Rio de Janeiro verkauft wurde. Hier kam sie in den Besitz eines Portugiesen, der ihr die Freiheit schenkte, ihr einen Theil seines Vermögens verschrieb und sie als Maitresse hielt; nach sehr kurzer Zeit starb er, höchst wahrscheinlich auch vergiftet.

Dass die Zahl der durch Neger vergifteten Weissen alljährlich eine sehr hohe ist, ist eine bekannte Thatsache, aber noch ungleich viel höher beläuft sich die Zahl der von ihren Herren getödteten Sklaven.

Der Vernichtungskampf nimmt endlich noch einen höchst eigenthümlichen Charakter an, indem häufig die Sklaven durch ihren eigenen freiwilligen Untergang ihren Herrn pecuniär zu Grunde zu richten suchen, was für die meisten der letztern weit schrecklicher ist als ein plötzlicher Tod durch Kugel oder Gift. Der Sklave weiss, dass er einen sehr hohen Geldwerth repräsentirt,

[1]) Die Neger auf königlichen Fazendas (Negros d'El Rei) waren so lange, als die portugiesische Königsfamilie in Brasilien regierte, nie verkauft worden; nach der Unabhängigkeit aber liess die ehemalige Regentenfamilie ihre Privatgüter veräussern.

dass ohne seine Arbeit der Fazendeiro nicht bestehen kann und durch den Verlust der Arbeitskräfte ruinirt ist. Es fassen daher zuweilen die Sklaven einer Fazenda den Entschluss, sich selbst zu vergiften, und führen ihn mit dem grössten Stoicismus aus. Sie benutzen zu dieser schauerlichen Execution die Abkochung oder das Pulver der Wurzel einer Liane, wie mir versichert wurde, des Timbo arvore oder Timbo boticario. Man hat behauptet, dass diese Pflanze von den Negern aus Afrika mitgebracht und in die brasilianischen Wälder versetzt worden sei. Man will auch diesen Timbo immer nur in der Nähe der Plantagen, nie in den entferntern Urwäldern gefunden haben. Ich kann die Richtigkeit dieser Angaben nicht verbürgen.

Seltener wählen die Neger den Tod durch Erhängen oder Ersäufen. Von Selbstentleibung durch Schiessgewehr sind mir keine Beispiele bekannt geworden.

Im Juni 1861 besuchte mich in Rio de Janeiro ein befreundeter Fazendeiro aus der Provinz São Paulo. Ich erkundigte mich bei ihm nach einem andern Fazendeiro, den wir das Jahr vorher gemeinschaftlich auf seiner schönen Besitzung besucht hatten. Der arme Mann ist wahnsinnig geworden, lautete die Antwort, und auf meine weitere Nachfrage theilte er mir folgende Thatsache mit: Mehrere Tage nacheinander kam während der Messe vor die Kirche der Pfarre, zu der die Fazenda gehörte, ein mit Ochsen bespannter, von einigen Sklaven begleiteter Wagen, auf dem drei bis vier Negerleichen lagen, die beerdigt werden sollten. Der Geistliche, erstaunt und erschrocken über die stets wachsende Zahl von Todten, erkundigte sich bei den Negern, ob auf der Fazenda die Blattern oder sonst eine ansteckende Krankheit ausgebrochen sei? O nein, Herr, erwiderte einer der Sklaven, wir sind alle gesund, aber, fügte er mit einem verschmitzten Lächeln bei, heute bringen wir die da (auf die Todten zeigend), morgen werden andere *uns* bringen. Und so geschah es. Am nächstfolgenden Tage war der Ochsenkarren mit den Leichen der Sklaven beladen, die tags vorher ihre todten Kameraden hergebracht hatten, und so dauerte der Turnus, bis fast alle Neger der Fazenda, einige und achtzig, nebenein-

ander auf dem Gottesacker ruhten. Sie hatten sich selbst vergiftet. Noch ehe die letzten auf den verhängnissvollen Wagen geworfen wurden, war ihr Herr dem Wahnsinn verfallen. Er hatte von Tag zu Tag seinen sichern Ruin näher rücken sehen und erlag dem unvermeidlichen Unglück. Das war Negerrache.

Wol die meisten europäischen Leser werden der natürlichen Voraussetzung Raum geben, dass dieser Fazendeiro seine Sklaven ausnahmsweise mishandelt habe und dass sie sich deshalb auf eine so eigenthümlich furchtbare Weise rächten. Das war aber durchaus nicht der Fall, denn allgemein war es von dem unglücklichen Manne bekannt, dass er seine Sklaven durchaus milde behandelt und sehr gut gehalten hatte.

Es ist eine sonderbare, wiederholt beobachtete Erscheinung, dass Selbstvernichtung der Sklaven gerade auf solchen Fazendas vorkommt, auf denen sie eine humane Behandlung geniessen und es ist nicht ganz leicht, einen psychologischen Zusammenhang dieser Verhältnisse zu finden.

Ich habe mich über diesen interessanten Punkt mit gebildeten Fazendeiros und tüchtigen Kennern des Negercharakters besprochen. Sie glauben ihn nur dadurch erklären zu können, dass sämmtliche Neger einer Fazenda durch Ueberredungskunst eines einzelnen, der wahrscheinlich unter ihnen eine hervorragende Stelle als Zauberer oder Priester (Quiombo) einnimmt, zu einem solchen excentrischen Schritte bewogen werden, dass ihnen dabei nicht gerade Rachsucht speciell gegen die Person ihres Herrn zu Grunde liegt, sondern allgemeiner Rassenhass, dass daher solche tragische Fälle nicht Folge der schlechten Behandlung der Neger seien, sondern einzig von der Anwesenheit eines fanatischen Zauberers abhängen, die bekanntlich eine ausserordentliche moralische Macht auf die übrigen Neger ausüben.

Einige glauben indessen, diese gegenseitige oder Selbstvergiftung durch ein anderes Verhältniss erklären zu können. Es befinden sich nämlich unter den Sklaven eine Anzahl königlichen Geblütes; sehr oft wissen die Fazendeiros nicht einmal, dass sie einen Prinzsklaven besitzen. Trifft es sich nun, dass der grösste Theil der Neger einer Plantage dem Stamme angehört, von dem

sich ein Prinz unter ihnen befindet, so sollen sich bei dessen Ableben die übrigen freiwillig den Tod geben, um ihm zu folgen.

Ich gestehe, mir scheint die erstere Erklärung wahrscheinlicher, da bei den afrikanischen Stämmen wol beim Tode eines Königs oft grosse Menschenopfer stattfinden, aber gewöhnlich nur in Form von Hinrichtungen gefangener Feinde und nicht durch freiwilligen Opfertod.

Es bleibt mir noch eines scheusslichen Verbrechens zu erwähnen übrig, das auch eine Vernichtung der Neger zum Zwecke hat und dem die niedrigsten Leidenschaften zu Grunde liegen. Es ist die Vergiftung des Sklaven eines Fazendeiro durch einen andern Fazendeiro aus Hass und Rache. Verbürgte Beispiele dieses niederträchtigsten der Meuchelmorde sind mir mehrere bekannt. In einem solchen Falle lässt der Fazendeiro durch einen seiner vertrauten Sklaven Freundschaft mit den Negern seines Gegners schliessen und ihn irgendeine Gelegenheit erhaschen, denselben sei es in Speisen, in Branntwein, oder sonstwie Gift zu reichen. Es ist sehr schwer, diesem Verbrechen auf die Spur zu kommen, wenn nicht der Thäter durch sich selbst zum Verräther wird. Vergeblich kramt der betroffene Fazendeiro seine ganze Hausapotheke aus, um Mittel gegen eine plötzliche, unbekannte Epidemie zu finden; er sucht ärztliche Hülfe, gewöhnlich aber ebenso fruchtlos. Und sollte auch die wahre Ursache der überraschenden Sterblichkeit gefunden sein, so weiss er doch selten, woher ihn der harte Schlag getroffen hat; ob ihn freiwilliger Tod der Neger oder die tückische Hand eines unversöhnlichen Gegners geführt hat? Erkennt er auch im günstigsten Falle die letztere, wo ist der Arm der Gerechtigkeit, der ihn davor schützt; wo sind die rechtsgültigen Beweise, die den Urheber des Verbrechens dem weltlichen Richter überantworten könnten?

Solche Schandthaten gehören zu den finstern Mysterien der Roça.

In einem Staate von durchaus geregelten Rechtsverhältnissen könnte ein als Vergifter bekannter Sklave dem Arme der Gerechtigkeit nicht entzogen werden. In Brasilien wird als allergrösste Seltenheit ein Envenenador der gerichtlichen Behandlung

übergeben. Der Fazendeiro, unter dessen Sklaven sich ein solcher befindet, hilft sich selbst. Entweder stützt er sich auf ein durchaus verwerfliches Sophism und sagt: Der Sklave hat mir persönlich den Krieg erklärt, er ist mein Feind, der Kampf ist nur zwischen ihm und mir, einem andern Herrn wird er wahrscheinlich gut dienen, ich werde ihn also verkaufen, dadurch entgehe ich dem Schaden, den er mir noch zufügen könnte und verliere wenigstens mein Kapital nicht; oder aber er übt Selbstjustiz aus. Er lässt den Neger zu Tode prügeln oder auf irgendeine andere qualvolle Weise umbringen. Beide Wege sind gleich unmoralisch und nur in einem Staate möglich, in dem das Gefühl für Recht und Sittlichkeit noch keine feste Wurzel geschlagen hat.

Nicht uninteressant zur Charakteristik der Neger ist ein Vorfall, der mir in Serro erzählt wurde. Ein Geistlicher, der Padre João Marques, besass in der Comarca Sabará eine bedeutende Plantage mit 200 Negern. Bei seinem Tode schenkte er seinen sämmtlichen Sklaven die Freiheit und vermachte ihnen testamentarisch seine ganze grosse Besitzung, die in gleiche Theile parcellirt wurde, damit ein jeder der freigelassenen Sklaven als Grundbesitzer sich seine Existenz gründen könne. Nach Verlauf von 6 Monaten sassen schon 72 als Verbrecher im Criminalgefängniss. Ich gebe keinen Commentar dazu und gönne gern jenen ihr Raisonnement, die da meinen, der Uebergang von Sklaverei zur Freiheit sei für Menschen von so geringer Bildung (und ich füge bei, von so vielen natürlichen schlechten Anlagen) ein viel zu rascher gewesen und die darin eine Entschuldigung für den Verbrecher finden wollen. Ich meinerseits glaube nur, dass solche Beispiele der brasilianischen Regierung als ausserordentlich wichtige Fingerzeige bei einer früher oder später unvermeidlichen Sklavenemancipation dienen sollen.

In der Comarca do Serro do Frio sind circa 25 Eisenhütten thätig, aber sie vermögen doch nicht den Bedarf an Eisen dieses Theiles der Provinz vollständig zu decken; freilich arbeiten die meisten nur mit sehr geringen Kräften. Die Preise des hier

fabricirten Eisens stellen sich daher immer noch sehr hoch. Der Centner Roheisen wird loco Hütte mit 20 Milreis (14 Thlr. 20 Sgr.) bezahlt; Hufeisen zu 300—360 Reis (7—8 Sgr.) das Stück; hundert Hufnägel zu 1200 Reis (27 Sgr.). Bei etwas mehr Sinn und Geschick der Brasilianer für industrielle Unternehmungen könnte sich die Eisenproduction in diesem Theile von Minas zu einem äusserst blühenden Industriezweige emporschwingen, aber die Sacra auri fames kratzt lieber in längsterschöpften Gruben nach einigen verlorenen Goldkörnchen, als dass sie sich ernstern Unternehmungen, zu denen allerdings Ausdauer und Kenntnisse erforderlich sind, zuwenden würde. Wie gewinnreich ein gut geleitetes Eisenwerk im Innern Brasiliens ist, beweist das Etablissement des Franzosen Herrn Antoine Monlevade zwischen São Miguel und Itabira do matto dentro am linken Ufer des Rio Piricicaba. Es wurde im Jahre 1827 gegründet und durch dessen intelligenten Besitzer bald so gehoben, dass es die erste Stelle unter den brasilianischen Hüttenwerken einnahm und noch einnimmt. Es ist Thatsache, dass Monlevade mehr und besseres Eisen erzeugt hat als das grossartige kaiserliche Eisenwerk in São João d'Ipanema in der Provinz São Paulo, das Millionen verschlang, ohne den geringsten Gewinn abzuwerfen.

In der Stadt Serro wird, obgleich sie noch nicht in den eigentlichen Diamantendistricten liegt, doch schon ein ziemlich bedeutender Diamantenhandel getrieben. Auch mein Hauswirth hatte in diesem Artikel, besonders in frühern Jahren, grossartige Geschäfte gemacht. Auf meinen Wunsch, eine grössere Partie roher Diamanten zu untersuchen, liess er mir, da er zufälligerweise selbst nur kleinere Quantitäten besass, von einem andern Diamantenhändler seinen Vorrath ausbitten. Dieser schickte auch unverzüglich über 570 Karat (circa $1/4$ Pfund) dieser Edelsteine im beiläufigen Werthe von 22 Contos de Reis (über 60000 Franken). Die kleinsten (wol mehr als die Hälfte) waren nicht viel grösser als ein Stecknadelkopf, die grössten von Erbsengrösse, darunter waren einige vollkommene Octaeder vom reinsten Wasser.

Ihre Farbe variirte vom Farblos ins Gelbe, Grünliche und Schwärzliche. Es befanden sich darunter etwa ein halb Hundert kleiner, milchweisser, opaker, rauher Kügelchen. Als Schmucksteine sind sie unbrauchbar, pulverisirt werden sie zum Schleifen der Diamanten benutzt und haben im Handel den nämlichen Werth wie die kleinsten reinen Diamanten, d. h. sie werden mit diesen gemischt und nach dem Gewichte verkauft. In mehrern Steinen bemerkte ich fremdartige, schwarze Körnchen eingeschlossen. Die ganze Partie stammte von Santa Isabel de Sincorá in der Provinz Bahia.

Bei dieser Gelegenheit, wie auch später sehr häufig, konnte ich mich nur über das arglose Vertrauen, mit dem die Diamantenhändler ihre Edelsteine aus der Hand geben, wundern. Der Besitzer der mir übersandten Steine hatte mich nie gesehen; er wusste nur, dass ich beim Barão de Diamantina abgestiegen sei; das war ihm Garantie genug. Er liess mir sagen, ich könne die Steine nach Belieben bis zum künftigen Tage behalten. Ohne Zweifel hatte er sie, ehe er sie mir schickte, genau gewogen; er liess mich aber das Gewicht nicht wissen; ich erfuhr es erst am folgenden Tage. Mir standen aber die Mittel, sie nachzuwiegen, nicht zu Gebote und er hätte beim Zurückstellen der Edelsteine leicht behaupten können, eine grössere Quantität übergeben zu haben. Ich glaube aber nicht, dass sich einer der bekanntern brasilianischen Diamantenhändler einer so unehrenhaften Handlungsweise schuldig machen würde.

Mit sichtlicher Befriedigung zeigte mir mein Hauswirth seinen Commandeurstern des Christusordens, den er sich von ausgesucht schönen Diamanten in Rio de Janeiro hatte anfertigen lassen. Die Decoration hatte einen Diamantenwerth von 25—30000 Franken.

In keiner andern Stadt habe ich den politischen Parteihass so hervorstechend gefunden wie in Serro. Diese Bemerkung wurde mir auch von andern Seiten bestätigt. Liberale und Conservative halten sich streng geschieden und verkehren nur, wenn es unumgänglich nothwendig ist. Freundschaftliche Beziehungen

sollen so gut wie keine zwischen ihnen bestehen. Natürlich steigert sich diese Abneigung bei den vierjährigen Neuwahlen der Municipalbehörden und den kurz darauf folgenden Deputirtenwahlen zu leidenschaftlichem Hasse; dennoch sollen hier während der Wahl weit seltener Mord und Todtschlag vorkommen als in andern Städten, wo ausser dieser kritischen Periode die politische Meinungsverschiedenheit einen sehr geringen Einfluss auf den gegenseitigen bürgerlichen Verkehr ausübt.

Es grenzt ans Unglaubliche, mit welcher Leidenschaft, mit welchem Aufwande von unredlichen Mitteln die Wahlen in Brasilien betrieben werden. Jede der beiden Parteien setzt alles in Bewegung, um sich den Sieg zu sichern. Kein Verfahren ist ihr zu schlecht, zu verächtlich, als dass es in gegebenen Momenten nicht in Anwendung gebracht würde. Ueberredung, directer Stimmenkauf, Bestechung, Betrug, Lüge, Verleumdung, Diebstahl, Gewaltthätigkeiten, Todtschlag, Meuchelmord und wie der ganze Apparat von Niederträchtigkeiten heissen mag, sind willkommen, wenn sie nur den Zweck erreichen helfen.

Begreiflicherweise üben die Ministerien, um sich eine Kammermajorität zu sichern, durch ihre untergeordneten Organe den grössten Einfluss auf die Wahlen. Diese aber, nur zu folgsam den Winken von oben, erlauben sich die schreiendsten Ungerechtigkeiten, die gröbsten Ueberschreitungen ihrer Amtsgewalt. Vom Subdelegado bis zum Chefe de Policia, vom Friedensrichter bis zum Juiz de Direito wirken alle öffentlichen Beamten und Behörden mit Hintansetzung des Diensteides und der Pflicht nur auf das einzige politische Parteiziel hin. Recht und Gerechtigkeit, die im Innern des Landes auch unter normalen Verhältnissen mit der allergrössten Willkürlichkeit gehandhabt werden, scheinen während der Wahlperiode gänzlich verschwunden zu sein und die absoluteste Autokratie ihre Stelle einzunehmen.

Es ist ein tolles, trauriges Treiben, einer der grössten Krebsschäden, die sich aus Brasiliens constitutionellem Leben entwickelt haben, die vollständigste Untergrabung der Volksmoralität, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein kann.

Wenn in der Reichshauptstadt, am Kaisersitze, wo noch die Gesetze am besten gehandhabt werden, das Ansehen der Behörden noch die meiste Geltung hat, Unordnungen und Willkürlichkeiten vorkommen können, wie sie bei jedesmaligen Wahlen sich in skandalöser Weise wiederholen, so kann man sich leicht einen Begriff machen, unter welchen Verhältnissen dieser Act in den Wahlkreisen der entferntern Provinzen vor sich geht, von welchen tragischen Nebenumständen er begleitet zu sein pflegt.

Die Wahlen erweitern aber nicht nur die Kluft zwischen den beiden grossen Parteien, sondern sie werfen auch in jede dieser Fractionen den Zündstoff zu den heftigsten Feindseligkeiten. Ein Wähler erhält z. B. von einem seiner Freunde die Aufforderung, für einen bezeichneten Candidaten zu stimmen, erfüllt aber, trotz der dringendsten Verwendungen (empenhos), sei es aus Ueberzeugung, oder weil er sein Wort zu Gunsten eines andern Prätendenten verpfändet hat, den Wunsch nicht, so folgt in der Regel eine langdauernde Feindschaft; denn der Petent hat sich seinerseits wieder gegen andere verpflichtet, von diesen vielleicht schon Werthgeschenke erhalten, um sich bei dem sich nun Weigernden zu verwenden. Kein Wahlberechtigter kann und darf sich bei der fast fanatischen Jagd nach Stimmen seiner Wählerpflicht entziehen und auch der ruhigste Mann läuft Gefahr, in dieser Zeit den tiefsten Hass und vielfältige Verfolgungen auf sich zu ziehen. Viele Wähler haben mir geklagt, wie unangenehm ihnen diese Ehre durch die damit verbundenen Widerwärtigkeiten sei.

Hohe Würden und grosses Vermögen bedingen natürlich die einflussreichsten Wähler. Mancher reiche Wahlmann lässt sich's viele Tausende kosten, um seiner Partei den Sieg zu verschaffen. Hier werden Geschenke gegeben, dort wird Branntwein ausgetheilt; irgendeinem Individuum, das aus besondern Motiven Einfluss auf die Wahlen hat, wird ein unverzinsliches Anleihen von einigen Tausend Thalern gemacht, wieder ein anderer wird durch klingende Gründe oder andere in Aussicht ge-

stellte Vortheile bewogen, seine Stellung als Offizier in der Nationalgarde, als Richter oder Polizeibeamter zu misbrauchen. Die Begriffe von Ehre, Recht, Gesetz verschwinden.

In den europäischen constitutionellen Staaten mangelt es wahrlich auch nicht an den mannichfachsten Intriguen, um Wahlsiege zu erringen. Aber Gesetz und Gerechtigkeit hindern wenigstens offenbare Niederträchtigkeiten und Verbrechen oder strafen sie mit aller Strenge, wenn sie ausgeführt werden, mit einziger Ausnahme, wenn dies auf „allerhöchsten Befehl“ geschieht. Selbst die heissblütigen Spanier in den südamerikanischen Republiken, die ebenfalls in erbitterter Parteistellung die Wahlen durchkämpfen, wahren doch den Anstand und setzen nicht den letzten Funken von Achtung vor dem Gesetze beiseite. Brasilien steht in dieser Beziehung fast einzig da, höchstens könnten ihm die Unionsstaaten Nordamerikas die Palme streitig machen.

Wer nach den Neuwahlen den ersten Sitzungen der Deputirtenkammer beiwohnt, deren ausschliessliche Aufgabe es ist, die Wahlacte zu prüfen, oder wer die dort gehaltenen Reden in officiellen Journalen nachliest, begreift kaum, dass nicht die ganze Nation schamroth wird über die Wahlvorgänge, die die Redner hier in düsterm Bilde aufrollen. Dass eine weiter fortschreitende Civilisation in diesem Verhältnisse eine günstige Wendung hervorbringen kann oder wird, ist kaum zu erwarten, da in Brasilien das politische und bürgerliche Leben zu eng miteinander verschmolzen sind und die durch jenes aufgestachelten, sich stets erneuernden Leidenschaften so tief in dieses eingreifen, dass sie sich sogar in steigendem Masse durch lange Generationen fortsetzen. Nur politischer Reife und bürgerlicher Tugend wäre es möglich, hierin einen günstigen Umschwung zu bewirken. Werden aber je diese beiden wichtigen Factoren bei einem aus so traurigen Rassenelementen zusammengesetzten Volke zur vollen Geltung gelangen?

Cidade do Serro ist die Vaterstadt der Familie *Ottoni*, von der zwei Glieder, nämlich der auch in der deutschen Tagespresse

so schändlich verleumdete *Theophilo* Benedicto Ottoni und dessen Bruder *Christiano* Benedicto Ottoni, Director der Eisenbahn Dom Pedro II, in neuerer Zeit in den Reihen der liberalen Kämpfer im Gesetzgebenden Körper Brasiliens eine hervorragende Rolle gespielt haben.

Ich vertauschte in Serro mein krankes Pferd mit bedeutendem Aufgelde gegen ein tüchtigeres Thier vom grössern Minasschlage. Eben im Begriff abzureisen, besuchte mich ein deutscher Aesculap, der, von Berufsgeschäften aus der Umgegend zurückkehrend, meine Anwesenheit erfahren hatte und mir nun noch ungefähr $^1/_2$ Meile weit das Geleite gab. Eine wildbewegte Jugend hatte ihn endlich hierher verschlagen. Aus Echingen in Schwaben gebürtig, war er bei seiner Anwesenheit in Wien 1848 in die Scharen der ungarischen Freiwilligen eingetreten und unter Klapka in der Festung Komorn bis zu deren Uebergabe eingeschlossen. Als hier seine kriegerische Laufbahn ihr Ende erreicht hatte, wendete er sich nach Schleswig-Holstein und nach dem jämmerlichen Abschlusse jenes unglücklichen Feldzuges liess er sich in die brasilianische Fremdenlegion zum Kriege gegen den Dictator Rosas anwerben. Bei dieser Legion wurde er im Lazareth verwendet und sammelte dort die Brosamen seiner medicinischen Kenntnisse, die er endlich in Cidade do Serro glücklich verwerthete. Obgleich erst seit $1^1/_2$ Jahren dort niedergelassen, hatte er sein Deutsch schon beinahe vergessen und befand sich in der Lage so vieler Auswanderer, die schliesslich gar keine Sprache mehr ordentlich sprechen können. Zufrieden mit seiner Lage, hoffte er sie binnen kurzem noch bedeutend zu verbessern. Später erfuhr ich von seinen einstigen Kameraden, dass der drollige, tolle Krauskopf zu den beliebten Persönlichkeiten der Legion gehört hatte.

Ungefähr zwei Stunden lang führt der Weg von Serro durch die Waldregion und steigt dann einen steilen Felsenrücken mit wild durcheinandergeworfenen lothrechten, gebogenen, schiefen oder horizontalen, meistens in scharfe Köpfe auslaufenden Schichten hinan. Auf der Höhe angelangt, trifft man ein kleines, unan-

sehnliches Häuschen. Die Stelle heisst Cabeza de Bernardo (Bernhard's Kopf). Zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte nämlich ein gewisser Bernardo hier einen Reisenden ermordet. Er wurde aufgegriffen, zum Tode verurtheilt und nach damaliger Sitte sein Kopf und seine Hände an den Ort des Verbrechens geschickt und dort ausgestellt.

Hier betritt man wieder die Camposregion. Ihr Blütenschmuck war entzückend schön und durch die Neuheit ihrer Formen im hohen Grade überraschend. Leider erlaubten fürchterliche, in kurzen Zwischenräumen sich wiederholende Regengüsse den Vollgenuss dieses reizenden Anblicks nicht. Gegen 2 Uhr erreichte ich *Tres barras de abaixo*, einen Rancho, der mit einigen Lehmhütten und einer stattlichen Roça rechts vom Wege liegen bleibt. Hier überschreitet man, von Süden kommend, auf einer schlechten hölzernen Brücke zum ersten mal den diamantreichen Rio Jequetinhonha, der sich von Osten nach Westen durch eine tiefe Schlucht windet. Eine viertelstündige mässige Steigung brachte uns wieder zu einigen Lehmhütten *Tres barras de arriba,* hinter denen zuerst ein tiefer und breiter Morast überwunden werden muss, um dann steil bergan zu steigen. Oben am Kamme angelangt, befindet man sich in einer wildromantischen Felsenpartie, die lebhaft an ähnliche Scenerien der Hochalpen erinnert; man verlässt sie auf einem theils ebenen, theils ziemlich stark gesenkten felsigen Pfade. Zweimal führt er über Giessbäche, die, bald in Felsenspalten eingezwängt, bald über weite Steinplatten ausgedehnt, sich thalwärts stürzen. Der Weg ist elend und nicht ganz gefahrlos, denn die Thiere finden auf dem losen Rollgesteine keinen festen Haltpunkt, zuweilen klemmen sie sich in den geklüfteten Felsen die Hufe ein und stürzen, sich schwer verletzend, zusammen.

Wenn ich recht unterrichtet bin, so wurden die nicht volle 9 Legoas voneinander entfernt liegenden Städte Serro und Diamantina im Jahre 1853 durch eine ganz neue Strasse miteinander verbunden. Sie kostete 29 Contos de Reis (circa 85000 Franken) und war anfänglich so gut, dass selbst furchtsame, wegscheue

Reisende es vorzogen, diese Strecke, der Kühlung wegen, bei Nacht zurückzulegen, was auch bei mittelmässigen Thieren ohne besondere Anstrengung in 7—8 Stunden ausführbar war. Nach ihrer Vollendung wurden für je 3 Legoas 200 Milreis Conservationskosten bestimmt. Der Unternehmer wollte oder konnte nach Ablauf des ersten Jahres um einen solchen Spottpreis die kostspielige Unterhaltung nicht länger besorgen, ein anderer fand sich nicht, und der Provinziallandtag seinerseits wollte keinen höhern Betrag zu diesem Zwecke auswerfen. Es wurde also gar nichts mehr an der Strasse gethan. Begreiflicherweise verschlechterte sie sich von Jahr zu Jahr mit Riesenschritten und 1858 fand ich sie schon ganz verlassen und wie die alte im erbärmlichsten Zustande. Mit vollem Recht pflegte ein in Diamantina sehr bekannter Geistlicher, der Kanonikus Joaquim Gomes, zu sagen, der Weg von Serro nach Diamantina sei ein 10 Legoas langes Grab.

Man weiss in der That nicht, ist es geistige Beschränktheit, Blindheit, Leichtsinn oder blos Parteileidenschaft, die in den Provinzialkammern jede Rücksicht für das öffentliche Wohl unterdrücken und durch das Fassen widersinniger Beschlüsse dem Aerare die empfindlichsten Wunden schlagen.

Am Fusse des Felsweges dehnt sich in der Hauptrichtung von Osten nach Westen eine offene im Nordost von felsigen Gebirgen begrenzte Hochebene aus. Es war die erste wirklich freie Ebene, die ich bisher in Brasilien gesehen hatte. Mächtige vom Wasser zerfressene Felsen, da wo jetzt kein Wasser mehr eine solche Wirkung hervorzubringen vermag, legen die Vermuthung nahe, dass diese Fläche einst einen See bildete. Eine kleine Lagune am Ende der Ebene, wahrscheinlich ein Ueberrest des frühern Wasserbeckens, scheint dieser Ansicht noch mehr Halt zu geben. Bei dieser kleinen Lagune theilt sich der Weg; der eine Arm führt geradeaus über das Arrayal *Milho verde* nach Diamantina, der zweite nimmt die Richtung nach rechts über S. Gonzalo ebendahin. Ich folgte letzterm. Man hatte mich in Serro aufmerksam gemacht, dass eine Furt durch die La-

gune führe, es war uns aber unmöglich, sie zu finden, da durch die anhaltenden Regen die Ufer gänzlich versumpft lagen. Es blieb uns also nichts übrig, als auf Gerathewohl mitten durchzureiten. Die Thiere fanden zwar festen Grund, das Wasser reichte uns aber doch bis an die Hüften und weit über die halben Ladungen hinauf. Eine halbe Stunde später erreichte ich unter heftigem Regen das Dorf *São Gonzalo do Serro* und stieg, freundlich aufgenommen, bei dem Kaufmann Felix Antonio de Aguiar ab, froh, mich von meiner doppelten Wasserpartie trocknen zu können.

Der Ort ist ausserordentlich todt und zählt nur circa 350 bis 400 Einwohner. Ich wunderte mich, hier verhältnissmässig weit mehr ordentlich gebaute Häuser zu finden als in vielen grossen und weit wichtigern Flecken der Provinz. Einige hatten sogar Glasfenster. Das Dorf ist noch nicht zum Kirchspiel (freguezia) erhoben und es vertritt nur eine bescheidene Kapelle die Stelle der Kirche.

Die mir angewiesenen Zimmer waren sehr reinlich und trotz ihres bescheidenen Meublements doch nett eingerichtet. Ich hatte hier zum ersten mal Gelegenheit, die ausserordentlichen Dimensionen der Betten, wie sie gewöhnlich zum Familiengebrauche im Innern des Landes verwendet werden, anzustaunen.

Immer habe ich in Brasilien während der kühlen Jahreszeit und im gebirgigen Innern auch im Sommer die Bettdecken viel zu ungenügend, weil zu dünn gefunden und mich stets genöthigt gesehen, durch einen Mantel, einen Poncho, oder sonst eine wollene Decke mich besser vor der kühlen Nachttemperatur zu schützen, was die Brasilianer oft unbegreiflich fanden. Es ist eine oft wiederholte, höchst sonderbare Beobachtung, dass die Tropenbewohner für Kälte durchschnittlich in auffallend geringerm Masse empfindlich sind als europäische Nordländer. Ich habe in kalten Wintermonaten Südamerikaner, besonders Brasilianer, am Bord der Dampfboote bei schneidend eisigen Winden und nasskalten Nebeln, während Deutsche, Engländer und Franzosen sich dicht in Winterpaletos, Mäntel oder Pelze hüllten,

in ihren leichten Röckchen, die für eine Hitze von 30° R. angezeigt waren, stundenlang auf dem Decke sitzen oder spazieren sehen, ohne sich im mindesten über Kälte zu beklagen. Ich traf mir bekannte Brasilianer bei 7 Grad Kälte in europäischen Städten im einfachen Rock gemüthlich spazieren gehen und musste immer die Versicherung hören, dass ihnen diese Temperatur durchaus nicht unbehaglich sei und sie auch nicht das Bedürfniss fühlen, sich wärmer zu bekleiden.

Kaum war ich bei Herrn Felix angelangt, als sich sein Gewölbe auch sogleich mit Freunden, Bekannten, Gevattern und Nachbarn anfüllte, um zu erfahren, wer denn der angekommene Fremde sei. Diese Scene wiederholt sich fast immer, wenn man in einer geschlossenen Ortschaft Gastfreundschaft in Anspruch nimmt. Gewöhnlich weiss der Hausherr anfangs auch nicht mehr als das Woher und Wohin seines Gastes, die kurzen Notizen, die im Empfehlungsbriefe stehen. Um daher die neugierigen Besucher zu befriedigen, reicht er ihnen den Brief hin, der nun von Hand zu Hand geht und gelesen, syllabirt und buchstabirt wird, letzteres besonders auf eine fast komische Weise mit den fremdländischen Familiennamen.

Am folgenden Morgen setzte ich meine Reise unter dichtem, fast den ganzen Tag anhaltendem Regen nach der 4½ Legoas weiter nach Norden gelegenen Stadt Diamantina fort. Auf einer schmalen, hölzernen Brücke passirt man wieder den in einer engen Schlucht von Westen nach Osten sich durchzwängenden Rio Jequetinhonha. An seinem rechten Ufer stehen Talkschiefer, an seinem linken Gneis-Granit. Hier hört der „rothe Koth" auf und wird durch einen weissen, zähen, lehmartigen ersetzt, dem die Stadt Diamantina ihren frühern indianischen Namen Tejuca verdankte. Eine Legoa von Gonzalo entfernt liegt der Rancho do corrego do Mel. Eine Stunde weiter eröffnet sich von einer Anhöhe ein wundervolles landschaftliches Bild, die Serra do Itambé im Hintergrunde, vor ihr staffelförmig niedrige Gebirgszüge von den eigenthümlichsten Bildungen, etwas näher gerückt einzeln stehende, auffallend gestaltete Kegel und unmittelbar um

den Standpunkt wild verworrene Felsenpartien. Man könnte hier stundenlang in den wunderbaren Anblick versunken weilen. In der Thalsohle liegt der Rancho do Palmital, wo die Tropas gewöhnlich Lager halten, um den nächsten Tag in die Stadt einzuziehen. Hinter dem Rancho erhebt sich ein Hügel, von dessen Höhe man das noch etwa 2 Legoas entfernte Diamantina erblickt. Noch einmal senkt sich der Weg thalwärts an das „Höllenflüsschen“ (Riberão do Inferno), in dem die schönsten Diamanten des ganzen Districts gefunden werden, um dann wiederum lange den Morro do Riberão do Inferno hinanzusteigen. In der Nähe der Stadt wird er etwas weniger schlecht und grösstentheils sandig.

Diamantina liegt auf einer auf zwei Seiten von kleinen Flüsschen begrenzten Thallehne. Das von Westen nach Osten fliessende, obgleich kleinere heisst Rio grande, das andere mit der Hauptrichtung Nordsüd Pirurucú. Der Weg zur Stadt hinauf, von den ersten Häusern an gepflastert, ist ziemlich schlecht und rechts von einer Mauer begrenzt. Der Eingang ist nichts weniger als einladend. Die Häuser sind meistens ärmlich und verfallen; je weiter man jedoch gegen das Centrum kommt, desto ansehnlicher und besser werden sie.

Ich war für diese interessante Stadt reichlich mit Empfehlungsbriefen versehen und da ich keine der Personen, an die sie adressirt waren, persönlich kannte, so folgte ich dem Rathe, den mir der Baron von Diamantina in Serro gegeben hatte und ritt zum Geschäftslocal des Herrn Serafim José de Meneses, Baron von Arassuahy. Noch ehe er die Empfehlungsbriefe gelesen hatte, liess er sich unverzüglich ein Maulthier vorführen und begleitete mich nach seiner noch im Weichbilde der Stadt gelegenen Chacra.

Von Rio de Janeiro nach Diamantina sind 139 Legoas. Die Handelsverbindung zwischen diesen beiden Städten ist sehr bedeutend, der Waarenverkehr ein ununterbrochen lebhafter und doch ist diese Handelsstrasse, heute die wichtigste in ganz Brasilien, in ihrer grössern Ausdehnung in dem erbärmlichen Zu-

stande, den ich durch zwei Kapitel so vielfach zu schildern Gelegenheit hatte. Worin liegt die Ursache? Abgesehen von allerdings ungünstigen kosmischen Verhältnissen und einer für das ungeheure Territorium sehr dünnen Bevölkerung, daher auch einer sehr geringen Steuerkraft, muss sie hauptsächlich im Mangel an Patriotismus und Civilisation gesucht werden. Unbestreitbar wahr bleibt der Satz: Der sicherste Beweis für die Civilisationsstufe einer Nation ist der Zustand der Verkehrswege ihres Landes.

Zweites Kapitel.

Aufenthalt in Diamantina.

Ein eigenthümlicher Typus, abweichend von dem aller übrigen Städte Brasiliens, überrascht den Reisenden in Diamantina. Er liegt nicht etwa in der materiellen Anlage der Stadt, in der Construction ihrer Häuser, in der Vertheilung ihrer Strassen und Plätze oder in Eigenthümlichkeiten der öffentlichen Gebäude, denn dieses alles stimmt mit dem anderer Städte des Kaiserreiches so ziemlich überein; er ist ihr vielmehr durch die Physiognomie des öffentlichen Lebens, durch den Gesammtausdruck der Bevölkerung, durch vielseitige Contraste nach innen und nach aussen, vielleicht auch durch einen gewissen Nimbus, der ihren Namen umgibt, aufgedrückt.

Die Lage der Stadt mit ihren edelsteinreichen Umgebungen und ihre einstige, höchst eigenthümliche Stellung als Sitz kleiner, aber gewaltiger Despoten haben von jeher die Aufmerksamkeit der sie besuchenden Fremden erregt, und es ist von manchem ältern und neuern Reisenden mit mehr oder weniger Aus-

führlichkeit darüber geschrieben worden. Nichtsdestoweniger will ich hier in gedrängter Kürze diese Verhältnisse berühren.

Es ist nicht genau zu ermitteln, wann Diamantina gegründet wurde; wahrscheinlich ist es jedoch, dass sich ungefähr gegen die Mitte des zweiten Decenniums des verflossenen Jahrhunderts einige Begleiter von Sebastião Leme do Prado, der bis an den Rio Manso, einen südöstlichen Zufluss des Rio Jequitinhonha, vorgedrungen war, an der Berglehne, wo heute die Stadt steht, niedergelassen haben. Sebastião Leme fand beim Goldsuchen im Kiese des Rio Manso und Bernhardo da Fonseca im Rio dos Murinhos kleine, weisse, glänzende Steinchen, die einige Jahre lang als Spielmarken benutzt wurden.[1]) Mehrere davon kamen nach Lissabon und sollen dort zuerst vom holländischen Consul, der sie zufällig sah, als Diamanten erkannt worden sein. Andere behaupten, eine höhere Gerichtsperson (Ouvidor), früher in Ostindien bedienstet, habe schon in Brasilien diese Steinchen für das gehalten, was sie in der That waren, dieselben für eine Kleinigkeit aufgekauft und mit nach Portugal genommen. Wie dem auch sei, so viel steht fest, dass das Vorkommen von Diamanten in Minas geraes dem Hofe von Lissabon um das Jahr 1728 oder 1729 bekannt wurde und ein königlicher Befehl vom 8. Februar 1730 dem Gouverneur der Minendistricte die Weisung ertheilte, diese Entdeckung auf die möglichst vortheilhafte Art für die Krone auszubeuten. Der Gouverneur erliess daher ein Decret, das eine Abgabe von 5 Milreis für jeden diamantenwaschenden Sklaven festsetzte; diese wurde aber schon im nächsten Jahre auf 20 Milreis, 1733 auf 25, im Jahre 1734 auf 40 und 1739 sogar auf 230 Milreis erhöht. Ausserdem wurden strenge Massregeln anderer Art ergriffen und z. B. verordnet, dass alle Diamanten über 20 Karat Gewicht der Krone abgeliefert werden müssen; dass sich kein freier Neger oder Mulatte in der Comarca do Serro do frio aufhalten dürfe, abends keine

[1]) Die Geschichte der Diamantenentdeckung und -Ausbeute hat am vollständigsten der schon öfter angeführte Herr v. Eschwege in seiner „Pluto brasiliensis“ behandelt.

Branntweinschenke offen bleiben, alle liederlichen Weiber verbannt werden sollen. Die Grenzen des Diamantendistricts wurden genau bestimmt (1733) und rings an denselben bei Tres barras, Rio Manso, Picada, Paraúna, Milho verde, Inhanzica, Inhahi, Gouvea, Galheiros, Contagem, Chapada und Andaial Wachtposten festgesetzt und über den ganzen District ein Generalintendant (Intendente geral da demarcação diamantina) ernannt. Ohne Erlaubniss dieser obersten Behörde durfte niemand das Territorium betreten; bei schwerer Strafe war es verboten, irgendwo anders Diamanten zu verkaufen als im *Arrayal de Tejuco* (1734), dem Centrum des Districts und dem Wohnsitze des Intendanten. Zu dieser Zeit also gelangte das Dorf Tejuco, die spätere Stadt Diamantina, zum ersten mal zu einiger Bedeutung. Die brasilianische „Kothstadt“ [1]) ist aber in ihrer fernern Entwicklung gewaltig hinter ihrer europäischen Namensschwester zurückgeblieben.

Infolge der übermässigen Kopfsteuer für diamantensuchende Neger, wie sie im Jahre 1739 decretirt wurde, wollte niemand mehr nach Edelsteinen graben lassen; die königliche Regierung entschloss sich daher, die ganze Diamantengewinnung in Pacht zu geben. Eine dreissigjährige Erfahrung belehrte sie jedoch, dass sie von jedem Pächter betrogen und bestohlen wurde, und ihr statt eines wenn auch mässigen Gewinnes aus diesem System nur sehr beträchtlicher Schaden resultire; sie nahm deshalb im Jahre 1771 den Bergbau in eigene Regie und erliess für den Diamantendistrict am 2. August des nämlichen Jahres ein Reglement von 54 Artikeln, unterzeichnet vom Könige (José I.) und dem eisernen Marquis von Pombal. Zu diesem Documente dürfte in der civilisirten Welt wol kaum ein Seitenstück zu finden sein. Herr v. Eschwege gab in seiner „Pluto brasiliensis“ eine Uebersetzung davon, die wohl verdient, nachgelesen zu werden. Zur Charakteristik dieses äusserst merkwürdigen Actenstücks will ich hier nur einige Paragraphen davon anführen: §. 10. Alle Bewohner des Diamantendistricts werden nach vorhergegangener

[1]) Tejuco in der Indianersprache heisst Koth oder Lehm.

strenger Untersuchung von seiten des Generalintendanten, der Administratoren oder des Fiscals eingeschrieben und erhalten sodann Aufenthaltsscheine. Wer keinen solchen aufzuweisen hat, muss binnen zwölf Tagen den District verlassen und wird im Falle des Ungehorsams auf sechs Monate in die Gefängnisse von Rio de Janeiro gebracht. Wer dann ohne Erlaubniss zurückkehrt, wird auf sechs Jahre nach dem Königreiche Angola (Westküste von Afrika) verwiesen.

§. 15. In Betreff der Verweisungen hat der Generalintendant die alleinige und ausschliessliche Gerichtsbarkeit, und alles, was er desfalls in der Sitzung mit den Administratoren beschliesst, soll ohne Widerrede und Appellation, ausser an die Person des Königs (also nach Portugal) vollzogen werden.

§. 31. Die Anklagen und das Verrathen von verborgenen Diamanten geschehen schriftlich und anonym (!), jedoch so, dass der Angeber persönlich die Anzeige dem Generalintendanten oder einem Administratoren übergibt, welcher alsdann dieselbe unterschreibt und den Tag bemerkt, an welchem sie eingehändigt wurde, damit der Ankläger bei der nachherigen Bestätigung der Aussage auf dieses Document hin seine Belohnung von dem Generalintendanten fordern könne.

§. 37. Niemand, wer es auch sei, darf ohne ausdrückliche Erlaubniss des Generalintendanten den Diamantendistrict betreten (der circa 150 Quadratmeilen gross war!) etc.

§. 40. Bei gegründetem Verdachte, dass die eine oder andere Person an dem Schleichhandel mit Diamanten theilnehme, stellt der Generalintendant geheime Untersuchungen deshalb an und finden sich zwei oder drei Zeugen, die den Verdacht bestätigen, so wird unter strenger Verschweigung des Namens dieser Zeugen der Verdächtige sofort aus dem Districte verwiesen und muss sogleich einen Revers auszustellen genöthigt werden, nie wieder zurückkehren zu wollen.

§. 41. Kein Beamter einer andern Comarca kann in dem Minendistricte irgendeine Untersuchung anstellen, ohne vorher dem Generalintendanten Anzeige davon zu machen, welcher alsdann selbst die Untersuchung einleitet.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

§. 50. Die gesammte bei der Administration angestellte Dienerschaft hat das Privilegium der activen und passiven Aposentadoria (dieses Privilegium bestand nämlich darin, dass man sich in jedes Haus einmiethen konnte, das nicht von seinem Eigenthümer oder von einem Beamten, der das nämliche Privilegium der Aposentadoria hatte, bewohnt war und dass man nie daraus vertrieben werden konnte, ausser wenn es der Eigenthümer selbst bewohnen wollte).

Herr v. Eschwege bemerkt mit vollem Recht: „Ich enthalte mich aller weitläufigen Bemerkungen über dieses Gesetz, das würdiger ist, im türkischen Reiche zu glänzen als in einem christlichen Staate. Es kam aus den Händen Pombal's, die so gerne das eiserne Scepter führten."

Mit der Unabhängigkeit Brasiliens von seinem so zärtlichen Mutterlande trat auch dieses Gesetz ausser Kraft, denn das königliche Privilegium der Diamantenwäscherei hörte auf. Gegenwärtig kann Diamanten suchen, wer Zeit, Lust und Geld dazu hat. Der Fiscus geniesst nur einen sehr mässigen Vortheil davon, denn erstens zahlt jeder Besitzer einer Diamantenwäscherei (Serviço) von der Braza (ungefähr 1 Klafter) des von ihm bearbeiteten Territoriums nur 1 Real (den tausendsten Theil von 22 Sgr.) jährlicher Abgaben und zweitens wird von den ausser Land gehenden Diamanten blos ½ Procent des Werthes Exportzoll behoben.

Durch das oben erwähnte berüchtigte Reglement wurde dem Intendanten eine Macht über die Bewohner des Districts verliehen, wie sie nur ein Autokrat in dem absolutesten Staate über seine Unterthanen hat. Die Localgeschichte des Districts berichtet daher auch über die unerhörtesten Gewaltthätigkeiten der despotischen Intendanten. Es würde wol der Mühe lohnen, bald einmal das noch vorhandene Material zu einer abgerundeten, historischen Darstellung der Verwaltung des Minendistricts zu sammeln. Sie würde die interessantesten Aufschlüsse über die schmähliche Behandlung liefern, die sich Portugal gegen sein Tochterland zu Schulden kommen liess. In der vortrefflich redigirten politischen Zeitung „Diario do Rio de Janeiro" vom

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Jahre 1861 finden sich wichtige Beiträge für eine solche historische Monographie verzeichnet.

Es ist leicht einzusehen, dass durch die nicht nur gestatteten, sondern sogar gebotenen geheimen Denunciationen die Moral der Bevölkerung gänzlich untergraben werden musste. Sie waren das beste Mittel, um persönlichen Hass und Rache zu befriedigen, das namenloseste Unglück über ganze Familien heraufzubeschwören, den redlichsten Mann in das tiefste Elend zu stürzen. Ueber Nacht erreichte ihn das zermalmende Verhängniss; er hatte oft keine Ahnung, wer den tödlichen Streich gegen ihn geführt; er konnte seinem Ankläger nicht Auge in Auge schauen, vor keinem Richter die Beweise seiner Unschuld darlegen. Ein willkürlicher Machtspruch des Intendanten beraubte ihn seines ganzen Vermögens, verbannte ihn von seiner Familie, seinen Freunden. Sehr häufig waren falsche Documente und lügnerische Beweisstücke sein Geleitsbrief nach Rio de Janeiro, wohin er unter militärischer Bedeckung gebracht wurde, um daselbst langsam in den Kerkern zu verschmachten oder durch Urtheil des Gerichtshofes auf 10—20 und mehr Jahre nach der seuchevollen Westküste Afrikas transportirt zu werden.

Es wurden mir empörende Beispiele der barbarischen Willkür der Intendanten erzählt. Es sind zwar viele Jahrzehnte darüber verflossen, aber jene Gewaltacte leben noch sehr frisch theils im Gedächtniss, theils in der Tradition der gegenwärtigen Bevölkerung.

Trotz aller fast unmenschlichen Massregeln wurde der Zweck, um dessentwillen sie ergriffen wurden, nämlich die Verhütung der Contrebande mit Edelsteinen, nicht von fern erreicht. Der Schleichhändler setzte denselben nur grössere Vorsicht und Schlauheit entgegen. Je gefährlicher das Unternehmen, desto kühner der Unternehmer. Meistens wurden nur unschuldige Opfer ins Verderben gejagt; der schuldige Contrebandist entkam gewöhnlich straflos. Wohlunterrichtete Personen behaupten, dass während der Zeit der grössten Strenge der Behörden doch eine beträchtlich grössere Menge Diamanten heimlich verkauft und ausgeführt wurde als die von der königlichen Intendantur nach

Rio de Janeiro abgelieferte. Durch diesen Schleichhandel wurde der Grund zu vielen grossen Vermögen gelegt, die heute in den Minendistricten vorhanden sind.

Selten war es den Contrebandisten möglich, die Streifpatrouillen, deren Aufgabe es war, im Süden der Provinz zwischen den Flüssen Parahyba und Parahybuna nach geschmuggelten Diamanten zu fahnden, durch Bestechung zu gewinnen. Die Grenzwächter mochten wol aus Erfahrung wissen, dass ihr Antheil an den saisirten Edelsteinen in der Regel grösser sei als die von den Schmugglern gebotene Summe. Nur unter besonders günstigen Umständen konnte mit einem der Commandirenden im geheimen ein Geschäft gemacht werden. Dieser wusste es dann so einzurichten, dass den Schleichhändlern keine Patrouillen begegneten. Die Schmuggler, meistens Kaufleute und Besitzer von Waarenniederlagen in Diamantina, mussten daher ihr Glück durch schlaues Verstecken der Steine versuchen und da sich ein Diamant von 15—20 Karat weit leichter verstecken lässt als ein gleiches Gewicht kleiner Steinchen, so wurde schon beim heimlichen Ankaufe auf jene besonders Rücksicht genommen. Das wussten natürlich die diamantenwaschenden Neger und verheimlichten die grossen, während sie die kleinen gewissenhaft ablieferten. Daher kamen auch weit mehr werthvolle Edelsteine durch Schleichhandel als durch den königlichen Intendanten nach der Hauptstadt.

Ich hörte manches ergötzliche und sinnreich ausgeführte Schmugglergeschichtchen von Männern, die selbst noch die Diamantencontrebande mit vielem Glück ausgeübt hatten. Einer derselben hatte einen Diamanten von etwas über 25 Karat mit vieler Mühe in den Stiel seiner Reitpeitsche eingeflochten. Da er sich begreiflicherweise niemand anvertrauen wollte, so hatte er sich wochenlang geübt, um die schmalen Lederstreifen kunstgerecht nach Landessitte über den Stiel, der in seinem ausgehöhlten Innern den kostbaren Stein nebst einer grossen Anzahl kleinerer barg, zu flechten. Ein anderer hatte einen Kochkessel, in dem täglich für ihn und seine Reisebegleiter das Essen zubereitet wurde, aus doppeltem Eisenblech. Die beiden Blechplatten

liessen im Boden einen beträchtlichen Zwischenraum, in dem für mehrere hunderttausend Thaler Diamanten verborgen lagen. Die Edelsteine lagen in einer stark eingestampften Schicht feinen Sandes unverrücklich fest. Auch dieser hatte sich seinen Kessel selbst angefertigt und erzählte mir, wie sich während der Reise sein mit dem Kochen betrauter Sklave oft verwundernd geäussert habe, wie lange Zeit das Wasser in diesem Kessel gebrauche, bis es siede.

Herr v. Eschwege besuchte den Diamantendistrict zu einer Zeit, als das schon erwähnte Reglement in voller Kraft war und schildert die Macht des Intendanten mit folgenden Worten: „Seine Gewalt ist unbegrenzt, despotisch regiert er über den ganzen District, der beinahe einen Flächeninhalt von 150 Quadratlegoas einnimmt, indem ihn selbst das Gesetz dazu berechtigt; er ist der erste Richter, um streng über das Gesetz zu wachen; er ist Präsident der Junta da Administração. Das Militärcommando, 1 Kapitän mit 40 Mann Cavalerie und einer Compagnie Fusssoldaten (Pedestres), musste ihm unbedingt gehorchen. Blosse Muthmassungen einer Untreue sind hinreichend, die angesehensten Personen aus dem Districte zu exiliren oder ins Gefängniss zu werfen. Wirkliche Verbrecher kann er sogar in dem Gefängnisse um eines kleinen Steinchens willen verschmachten, ja sogar todtprügeln lassen, wie es so manchmal geschehen ist, ohne dass ihn jemand zur Verantwortung ziehen könnte. Er ernennt die Unterbeamten und setzt sie auch wieder ab nach Gutdünken. Fehlt es an Geld, so kann er Papiergeld schaffen und in Circulation bringen. Ohne seine Erlaubniss darf niemand, selbst der Gouverneur der Provinz nicht, in den District kommen. Bei dieser ausserordentlichen despotischen Gewalt, die nur einzig den König als höhere Macht anerkennt, ist es kein Wunder, dass er von allen Bewohnern des Districts nicht sowol wie ein Heiliger verehrt, aber auch wie ein Teufel gefürchtet wird, folglich jedermann vor ihm kriecht.“

Einleuchtend ist es, dass unter solchen Verhältnissen die Entwickelung von Diamantina oder Tejuco, wie der Ort damals hiess, nach allen Richtungen hin gehemmt war. Jeder Bewohner

musste in steter Furcht und Angst vor der despotischen Willkür des Intendanten schweben. Nur Gewinnsucht konnte ihn an einen Wohnsitz fesseln, von dem ihn die niedrigste Rachsucht des letzten seiner Sklaven ins Exil zu treiben vermochte. Wir sehen daher auch, dass Tejuco trotz der günstigsten materiellen Bedingungen, sich zu einer der blühendsten Städte Brasiliens zu erheben, unter portugiesischer Herrschaft sich nie emporschwingen konnte und erst nach der Unabhängigkeit des Kaiserreichs allmählich einer naturgemässen Entwickelung entgegenzugehen begann.

Im Jahre 1751 wurde in Tejuco eine königliche Goldschmelzerei errichtet, aber nach sehr kurzem Bestande wieder aufgelassen und nach Villa do Principe (Serro) verlegt. Man wollte wahrscheinlich alles, was nicht auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse und auf Diamantengewinnung Bezug hatte, aus dem Districte verbannen. Erst elf Wochen (2. Juni 1831) nach der Unabhängigkeit Brasiliens wurde dieser wichtige Ort zum Marktflecken als Villa de Tejuco, aber schon anderthalb Jahre später durch Provinzialdecret zur Stadt mit dem bezeichnenden Titel „Diamantenstadt" (Cidade Diamantina) erhoben. Charakteristisch ist diese späte Rangerhöhung des so wichtigen Ortes. Sie lag aber ganz im Geiste der damaligen Districtsverwaltung.

Diamantina ist, wie die übrigen brasilianischen Städte, reich mit Kirchen versehen. Keine von allen aber kann Anspruch auf Schönheit machen, selbst die am meisten gepriesene Igreja de S. Francisco de Paula nicht. Ich habe sie alle in sehr vernachlässigtem Zustande gefunden. Es ist dieser Stadt eigenthümlich, dass, ausnahmsweise von der fast durch ganz Brasilien üblichen Bauart, jede der Kirchen nur einen und zwar einen seitlichen Thurm hat. Sie erhalten dadurch einen gewissen Eindruck des Unvollendeten. Die Hauptkirche ist dem heiligen Antonius, die übrigen Nª. Sª. do Amparo, Nª. Sª. do Bomfim, dos Mercês, do Rosario, do Carmo, da Luz, ausserdem noch eine Kapelle der heiligen Isabel und eine Nª. Sª. dos Passos geweiht.

Die Strassen der Stadt sind, wie schon bemerkt, grösstentheils steil und schlecht gepflastert. Von öffentlichen Plätzen

sind nur zwei zu nennen, der höher gelegene Largo de S. Antonio und der tiefere Largo da Cavalhada. Letzterer ist der einzig ebene der Stadt und sehr klein. Er führt seinen Namen von den Wettrennen und Carrousels, die früher, besonders während der Faschingszeit, hier abgehalten wurden. Wegen der sehr geringen Ausdehnung dieses Platzes konnten die Rennen jedenfalls nur im Kreise stattgefunden haben. Auf dem Largo de S. Antonio steht das sehr anspruchslose Stadthaus, früher der Sitz des Intendanten. Damals durften auf diesem öffentlichen Platze keine Verkaufsgewölbe eröffnet werden, Todtenstille musste um die Residenz des allgewaltigen Beherrschers des Diamantendistricts verbreitet sein, wahrscheinlich seinen Nimbus noch zu erhöhen. Heute befindet sich auf jedem der beiden Plätze eine ranchoähnliche Verkaufshalle, die den sonderbaren Namen Intendencias führen. Hierher kommen die Verkäufer und Producenten aus der Umgegend und dem Sertão (Hinterlande), um ihre Erzeugnisse feilzubieten. In der Intendencia de arriba (auf dem Largo de S. Antonio) werden vorzüglich Bohnen, Reis, Mais, Kürbisse, Gurken, Kohl und andere Gemüse, Früchte und Geflügel verkauft. Hier ist auch der Kalkmarkt. Ein Scheffel (alqueire) wird mit 24000 Reis bezahlt. In der Intendencia de abaixo ist das Verkaufsdepot für Branntwein, Zucker und Speck.

Die Casa de Contadoria, in der früher das königliche Diamantendepot war, steht gegenwärtig unbenutzt und verlassen und geht rasch ihrem gänzlichen Verfalle entgegen, denn die Ziegeln werden schon von den Dächern genommen und anderweitig benutzt.

Das Hospital (casa de caridade), am obern östlichen Ende der Stadt gelegen, befindet sich in dem elendesten baulichen Zustande und es ist wirklich eine Schmach für die Stadt, dass ihre reichen Bewohner so schlecht für dieses Wohlthätigkeitsinstitut sorgen, da doch im allgemeinen in Brasilien selbst unbedeutende Ortschaften grosse Opfer für ihre Krankenhäuser bringen.

Zu den öffentlichen Gebäuden haben wir auch das unansehnliche Theater zu rechnen. Sein Raum ist sehr beschränkt,

die innere Einrichtung einfach und roh. Mitten durch das Parterre verläuft ein Gang und jederseits von demselben befinden sich 16 Bänke. Die Logen, je 16 an der Zahl, bilden drei Reihen. Die Logen des Parterre werden vorzüglich von der Haute-Volée, darunter Damen von überraschender Schönheit, eingenommen. In denen des zweiten Ranges machen sich die Rapazinhas (öffentliche Mädchen) breit; sie werden auch „Mulheres de vida alegre“ (Frauenzimmer vom heitern Leben) oder „Republicanas“ genannt, und sind meistens Mulattinnen mit abstossenden Physiognomien. In ihren schreienden Toiletten herrscht das grellste Roth vor. In der dritten Logenreihe endlich jubeln die Negerinnen. In keinem südamerikanischen Theater nimmt je ein Frauenzimmer einen Parterresitz ein.

Die Bühne ist ein Miniaturpodium, auf dem sich die Spielenden kaum rühren können. Ich wohnte einer Vorstellung zum Besten des so sehr vernachlässigten Hospitales bei. Gespielt wurde von jungen Leuten aus Diamantina; es wirkte nur ein Mädchen mit, die übrigen weiblichen Rollen gaben junge Männer. Zuerst kam ein aus dem Französischen übertragenes Vaudeville zur Aufführung. Die Rollen waren meistens gut memorirt, die Declamation war leidlich, aber die Mimik miserabel; besonders zeichnete sich ein Jüngling in einer Mädchenrolle durch sein ins Lächerliche übertriebenes Spiel aus. Mitten in einer höchst sentimentalen Scene wischte er sich mit dem Handrücken die Nase. Das Publikum schien an solche Ungezogenheit gewöhnt zu sein. Dem Lustspiele folgte eine sogenannte Comedia (eine Harlekinposse), in der sich die schon etwas warm gewordenen Dilettanten weit freier und natürlicher bewegten. Den Schluss bildete das Absingen einer witzig sein sollenden, in der That aber sehr läppischen Arie. Das Orchester verlängerte die langen Zwischenacte durch eine ohrenzerreissende Musik. Die Vorstellung begann um ½9 Uhr und dauerte bis nach Mitternacht.

Diamantina zählt etwas über 1000 Häuser, darunter eine Anzahl eleganter und solid aus Steinen aufgeführter. Das Bauen ist hier sehr kostspielig, da, wie schon bemerkt, der Kalk theuer ist und das meiste Bauholz aus einer Entfernung von

12—16 Meilen auf den elendesten Wegen über Berg und Thal durch Ochsen herbeigeschleppt werden muss. Selbst das schlechteste Brennholz muss stundenweit hergebracht werden und steht deshalb hoch im Preise. Die meisten Häuser haben zwei, einzelne drei Stockwerke. Die Fenster der Strassenfronte bilden Flügelthüren; vor jedem befindet sich ein schmaler oft mit sehr zierlich gearbeitetem Eisengitter geschützter Balkon. Die innere Ausschmückung der Wohnungen der reichen Familien ist meistens elegant und geschmackvoll. In mehrern sah ich Pianos, ein sehr theurer Luxusartikel, denn die Transportkosten eines solchen Instruments von Rio de Janeiro bis hierher belaufen sich allein auf 500—600 Milreis. Es wird in Blech- und Holzkisten wohlverpackt an Tragstangen von zwei Maulthieren, von denen eins vorn, das andere hinten geht, getragen. Ueber sehr schlechte Wegstellen, über tiefere Flüsse u. s. f. müssen die Treiber mit Hülfe anderer dazu requirirter Leute die unförmliche Kiste auf den Köpfen hinüberschaffen. Die Tropeiros lieben solche Frachten, trotzdem sie gut bezahlt werden, durchaus nicht, da sie gewöhnlich mehrere Thiere dabei zu Grunde richten.

Die Einrichtung der Häuser ist fast durch ganz Brasilien (besonders im Innern) die nämliche. Sie bilden ein längliches Viereck. Die eine der schmalen Seiten ist die Gassenfronte, die andere, entgegengesetzte hintere, steht mit einem Hofe in Verbindung. Der Salon, als das eleganteste Besuchzimmer, nimmt gewöhnlich die Breite der Fronte ein; nur selten befinden sich in einer Flucht daran ein oder zwei Cahinete, die gewöhnlich für Gäste reservirt werden. An den Salon nach innen stossen das Schlafzimmer oder Fremdenzimmer. Das Speisezimmer liegt im hintern Theile des Hauses, ebenso das fast in keiner Wohnung fehlende Gemach zum Plätten der Wäsche. Die übrigen Gelasse längs der Langseiten werden beliebig verwendet. Die Küche ist gewöhnlich in einem vom Wohnhause abgesonderten, niedrigen Nebengebäude im Hofe, zuweilen neben ihr ein oder ein paar Gemächer für die Haussklaven. Nur selten ist es dem Fremden vergönnt, einen Blick in dieses wichtige Departement zu werfen, und dieser ist wahrlich nicht sehr befriedigend. Die Küchen

sind finster und russig. Der Rauch vom offenen Flammenherde muss sich durch die Thür und durch die Ritzen der Wände einen Ausweg suchen, da weder Rauchmantel noch Rauchfang vorhanden sind. Der Fussboden ist ungepflastert und in bunter Unordnung mit Brennholz, Wassergefässen und einer erstaunlichen Menge von Gemüsen und andern Rohproducten zur Bereitung der Mahlzeiten bedeckt. Dazwischen putzen, stampfen, schneiden, kochen und braten degoutante Negerinnen mit einer nichts weniger als Appetit erregenden Geschäftigkeit. Mitten unter ihnen sitzt die Herrin des Hauses überwachend, befehlend, scheltend und, wo es nöthig ist, mit Argumenta ad hominem nachhelfend. In einzelnen Häusern findet man auch besser eingerichtete Küchen und gewiss auch eine wünschenswerthe Ordnung und Reinlichkeit. Das entworfene Bild ist aber wahrheitsgetreu für den grössten Theil der Fazendas und der geschlossenen Ortschaften im Innern des Landes. In den Kochgelassen der Herbergen sieht es gar grauenerregend aus. Man soll nie prüfend eine fremde Küche mustern, man wird fast immer mit einem höchst unbehaglichen Gefühle erfüllt. Dieser Satz gilt im Familienleben wie im Staatenleben.

Ich genoss im Hause des Barons v. Arassuahy die herzlichste und aufrichtigste Gastfreundschaft und wurde vom ersten Tage an wie ein lang bekannter, gern gesehener Hausfreund behandelt. Der Familienkreis war sehr klein; der Baron hatte vor kurzem seine Gattin verloren. Seine Töchter befanden sich im Mädcheninstitute in Marianna und es wohnte bei ihm in dem sehr grossen, verwaisten Hause nur sein Sohn „Diamantino", seit wenigen Monaten mit einer liebenswürdigen jungen Dame verheirathet, der eine Freundin Gesellschaft leistete. Der ungezwungene, angenehme Ton in diesem Kreise, den ich auch in andern Familien zu beobachten Gelegenheit hatte, contrastirte gewaltig mit meiner auf Erzählungen und Reisebeschreibungen fussenden vorgefassten Meinung über das gesellschaftliche Leben im Innern Brasiliens, die übrigens, wie schon früher bemerkt, während meiner Reise öfter erschüttert worden war. Man hatte mir schon in Barbacena, Ouro-Preto und Itabira viel von dem

gastfreien, heitern Leben in Diamantina erzählt und ich habe es auch jenen Schilderungen entsprechend gefunden. In allen südamerikanischen Bergwerkstädten herrscht ein gewisser leichter Sinn unter der Bevölkerung vor. Gewöhnlich ist viel Geld im Verkehr und der Reiz, den möglichsten Genuss davon zu haben, um so verlockender, als es so oft mit grosser Leichtigkeit gewonnen wird. Die Waarenmagazine Diamantinas sind daher mit allen Luxusgegenständen, die der Markt der Reichshauptstadt darbietet, vortrefflich versehen, und ebenso reichlich ausgestattet sind jene Verkaufsgewölbe, in denen europäische Getränke und Leckerbissen feilgeboten werden. Das junge Diamantina macht eine Ausnahme von der in Brasilien so allgemein beobachteten Mässigkeit der bessern Klassen im Genusse geistiger Getränke. Der Verbrauch von englischem Biere, Champagner, französischen Weinen, Portwein und Liqueur wird als ein sehr bedeutender angegeben und bei den häufigen Gesellschaftspartien und Gelagen (sucias) soll es in der Regel ziemlich tumultuarisch hergehen. Die Faschingsfreuden, zu denen während meiner Anwesenheit gerade die Vorbereitungen getroffen wurden, versammeln in der fröhlichen Stadt eine grosse Menschenmenge von nah und aus der Ferne. Das tolle Leben dieser Tage wurde mir mit den lebhaftesten Farben geschildert und vielfach die Bitte an mich gerichtet, meine Abreise bis nach den Festen zu verschieben. Ich zog es indessen vor, den Carneval in den Urwäldern des Mucury zu verleben.

Mein aufmerksamer Gastfreund stellte mir vom ersten Tage ein Maulthier zur Verfügung, um die Stadt und deren Umgebung kennen zu lernen. Gewöhnlich begleitete er mich selbst, und war es ihm nicht möglich, so diente mir einer seiner Neger als Wegweiser. So oft ich mit ihm ausritt, mussten wir in der Stadt die Hüte in der Hand halten, um die ununterbrochenen Grüsse zu erwidern. Die Mineiros sind sehr höflich unter sich. Das Hutabnehmen gegen Bekannte auf der Strasse ist allgemein üblich. Auch Fremde grüssen sich auf Reisen gewöhnlich, wenn sie sich begegnen. Selten wird ein

Neger bei einem Reisenden vorübergehen, ohne sein Louvado zu sagen.[1])

Als reiche, angesehene und beliebte Persönlichkeit war der Baron v. Arassuahy so glücklich, in der Stadt ein paar hundert Gevatterinnen zu haben, und der fragende Gruss: Comadre, como passa? (Gevatterin, wie geht's?) wiederholte sich daher bei jedem Spazierritte unzähligemal.

Unter den Personen, an die ich empfohlen war, befand sich auch ein Geistlicher, der Kanonikus Santos, ein junger Mann von aussergewöhnlichen Talenten. Er hatte Frankreich, Belgien, Holland, einen Theil von Deutschland durchreist und war eigens nach Rom gegangen, um dort Kirchenrecht zu studiren und den Grad eines Doctors der Theologie zu erlangen. Seine Bescheidenheit, seine Frömmigkeit und sein musterhafter Lebenswandel hatten ihm in Diamantina die höchste Achtung gewonnen; er stand fast im Rufe der Heiligkeit.[2])

Die beiden bedeutendsten Diamantenhändler und Besitzer von Lavras sind Herr Francisco José *de Alhueide* e Silva, der mir viele Freundlichkeiten erzeigte, und Herr Rodrigo *de Souza.* Bei letzterm sah ich eine lebende Ema (Strauss), die er schon seit mehr als einem Jahre in seinem Hühnerhofe hielt. Sie vertrug sich mit dem Hausgeflügel sehr gut, frass alles Geniessbare, was man ihr vorwarf, litt aber in dem sehr feuchten und beengten Raume an geschwollenen Füssen; wahrscheinlich schmerzten sie, denn das Thier sass meistens den Hals nach rückwärts zwischen die Flügel gelegt. Herr Rodrigo hatte auch einen kleinen Teich angelegt und ihn reichlich mit Fischen aus dem Jequitinhonha besetzt, aus Unkenntniss aber einige Raubfische dazugegeben, die binnen kurzem eine schreckliche Verwüstung unter den andern angerichtet hatten.

Von Interesse war mir die Bekanntschaft des Dr. Joaquim Mariano dos Santos. Seine Hautfarbe nähert sich zwar sehr

[1]) Der Neger grüsst mit halb ausgestrecktem Arme, den Handteller nach oben gekehrt und den Worten: „Louvado seja Nossa Senhora e Jesu Christo".

[2]) Wie ich vor kurzem erfuhr, wurde er zum Bischof von Diamantina ernannt.

der des importirten afrikanischen Negers, aber er ist ein ebenso geschickter Arzt und feiner Beobachter als ein geistreicher und gebildeter Mann. Nach seinen Mittheilungen über die Sanitätsverhältnisse von Diamantina ist das Klima im ganzen genommen gesund, als auffallende Erscheinung aber erwähnte er den ungemein raschen Wechsel des Genius epidemicus, besonders des entzündlichen in den nervösen. Dieser Wechsel ist nicht an bestimmte Jahreszeiten gebunden, auch geschieht er nicht durch allmähliche Uebergänge, die jeden beobachtenden Arzt auf die Veränderung aufmerksam machen, sondern er erfolgt überraschend schnell. Bei Lungenentzündungen z. B., einer der häufigsten Krankheiten in dieser Gegend, die während des entzündlichen Genius epidemicus mit Antiphlogistica glücklich behandelt werden, treten bei dieser Heilmethode oft plötzlich die gefährlichsten nervösen Erscheinungen ein, gewöhnlich mit tödlichem Ausgange. Der erste Fall muss dem Arzte monatelang als Richtschnur für die Behandlung seiner Kranken dienen. Dr. Joaquim sagte mir, er habe jahrelang sich alle mögliche Mühe gegeben, aus gewissen Vorläufern im allgemeinen Krankheitscharakter bestimmte Anhaltspunkte für den Wechsel zu finden; es sei ihm aber nicht möglich gewesen, solche zu entdecken. Nur einmal beobachtete er in Diamantina eine Ruhrepidemie, deren Ursache er in einem abnorm raschen Temperaturwechsel zu finden glaubte. Alljährlich aber kommen während der Fastenzeit zahlreiche ruhrartige Diarrhöen vor und zwar infolge des Genusses schlecht gedörrter Fische, die aus dem Sertão massenweise zum Verkauf nach der Stadt gebracht werden. Keuchhusten und Friesel sollen häufig, der Scharlach fast unbekannt sein. Sehr oft vorkommende Krankheiten der niedern Klassen sind Skrofeln und Skorbut, deren Ursache in der eigenthümlichen Alimentation zu suchen ist.

In keinem Theile der Provinz sollen so viele Herzkrankheiten vorkommen wie in Diamantina, und ich stimme Dr. Joaquim vollkommen bei, wenn er als Hauptursache dieser auffallenden Erscheinung die eigenthümliche Natur des Diamantenhandels angibt. Wenige Handelsartikel sind so bedeutenden Preisschwan-

kungen unterworfen wie die Diamanten, bei deren Umsatz immer grössere Kapitalien in Bewegung sind. Der Händler ist daher in steter Aufregung, jede Post, die nur je den sechsten Tag eintrifft, kann ihm die Nachricht von bedeutendem Gewinne oder von seinem fast gänzlichen Ruin bringen. Nehmen wir noch dazu, dass die Diamantinos ein lustiges Völkchen sind, das bei Tanz und Spiel, bei Champagner und Portwein so manche Nacht durchschwärmt, so haben wir gewiss hinreichende ursächliche Momente, um das häufige Vorkommen der Herzkrankheiten erklärlich zu finden.

Gegenwärtig kommt der knollige Aussatz (mal de São Lazaro, mal morfético, Lazaruskrankheit) in zwei Familien der Stadt vor, und hat sich durch directe Ansteckung, nämlich durch Heirath, von der einen auf die andere verpflanzt. Während meiner dortigen Anwesenheit erlag ein 21jähriges Mädchen unter furchtbaren Leiden dieser schaudervollen Krankheit. Der im mittlern Europa gegenwärtig so seltene Aussatz ist im Innern Brasiliens häufig und eine wahre Geisel der Bevölkerung. Gewöhnlich leben die Aussätzigen abgesondert, sehr oft blos unter Zelten ausserhalb der geschlossenen Ortschaften und werden gewissermassen als civiliter mortui angesehen. Viele Städte haben eigene Aussatzspitäler. Wohlhabende mit dieser Krankheit behaftete Personen bewohnen ihre eigenen Häuser und es geschieht nicht selten, dass sie eheliche Verbindungen eingehen. Die Krankheit ist aber in Brasilien erblich und breitet sich daher immer mehr aus. Solange der Aussatz noch im Stadium der knolligen Verhärtung ist, kann sich der Kranke doch als Mitglied der menschlichen Gesellschaft betrachten, sowie sie aber weiter vorrückt und die Knoten zum eitrigen Aufbruch gelangen, ist er als von derselben ausgestossen zu betrachten. Er ist dann ein bejammernswerther Gegenstand des Mitleids und des Ekels.

Der Aussatz ist durch blosse Berührung nicht ansteckend; es scheint aber, dass er es, besonders in der letzten Periode unter gewissen Umständen, vorzüglich durch unmittelbar fortdauernden Contact wird. Jedenfalls hängt die Contagiosität von der Intensität des Leidens ab. Wir kennen indessen den Träger

des Contagiums so wenig wie die Natur dieses letztern. Man nimmt in Brasilien nach alttestamentarischer Anschauungsweise allgemein den häufigen Genuss von Schweinefleisch als Hauptursache des Aussatzes an. Ich glaube mit Unrecht. Wäre er es wirklich, so müsste diese schreckliche Krankheit noch ungleich allgemeiner sein, als sie es jetzt ist, da Schweinefleisch gerade in der Provinz Minas die Hauptnahrung der Mittelklasse ist. Wenn überhaupt ein äthiologisches Moment in den Nahrungsmitteln liegen sollte, so glaube ich, dass es viel eher in den schlecht gedörrten, oft halbverfaulten Fischen, die von den untern Klassen so häufig consumirt werden, zu finden wäre. Nicht nur die Trockenfische der Sertões, sondern auch die aus Europa und Nordamerika importirten Stockfische kommen in der Regel in einem der Gesundheit durchaus schädlichen Zustande zum Verbrauch. Bekanntlich wird der fehlerfreie beim Trockenen vollkommen gerathene Stockfisch, die sogenannte „marktbare Waare“, in Europa consumirt, während die zweite „Madeira“ und die dritte Sorte „Westindia“, letztere schon mehr oder weniger beschädigt, nach den sklavenhaltenden Staaten ausgeführt werden. Kommen sie auch noch in einem leidlichen Zustande in Rio de Janeiro an, so verderben sie doch dort in den feuchten, heissen Aufbewahrungsorten oder während der langen Landreisen in der Regenzeit sehr schnell, werden aber nichtsdestoweniger häufig und gern genossen.

Ganz sicher ist es, dass der knollige Aussatz von Portugal nach Brasilien sowie von Spanien nach Mexico verschleppt wurde. Auf der Pyrenäischen Halbinsel ist er heute noch häufig und Asturien allein zählt jetzt noch über zwanzig Leprosenspitäler. In Brasilien hat er ein sehr günstiges Terrain zu seiner Entwicklung und Ausbreitung gefunden. Heisses, feuchtes Klima, verdorbene und stark gesalzene Nahrungsmittel, Unreinlichkeit, grosse Disposition der Eingeborenen zu Hautkrankheiten haben ihn ausserordentlich befördert. Aber immer bleibt noch die nächste Ursache dieses furchtbaren Uebels in Dunkelheit gehüllt.

Ausser dem Dr. Joaquim zählt Diamantina noch eine Anzahl brasilianischer Aerzte, von denen mehrere ihre Studien in

Frankreich gemacht haben. Seit einer Reihe von Jahren prakticirt hier auch ein englischer Arzt mit Glück.

Eines Tages begegnete ich einer Leiche. Sie lag auf einer mit einem schwarzen Tuche belegten von vier Negern getragenen Bahre, ohne Sarg, angethan mit einer schwarzen durch den weissen Leibstrick zusammengehaltenen Franciscanerkutte. Nur das Gesicht war bedeckt. Leichenbegleitung bemerkte ich keine. Blos reiche Leute und ihre Lieblingssklaven werden in Särgen beerdigt; bei dem grossen Mangel an Holz sind sie kostspielig. Arme Personen werden in Kutten zu Grabe getragen. Friedhöfe gibt es keine. Man setzt die Leichen in Katakomben neben den Kirchen bei.

Da ich von der Geschicklichkeit der Goldarbeiter in Diamantina viel Lobendes erfahren hatte, so besuchte ich die Werkstätte des bekanntesten derselben und sah in der That dort mehrere mit viel Geschmack und Kunst ausgeführte Arbeiten. Er ist auch ein geschickter Zahnarzt, überhaupt ein gebildeter, feiner Mann. Er beklagte sich, dass die freien Arbeiter, sobald sie nur einige Fortschritte gemacht haben, ihn immer wieder verlassen, um auf eigene Rechnung zu arbeiten. Er hatte sich deshalb genöthigt gesehen, acht Negerjungen zu kaufen; ich traf sie emsig mit Verfertigen von goldenen Uhrketten beschäftigt; ihr Meister hob lobend das grosse Talent für mechanische Arbeiten von ein Paar von ihnen hervor.

Der Stadt Diamantina wurde im Jahre 1853 die Ehre zutheil, Sitz eines Hochstiftes zu werden. Das Bisthum Marianna wurde für zu ausgedehnt befunden und man hatte beschlossen, den nördlichen Theil der Provinz davon zu trennen und zu einem eigenen Bisthume zu erheben. Der Pfarrer des Kirchspiels der Candelaria in Rio de Janeiro, Marco Antonio da Paiva, Conigo da Capilla Imperial, wurde als Bischof erwählt. Er weigerte sich indessen sein hohes Amt anzutreten, wenn ihm nicht eine passende Wohnung in Diamantina und ein aus sechs Domherren bestehendes Consistorium (cabildo) angewiesen würde. Dazu war eine jährliche Summe von 36—40 Contos de Reis nöthig. Die Frage, auf wessen Kosten die Wohnung hergestellt

und aus welcher Kasse die übrigen Ausgaben bestritten werden sollen, wurde Gegenstand langer Verhandlungen, die, wenn ich nicht irre, auch heute, nach zehn Jahren, immer noch nicht zum Abschluss gelangt sind. Das Bisthum ist noch nicht zur Wirklichkeit geworden und Diamantina harrt noch seines hohen kirchlichen Würdenträgers.

Während meiner dortigen Anwesenheit bestand in der Stadt eine höhere Bildungsanstalt für Knaben. Lehrgegenstände waren Geschichte, Geographie, Mathematik, Philosophie, Rhetorik, Latein, Französisch, Englisch und auf Verlangen Musik. Das Collegium zählte zwischen 40—50 interne Zöglinge und eine grosse Anzahl Externen. Jeder der erstern zahlte für Unterricht, Kost, Wohnung etc. monatlich 20 Milreis, also 200 Milreis jährlich, da zwei Monate Ferienzeit gerechnet sind. Director der Anstalt war Dr. Lucindo Ferreira dos Passos, ein dunkler Mulatte, aber ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, in dessen Gesellschaft ich mich oft und gern befand. Wie ich später vernahm, soll dieses Collegium wieder eingegangen sein.

Die Einwohnerzahl der Stadt wird verschieden von 8—12000 Seelen angegeben. Sie dürfte wol kaum weniger als 10000 haben Sprichwörtlich beginnt sie das Jahr mit 10000 und endet dasselbe mit 8000, wodurch ausgedrückt werden soll, dass immer ein grosser Theil der Bevölkerung auf Reisen ab- und zugeht. Weisse und hellfarbige Mischlinge herrschen mehr als in irgendeiner andern Binnenstadt Brasiliens vor. Auch dürfte hier ebenfalls mehr Thätigkeit und Intelligenz zu finden sein. Diamantina ist überdies insofern eine der interessantesten Städte des Reichs, als neben grossen Vermögen ein wohlhabender, numerisch stark vertretener Mittelstand und fast keine Armen dort vorkommen. Trotz des luxuriösen Lebens und der durch den sehr weiten Landtransport theuern Importartikel ist doch die Geldzufuhr viel beträchlicher als der Geldexport. Fast jeder der grössern Kaufleute, die jährlich wenigstens einmal die Reichshauptstadt besuchen, um dort ihre Einkäufe zu machen, bringt Baarsendungen von 2—300, ja bis zu 700 Contos de Reis (2 Millionen Franken) für die Diamantenhändler und Besitzer der Serviços

mit. Da diese grösstentheils durch Sklaven bearbeitet werden, also kein Lohn, sondern höchstens Miethgeld bezahlt wird, so geht ein beträchtlicher Theil des Geldes zum Ankauf von Lebensmitteln auf, bleibt also im Districte; ein anderer Theil wird zum Ankauf von Diamanten von freien Diamantenwäschern der Umgegend oder von Unterhändlern, die bis nach den Diamantendistricten der Provinz Bahia reisen und dort ihre Einkäufe machen, verwendet. Es bleibt daher in der Regel von jeder Baarsendung ein ziemlicher Theil als Kapital zurück, wenn auch der grössere wieder in Umlauf gesetzt wird. Bleiben die Baarsendungen längere Zeit aus, so entsteht oft ein sehr fühlbarer Geldmangel und die accreditirtesten Kaufleute sehen sich dann genöthigt, Noten von 1 oder 2 Milreis, auf ihren Namen lautend, auszugeben. Sobald wieder Geld am Platze ist, werden sie von ihnen sogleich eingelöst. In vielen Theilen Brasiliens ist mit solchen Privatgeldzeichen grosser Misbrauch getrieben worden, sodass sich vor wenigen Jahren die Regierung genöthigt sah, derartige Emissionen auf das strengste zu verbieten.

Solange die Diamantenausbeute eine beträchtliche ist, wird sich das günstige Verhältniss der Geldcirculation so ziemlich gleichbleiben; wenn sich aber dieselbe bedeutend vermindert, und das kann in nicht gar ferner Zeit leicht eintreten, so geht die Stadt einer nichts weniger als erfreulichen Zukunft entgegen, denn vom Ackerbau ist nichts zu erwarten und eine nennenswerthe Industrie wird sich hier schwerlich entwickeln können. Vielleicht ist dann die fruchtbare Waldregion des Ostens ein Rettungsanker für die Bevölkerung.

Als ich in Diamantina war, tauchte von neuem das schon mehrmals vorgeschlagene und immer wieder fallen gelassene Project, ein Journal zu gründen, auf. Einige politische Hitzköpfe agirten dafür; ihnen schlossen sich mehrere junge Literaten an, die gern ihre schöngeistigen Versuche, z. B. Misterios da Diamantina, Poesien etc., zu Markte gebracht hätten; der grössere Theil der reifern und besonnenern Männer war aber entschieden dagegen. Sie fanden, eine Zeitung würde nur die politischen

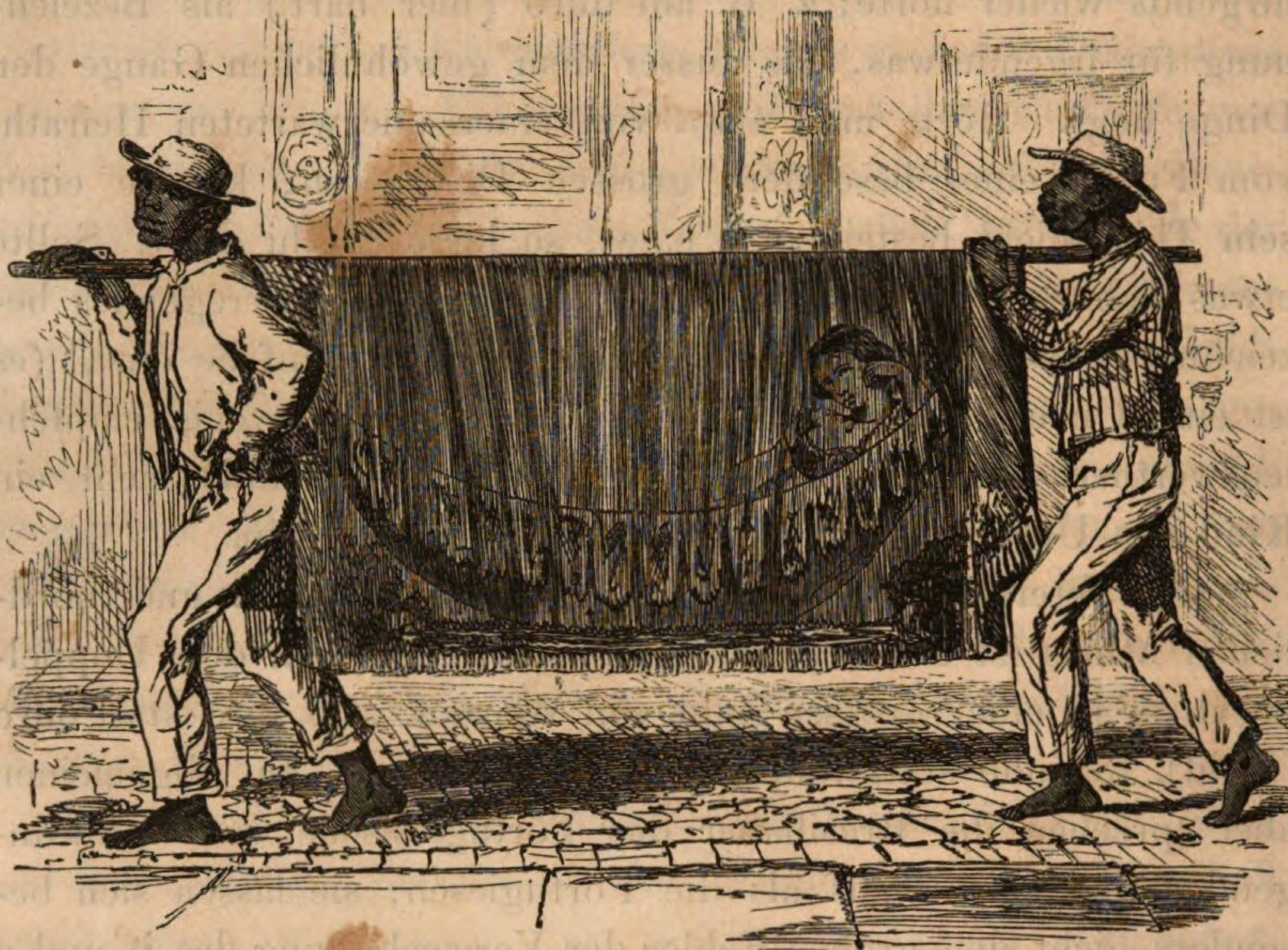
Leidenschaften aufregen, vielen Unfrieden und Hass erzeugen, daher weit mehr Schaden als Nutzen stiften.

Auffallend waren mir gewisse Interjectionen und Redensarten, besonders von jüngern Leuten, die ich nur hier, sonst nirgends wieder hörte; z. B. ahi duro (hier hart) als Bezeichnung für irgendetwas, das ausser dem gewöhnlichen Gange der Dinge liegt. Hörte man etwa von einer unerwarteten Heirath, vom Funde eines besonders grossen Diamanten, konnte einer sein Thier nicht besteigen u. s. w., so hiess es ahi duro! Sollte etwas Schönes, Wohlgefallen oder Bewunderung Erregendes bezeichnet werden, so geschah es durch den Ausruf he onza! (es ist eine Unze). Diese den Diamantinos eigenen, wenig empfehlenswerthen Sprachbereicherungen scheinen jedenfalls mehr ein Kind des Uebermuthes als des Bedürfnisses zu sein.

Charakteristisch für die Bewohner des mittlern und nördlichen Minas ist die Verwechselung des u mit i in dem Doppelvocal ou in einer grossen Zahl von Worten, z. B. oiro statt ouro (Gold), toicinho statt toucinho (Speck) u. s. f. Im allgemeinen aber sprechen die Brasilianer das Portugiesische viel wohlklingender und reiner aus als die Portugiesen; sie lassen sich besonders nicht den groben Fehler der Verwechselung des b und v zu Schulden kommen.

Auch in Diamantina ist der braune Mantel und ein schwarzer oder weisser hoher Männerhut (ein sogenannter Cylinder) über ein weisses Kopftuch die allgemein gebräuchliche Tracht der Frauen der mittlern und untern Klassen, besonders beim Kirchenbesuche und den abendlichen Ausgängen. Vor mehrern Jahren sollen auch die reichsten Damen sich dieser Kleidung zum Besuch der Messen und Novenen bedient haben. In neuerer Zeit entwickeln sie weit mehr Luxus. Equipagen gibt es in Diamantina nicht. Abendbesuche werden gewöhnlich zu Fusse gemacht. Zu Besuchen in der Morgentoilette lassen sich die Damen in der Hängematte (rede) tragen. Diese wird nämlich an eine lange, gewöhnlich bunt bemalte Stange befestigt, die Dame setzt sich hinein und lässt, nachdem ein paar kräftige, wohleingeübte Neger diese Stange auf die Schulter genommen haben,

ein längs derselben befestigtes, mehr oder weniger dichtes Tuch auf beiden Seiten niederfallen. So wird sie dem Auge des Vorübergehenden entzogen, geniesst aber doch durch eine leichte Handbewegung einen freien Blick nach aussen.



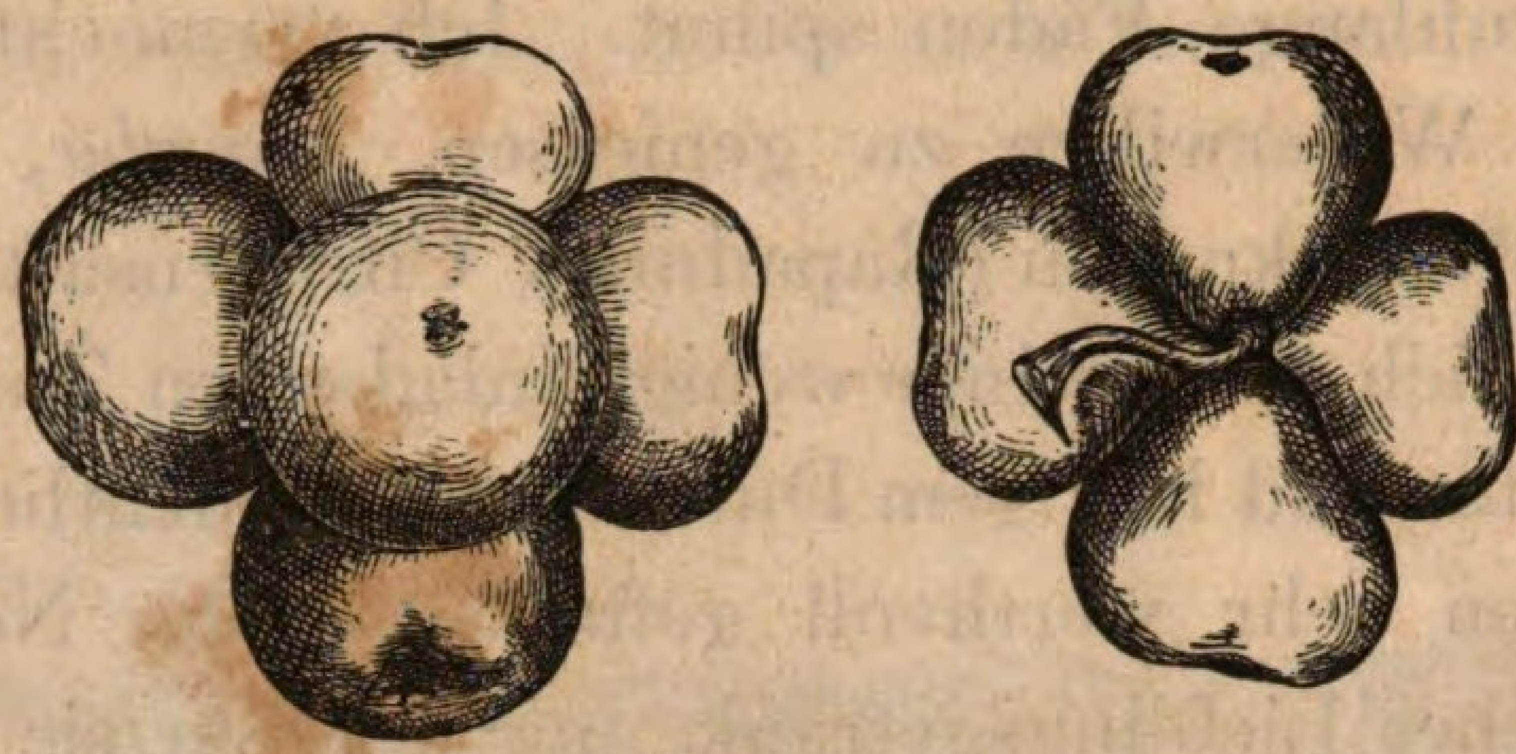
Der Besuch in einer Hängematte.

Ueber die Nahrungsverhältnisse im allgemeinen habe ich schon im vorigen Kapitel ausführlich gesprochen und will hier nur noch einige Bemerkungen beifügen. Die Mineiros lieben es, auf ihrem Teller ein Gemisch aller möglichen Speisen zu machen. Die Stelle des Brotes zum Milchkaffee vertritt sehr häufig in denselben eingerührte Farinha. In Diamantina wird sehr wenig Brot gegessen, daher auch selten gebacken. Die Brötchen sind schwarz, klein, fast ungeniessbar. Ein solches im Gewichte von 3—4 Loth kostet 80 Reis (über 1½ Sgr.). Der sehr beliebte Kuskus, wenn ich nicht irre aus Mandiocastärke bereitet, wird öfter zum Thee servirt; er kann aber, ohne dass man Gefahr läuft, daran zu ersticken, nur mit sehr viel Butter genossen werden. Einheimische Butter kommt äusserst selten auf den Markt; fast alle ist holsteinische oder englische.

Die Zubereitung von würfelig geschnittenem Fleische mit der Frucht des *Quincombo* oder *Quiabas* ist durch ganz Brasilien sehr gebräuchlich. Es ist ein insipides, ekelhaft schleimiges Gericht, das schuhlange Fäden spinnt. Ich vermochte es nur mit dem grössten Widerwillen zu geniessen. *Jacuba*, ein Getränk aus Wasser, Melasskuchen (Rapadura), Citronensaft und Farinha von Mais habe ich trotz seiner wenig einladenden Zusamensetzung bei grosser Hitze und heftigem Durste ausserordentlich erquickend und auf Reisen sehr werthvoll gefunden. Die Neger bereiten sich ein ähnliches Lieblingsgetränk, nur nehmen sie statt Farinha aufgelösten Angú. Ich glaube, man könnte in Europa ein billiges und ebenso stärkendes als nährendes Getränk, vorzüglich für Truppen nach äusserst erschöpfenden Märschen, für Matrosen bei harter Sturmesarbeit u. s. f. bereiten und zwar aus Wasser, Melasse oder Moscovade, Mehl von *gerösteter* Gerste (sie dürfte nicht gebrannt, sondern nur scharf geröstet werden) und irgendeiner Pflanzensäure, die indessen auch weggelassen werden könnte. Dieses Getränk hat ausserordentliche Vortheile in den angegebenen Verhältnissen und würde, gewiss nur zum Besten der Betreffenden, den so schädlichen Branntwein ersetzen.

In den Gärten von Diamantina, vorzüglich im untern Theile der Stadt werden sehr viele verschiedenartige, zum Theil ausgezeichnete Früchte gezogen. Orangen kommen im Ueberfluss vor; es wird aus ihnen häufig ein Wein bereitet, der, gut abgelagert, dem Xeres täuschend ähnlich ist. Trauben sind von vorzüglicher Qualität, reifen aber ungleich. Pfirsiche sind ausgezeichnet. In Serro wurde mir eine, von Diamantina dahin gesandt, geschenkt, die netto 12 Loth wog und an Wohlgeschmack mit unsern feinsten Pfirsichen wetteifern konnte. Die Bäume, selten an Spalieren gezogen, sind überreich mit Früchten behangen, von denen jedoch die meisten vor der Reife abfallen. Birnen und Kirschen habe ich keine gesehen, wohl aber Aepfel, die auf sonderbare Weise degenerirt sind. Sie wachsen nämlich gruppenweise, fast traubenförmig dicht aneinander gepresst, sodass sie sich gegenseitig Eindrücke machen und in der Entwickelung hemmen; sie bleiben daher klein und sind von ziemlich schlechtem Geschmack.

Bei keinem habe ich entwickelte Kerne gefunden, bei sehr vielen nur Spuren eines Kernhauses. Will man Bäumchen aus Samen ziehen, so bedient man sich dazu der Kerne der aus Montevideo



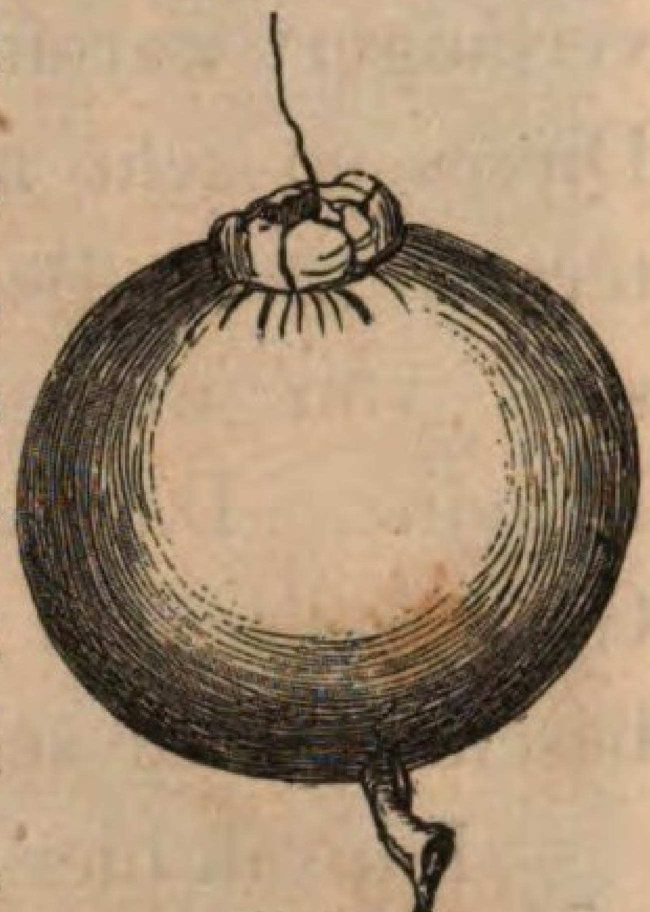
Aepfel.

importirten Aepfel. Quitten und Goyavas (Psidium pomiferum) kommen in Menge vor; beide werden vorzüglich zu Marmelade eingekocht.

Höchst überraschend für den Fremden, der sie zum ersten mal sieht, ist die *Jaboticaba* (Eugenia cauliflora), eine kirschenähnliche Frucht, die an einem sehr kurzen Stiele unmittelbar auf der Rinde des Stammes und der Aeste aufsitzt. Der Baum erreicht eine Höhe von 20—25 Fuss. Der Stamm ist oft so stark wie der Schenkel eines kräftigen Mannes. Von der Wurzel bis zu den jüngern Zweigen platzt die weisslichbraune Rinde an unzähligen Stellen und hier brechen kleine, gelblichgrüne Blüten hervor, aus denen sich die Beeren oder Kirschen entwickeln. Ein solcher üppig mit Blüten und Früchten besetzter Stamm ist ein höchst eigenthümlicher Anblick. Man unterscheidet vier Arten von Jaboticabas, nämlich eine mit grüner, eine mit gelber, eine mit braungestreifter und endlich eine mit einfarbig schwarzbrauner oder schwärzlicher Fruchtschale. Bei allen Arten ist das Fleisch, das 2—3 Kerne umschliesst, weisslich. Die Frucht ist sehr saftig und angenehm, behält aber gepflückt nur wenige Stunden lang ungeschwächt ihr angenehmes Aroma und ihre eigenthümliche Frische. Wenn daher die Zeit der Reife der Jaboticabas da ist, so werden von den Besitzern der Gärten Freunde und Bekannte eingeladen, die Frucht vom Baume selbst zu geniessen. In Rio de Janeiro von den Quitandeiras zum Verkaufe herumgetragene Jaboticabas sind fast nicht geniessbar für den,

der diese herrliche Frucht vom Baume gekostet hat. Die Eingeborenen beachten als Regel, wenn sie eine grössere Menge von Jaboticabas geniessen, zu Anfang und zu Ende mehrere dieser Kirschen mit den Kernen zu verschlucken, um ihre nachtheilige stopfende Wirkung zu vermeiden.

Zur nämlichen Gattung der Familie der Myrtaceen gehört auch die *Pitanga* (Eugenia Mitchelii). Die Frucht ist von hochgelber Farbe und von äusserst angenehmem weinsäuerlichen Geschmack. Als gattungsverwandt muss noch der häufig in den Gärten von Diamantina gezogene Jambo oder Rosenapfel (Eugenia Jambos) erwähnt werden. Der Baum erreicht eine Höhe von 30—40 Fuss, hat schlanke Aeste, kleine, dunkelgrüne Blätter und rosafarbene, runde, zuweilen fast eiförmige Früchte von der Grösse eines kleinen Apfels. Die Jambos lassen sich sehr leicht brechen; im Innern sitzt in einer sehr weiten Höhle lose ein ungeniessbarer Kern, der nach Form und Farbe die grösste Aehnlichkeit mit einer von der Schale befreiten Lambertusnuss hat. Das Fleisch ist nicht saftig, etwas derb und von dem feinsten Rosaduft, aber gerade wegen dieses so sehr hervorstechenden weichlichen Aromas widersteht diese Frucht sehr bald dem Gaumen.



Jambo.

Feigen sind sehr wohlschmeckend und gross; sowol die braune als auch die weisse Art kommen im Ueberflusse vor. Ausser diesen und noch manchen andern mehr oder weniger wohlschmeckenden Früchten, z. B. Guapeba, Mangaba, Ara, Abraticu, Mandapuça, Guairoba u. a. m. werden in den Gärten (hortas) noch Kaffee für den Hausgebrauch, Kürbisse, Gurken, Pimente und besonders grosser Kohl u. a. m. gezogen.

Auf meiner ganzen Reise war es in Diamantina zum ersten mal, dass mir die zudringlichen, klebrigen Stubenfliegen in hohem Grade lästig fielen. Wahrscheinlich sind die Glasfenster, mit denen hier die meisten Häuser versehen sind und wodurch die Zimmer zu geschlossenen Räumen werden, die Ursache ihres so häufigen Vorkommens. In den Gemächern, in denen keine Fensterscheiben sind und die nachts nur durch Bretterladen

geschlossen werden, in denen also ein steter Luftzug herrscht, halten sie sich bekanntlich nicht auf. Im Winter, bei einer mittlern Temperatur von + 10° R., erstarren sie wie bei uns in der viel niedrigern Winterkälte.

Auch in Diamantina traf ich seit lange zum ersten male wieder Schafe. Sie machten einen ähnlichen Eindruck auf mich wie die Aepfel. Ich musste mir erst sagen, dass es Schafe seien, um sie als solche wiederzuerkennen, so sehr degenerirt waren sie. Statt der Wolle hatten sie ziemlich steife, grobe Haare, die bei den Widdern im Nacken und längs des Rückgrates mähnenartig verlängert waren. Ihr Fleisch hat keinen angenehmen Geschmack. Dieses so sehr nützliche Hausthier ist daher hier von sehr untergeordneter Bedeutung. Die Schweine, meist roth oder scheckig, sind von weit weniger edler Rasse als mehr im Süden der Provinz. Das Melkvieh, das sich in den weniger belebten, mit Gras bedeckten Strassen herumtreibt, ist von der schon oben beschriebenen schönen Minasrasse.

Ich sah hier eine Menge von Prachtexemplaren feiner Hühnerhunde, aber keinen einzigen von einer auch nur leidlichen Sonntagsjägerdressur, trotzdem die Hühnerjagd in der nächsten Umgebung der Stadt lebhaft betrieben wird und mit gut abgeführten Vorstehhunden gewiss treffliche Resultate geben würde. Freilich excelliren die Brasilianer in der Aasjägerei, und es macht ihnen ebenso viel oder noch mehr Vergnügen, den schwerfälligen Hühnern nachzureiten und sie todtzuschlagen, als ihnen echt waidmännisch mit Hund und Flinte Abbruch zu thun.

Die sogenannte Wachtel (Codorniz) der brasilianischen Campos, eine Rebhuhnart, erreicht beinahe die Grösse unserer Rebhühner und das dortige Rebhuhn (Perdiz, Odontophorus dentatus) beinahe die doppelte der unserigen.

Diamantina gegenüber liegt ein steiler Bergrücken, auf dessen höchstem Punkte ein einfaches Kreuz in einem Felsblocke befestigt steht, von dem die Anhöhe den Namen *Alto da Cruz* erhalten hat. Mit einer zahlreichen Gesellschaft machte ich eine Partie nach diesem in Diamantina sehr beliebten Punkte. Der Weg dahin ist schlecht, steil und felsig. Zwei Personen der



Zu II. 121.

Diamantina.

Comitive stürzten mit ihren Thieren, kamen aber glücklicherweise mit dem Schrecken und einigen leichten Verletzungen davon. Wir liessen in einer Thalbuchtung die Neger mit den Thieren zurück und erstiegen die dominirenden Felsen, um die freundliche Aussicht auf die gegenüberliegende Stadt, die sich mit ihren steilen Strassen und Plätzen gar eigenthümlich ausnimmt, zu geniessen. Oberhalb derselben dehnt sich eine kleine Ebene (largo do corral) aus, auf der das Schlachthaus steht; sie setzt sich allmählich in die Chapada bis gegen Quinda fort. Einige nette Landhäuser und künstliche Wiesen mit Capim gordura (Melinis minutiflora) beleben das hübsche Bild noch mehr. Für eine photographische Aufnahme der Stadt würde sich dieser Punkt vortrefflich eignen. Ich ziehe jedoch die Ansicht, die ich von meinem Zimmer aus skizzirte, vor, da sie auch den hohen Pik *Itambé* im Hintergrunde einschliesst.

Am Fusse des bekreuzten Felsen feiert das junge Diamantina zuweilen heitere Gelage, die sich in mondhellen Nächten bis in die Morgenstunden verlängern. Aus zahllosen herumliegenden Flaschentrümmern zu schliessen, dürfte dabei eine ziemlich ausgelassene Stimmung vorherrschen.

Als Beweis des Einflusses des unterliegenden Gesteins auf die Vegetation führt Dr. Heusser den Thalabhang, auf dem Diamantina liegt, und den Alto da Cruz an. Ersterer aus Hornblende ist mit einem ziemlich üppigen Pflanzenwuchse bedeckt und gleicht während der Regenzeit wirklich einem blühenden Garten, während dem aus Itacolumit und viel Quarz bestehenden Alto da Cruz die befruchtenden Regen kaum ein mageres, trauriges Pflanzenkleid zu entlocken vermögen.

Eines Tages bei einbrechender Nacht meldete sich eine in den braunen Mantel gehüllte Frau und wünschte mich dringend zu sprechen. Sie mochte etwa vierzig Jahre alt sein und liess auf den ersten Blick die eingeborene Brasilianerin erkennen. Nach einigen einleitenden Worten erklärte sie mir, sie sei eine Baronin von F.....stein. Ihr Mann habe sie nach der Geburt ihres einzigen Kindes verlassen; seitdem sei es ihr nicht gelungen, auch nur die geringste Nachricht von ihm zu erhalten. Zur Beglau-

bigung ihrer Aussage öffnete sie ein Packet, in dem eine Anzahl Briefe sorgfältig verwahrt war, und bat mich, Kenntniss von deren Inhalte zu nehmen und ihr zu sagen, was denn eigentlich darin stehe; sie seien das Einzige, was ihr verschwundener Mann zurückgelassen habe, aber in einer Sprache geschrieben, die hier niemand verstehe. Die Briefe waren deutsch, die meisten aus V. in Oldenburg von den Geschwistern des F. Ihr Inhalt liess keinen Zweifel an der Richtigkeit der Angaben der verlassenen Frau. Sie besprachen weitläufig die Ursache, warum F. sein Vaterland hatte verlassen müssen, den Zorn des Serenissimus gegen denselben, Familienangelegenheiten intimster Art und Gratulationen zur Heirath des fernen Bruders nebst ernsten, brüderlichen Ermahnungen.

Die arme Frau, die mit ihrer nun etwas über zwanzig Jahre alten Tochter in den kümmerlichsten Verhältnissen lebte, bat mich flehentlich, alles Mögliche aufzubieten, um einige Nachrichten von ihrem Manne, den sie in Europa vermuthete, zu erlangen, was ich ihr auch zusagte. Mit den in den Briefen enthaltenen detaillirten Angaben in der Hand, machte ich, meinem Versprechen getreu, nach meiner Rückkunft in Deutschland die nöthigen Nachforschungen. Sie führten zu einem negativen Resultate. Man wollte seit langen Jahren von C. v. F. nichts mehr gehört haben. Seine letzten Briefe waren aus Brasilien. Erst drei Jahre später gelang es mir, den Vermissten ausfindig zu machen, und zwar in der brasilianischen Reichshauptstadt. Er war zu Anfang des Jahres 1861 mit zwei Kindern in den allerdürftigsten Umständen aus einer fernen Provinz des Nordens nach Rio de Janeiro gekommen und wenige Wochen später im Hospitale der Misericordia am Gelben Fieber gestorben. Durch den Baron von Arassuahy liess ich der Witwe die beglaubigte Todesnachricht zukommen.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Diamantina erhielt ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung durch den Kerkermeister einen Brief, der mit folgenden Worten begann: „Eins der ersten Häuser, welches Sie vor wenigen Tagen bei Ihrem Hereinreiten passirten, war das Gefängniss, hinter dessen eisernem Gitter

seit circa vier Monaten zwei Ihrer Patrioten (sollte heissen Compatrioten) der grössten physischen und moralischen Resignation bedürfen, um nicht unter der Last der Leiden und Entbehrungen zu erliegen. Haben Sie die Güte, es diesem Umstande zuzuschreiben, dass ich mir die Freiheit nehme, ohne ein anderes Recht als das aller Unglücklichen, Ihre Güte und Menschlichkeit in Anspruch zu nehmen, Sie im Namen meiner Familie, meiner theuern Aeltern, deren einziger Sohn ich bin, meines Freundes, wie in meinem Namen zu bitten, wo möglich gegen die ungerechte, herzlose Willkür, in deren Hände wir gefallen sind, zu opponiren.“ Im weitern Verlaufe des Briefes gab der Schreiber die „heilige Versicherung“, dass er und sein Freund nur unvorsichtig gewesen seien und dass „unter dem Scheine des. Verbrechens die reinsten und edelsten Absichten zu Grunde lagen“. Schliesslich bat er mich, ihn im Gefängnisse zu besuchen, um mir den ganzen Sachverhalt auseinandersetzen zu können.

Also zwei Deutsche hier im Gefängnisse und dazu, wie aus dem Briefe hervorging, Männer von einem gewissen Grade von Bildung. Ich hatte mich früher erkundigt, ob sich in der Stadt keine Deutschen aufhielten, was mir verneint wurde. Man hatte die beiden Unglücklichen, die schon seit vier Monaten hinter Schloss und Riegel verwahrt waren, wahrscheinlich schon vergessen. Ich zog indessen vorläufig nähere Erkundigungen über die Gefangenen ein und erfuhr, dass sie vor geraumer Zeit nach Diamantina gekommen waren und sich als Unterhändler beim Diamanteneinkauf angeboten hatten. Die beiden Grosshändler Alhueide und Sousa vertrauten ihnen mehrmals kleinere Geldbeträge, für die sie auch richtig Diamanten ablieferten. Nachdem sie allmählich einiges Vertrauen gewonnen und eine grössere Summe empfangen hatten, machten sie sich damit aus dem Staube. Zufällig noch rechtzeitig von ihrer Flucht benachrichtigt, schickten ihnen die beiden beschädigten Diamantenhändler berittene Polizei nach. In der Nähe von Ouro-Preto auf der Flucht nach Rio de Janeiro wurden sie von dieser eingeholt und nach Diamantina zurückgebracht.

Am folgenden Morgen besuchte ich sie im Gefängniss und

fand sie mit 33 Verbrechern, meistens Negern und Mulatten, typischen Galerengesichtern, in einem grossen, dumpfigen Gemache eingesperrt. Sie erhielten aber unverzüglich die Erlaubniss, mit mir allein auf einer Veranda zu sprechen. Die beiden jungen Leute, Rheinpreussen, machten mir einen sehr ungünstigen Eindruck und am allerwenigsten konnte ich aus ihren entschuldigenden und beschönigenden Darstellungen des Sachverhaltes irgendwie „reine und edle Absichten" herausfinden. Die ganze Geschichte hatte vielmehr eine frappante Aehnlichkeit mit einem verunglückten Gaunerstückchen und war, gelinde gesagt, ein leichtsinniger, durchaus nicht zu entschuldigender Streich. Sie wünschten, dass ihr Process revidirt und von neuem begonnen werde; das war aber nicht möglich, da er schon so weit ausgearbeitet vorlag, um vor die nächste Jury zu gelangen. Sie baten mich ferner um meine Verwendung, damit sie wenigstens aus der ekelhaften Gesellschaft, in der, wie sie mir sagten, die unglaublichsten, schauerlichsten Dinge vorkommen, in ein eigenes Zimmer versetzt würden.

Ich ritt deshalb sogleich zum Delegado da policia, João Vieira, der höchsten Polizeibehörde der Stadt, der mir sogleich mit der grössten Zuvorkommenheit die Erfüllung meiner Bitte zusagte. Ich nahm auch mit Alhueide und Sousa über die Angelegenheit Rücksprache. Beide gaben mir die bestimmteste Versicherung, dass die Gefangenen von den Geschworenen unfehlbar freigesprochen würden, da sie, als die Beschädigten, vor der Jury die Anklage gegen dieselben zurückziehen würden und in diesem Falle nach brasilianischem Gesetze keine weitere Verhandlung stattfinde.

Bei dem Delegado sah ich ein prächtiges Exemplar von dem schönen Königsgeier (Vultur papa). Er hatte eine Kette am Fusse, ging sonst aber frei unter dem zahmen Geflügel des Hofes herum. Er soll nie ein Stück davon gekröpft haben. Vieira erzählte mir, dass vor mehrern Jahren ein lebender Elefant von Rio de Janeiro zur Schau nach Diamantina gebracht wurde. Es ist mir fast unbegreiflich, wie man mit dem kolossalen Thiere auf diesen Wegen und über diese Brücken vorwärts kommen

konnte. Jedenfalls war der Transport nur mitten in der trockenen Jahreszeit möglich.

Es wird in Brasilien allgemein und zwar mit vollem Rechte über Mangel an Arbeitskräften geklagt und doch findet man in keinem Lande der Welt verhältnissmässig ein solches Brachliegen von Arbeitskräften wie gerade in Brasilien. Abgesehen von der Arbeitsscheu und Indolenz der Eingeborenen, wird auch mit der Sklavenarbeit unter gewissen Verhältnissen höchst verschwenderisch umgegangen. Für den Familiendienst in wohlhabenden Häusern wird nämlich ein staunenswerthes Personal verwendet, das auch nur theilweise beschäftigt werden kann. Fast für jede Dienstleistung ist ein eigener Sklave bestimmt und sicherlich verrichten drei von ihnen nicht so viele Arbeit wie ein einziger ordentlicher europäischer Dienstbote. Ueberdies werden diese Haussklaven durch Müssiggang gänzlich verdorben und taugen selten etwas, wenn sie nicht irgendein Handwerk während der vielen dienstfreien Zeit ausüben. In den englischen Besitzungen Ostindiens finden wir auch eine ausserordentliche Kraftverschwendung durch eine übergrosse Anzahl dienender Individuen, aber dort ist eine dichte Bevölkerung und Ueberfluss an Arbeitskräften, was in Brasilien nicht der Fall ist. Dort dienen freie Leute um geringen Lohn, hier soll sich der Neger zu 10 Procent seines Kapitalwerthes verzinsen, was bei Haussklaven im eigenen Gebrauche nicht möglich ist. Daher erpressen manche Sklavenbesitzer von ihren Roçanegern auch die Interessen des Kapitals, die ihnen an jenen verloren gehen. In dem Hause des Barão e Arassuahy waren zur Bedienung von einigen wenigen Personen ein Dutzend männlicher Sklaven in Bewegung und eine ganze Schar weiblicher; da gab es o Simão, o Melquis (Melchisedek), o Moises, o Ismael grande, o Ismael pequeno, o Pedro, o Feliciano, o Dinis (Dioynsius), o Agosto, o Antonio u. s. f., einer schusterte, ein anderer schneiderte, ein dritter gärtnerte, kurz, jeder hatte seine bestimmte Aufgabe, die er gerade nach Lust und Laune ausführte. Es wurde mir die Behandlung der Neger im allgemeinen in Diamantina und den Diamantenwäschereien als eine milde geschildert. Die Arbeit in

den Serviços ist zwar hart und anstrengend, aber die Neger ziehen sie doch jeder Feldarbeit weit vor.

Ich habe am Eingange dieses Kapitels von der Entdeckung der Diamanten in Brasilien und der Verwaltung der Diamantendistricte gesprochen und will nun hier das Vorkommen und Gewinnen dieser Edelsteine und den Handel mit denselben näher berühren.

Auf meinen Wunsch, die bedeutende Diamantenwäscherei in S. João do Barro zu besuchen, boten sich mir, ausser meinem freundlichen Hausherrn, die schon erwähnten beiden Diamantenhändler Herr Francisco José Alhueide e Silva und Rodrigo de Sousa nebst einigen andern zur Begleitung an. Ihre Gesellschaft war mir um so angenehmer, als ich durch ihre ausgedehnte Sachkenntniss und grosse Erfahrung die genauesten Aufschlüsse über diesen wichtigen und eigenthümlichen Industriezweig erhalten konnte.

Wir ritten eines Sonntags nach dem Frühstück aus der Stadt weg, jeder meiner Begleiter mit seinem Copeiro zu Pferde oder zu Fusse. Nur höchst selten wird ein wohlhabender Mineiro einen Ausflug von einigen Legoas machen, ohne einen solchen fast unerlasslichen Begleiter mitzunehmen. Der Copeiro (eigentlich Mundschenk) ist gewöhnlich ein jüngerer Sklave, ein Bursche von 14—16 Jahren. Sein Anzug besteht aus Reiterstiefeln, eng anschliessenden Beinkleidern, einer Rundjacke und einem hohen schwarzen, lackirten Lakaienhute mit schwarzer Cocarde. Ueber seiner Schulter hängt an einer starken silbernen Kette ein schwerer Becher aus dem nämlichen Metall. Seine Aufgabe ist es, dem Gebieter beim Auf- und Absteigen behülflich zu sein, ihm bei Quellen und Flüssen Wasser zu reichen, ihm abends das Fussbad zu bereiten, sein Reitthier zu beaufsichtigen und ähnliche derartige Handleistungen. Auf seinem Thiere führt er den Mantel, Decken und andere Gegenstände für den Gebrauch seines Herrn. Oft sitzt der Copeiro, von einer solchen Menge von Kleidungsstücken, Mundvorrath, Packeten u. s. f. umlagert, in seinem Sattel, dass nur Hut und Kopf hervorragen. Auf Reisen ist sein Anzug weniger sorgfältig und leichter. Statt der vollständigen Stiefeln

trägt er solche ohne Sohlen. Der Sklave darf nämlich nur auf Befehl seines Herrn eine Fussbekleidung tragen, sonst muss er barfuss gehen. Dieser Befehl wird fast ausschliesslich nur dem Copeiro ertheilt, wenn er in seine Livree gekleidet ist. Das erste, das sich ein freigelassener Neger kauft, sind ein Paar Schuhe und er würde es sicherlich vorziehen, sich ohne Hemd und Hose, als ohne Schuhe auf der Strasse zu zeigen. Schuhe sind in Brasilien das Abzeichen der freien Männer!

Von Diamantina nach São João sind 5 Legoas. Der Weg dahin führt meistens in westlicher Richtung über eine Chapada (Hochebene). Unweit von der Stadt passirt man den *Rio das Pedras*, aus dem durch eine höchst einfache offene Wasserleitung Diamantina mit Wasser versehen wird; eine Legoa weiter den *Rio das Quindas* und noch etwas westlicher die Thalsohle, durch die sich der *Rio dos Calderões* durchwindet. In den beiden letztgenannten Flüsschen wurden in frühern Zeiten viele und schöne Diamanten gewaschen. Jetzt sieht man dort nur noch einzeln stehende Hütten von Faiscadores, die in dem an unzähligen Stellen durchwühlten Terrain eine äusserst unsichere und spärliche Nachlese halten.

In dem auf dem Wege nach Westen liegenden *Rio dos Murinhos* wurden nach ältern Angaben die ersten Diamanten in Brasilien gefunden. Zwischen diesem Flüsschen und dem Diamantenlager von S. João fliesst der ehemals ebenfalls diamantenreiche *Rio da Chapada*. Statt vom Rio dos Murinhos direct nach S. João zu reiten, machten wir den kleinen Umweg über *Arrayal de Chapada*, ein unbedeutendes, aber ziemlich hübsches Dörfchen mit einer trostlos sterilen Umgebung. Hier befand sich zur Zeit der Gewaltherrschaft der Intendanten ein starker Wachtposten zur Verhinderung des Gold- und Diamantenschmuggels.

Von Chapada nach S. João ist nur $1/2$ Legoa Entfernung. Wir erreichten um 3 Uhr nachmittags dieses kleine Dörfchen und es blieb mir Zeit genug übrig, da es Sonntag war, das Diamantenlager zu untersuchen. Die beiden mit Säbeln und Pistolen

bewaffneten Wächter hatten Befehl, mich ungestört gewähren zu lassen.

Vor einigen und dreissig Jahren wurden hier die ersten Diamanten gefunden; das Dörfchen ist erst infolge dieser Entdeckung entstanden und besteht zum grossen Theil aus ärmlichen Häuschen. Man baute eben eine Kapelle nach der gewöhnlichen rohen Manier brasilianischer Dörfer. Die Wände des Gebäudes werden nämlich aus runden, unbehauenen Stämmchen aufgeführt, dann mit Lehm beworfen, geweisst und mit Ziegeln überdacht, die innere Ausschmückung ist gewöhnlich so einfach als nur möglich.

Die Aussicht auf die Serra do Itambé und die vorliegenden Gebirgsketten ist von S. João aus wundervoll; besonders schön zeichnen sich die Contouren der *Serra da tromba d'Anta*, die ihren Namen von einem Gipfel führt, dessen Form eine auffallende Aehnlichkeit mit einem Tapirrüssel zeigt.

Ehe ich eine genauere Beschreibung des Diamantenlagers von São João do Barro und seines Betriebes gebe, will ich über das Vorkommen und die Gewinnung der Diamanten in Brasilien einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Mit dem Ausdrucke *Lavra*[1]) oder *Serviço* wird der Ort bezeichnet, an dem Diamanten gewonnen werden. Lavra wird im allgemeinen auch für die Goldgruben gebraucht, Serviço (Serviço diamante oder diamantino) für die Diamantenwäschereien und -Lager.

Man unterscheidet Lavras do Rio und Lavras do Campo. Die erstern befinden sich entweder in Flussbetten, in denen jetzt noch das Wasser seinen Lauf hat, oder in solchen, die durch irgendeine Ursache vom einstigen Strome verlassen sind und nun trocken liegen, oder endlich an den Uferniederungen (Taboleiras) der Flüsse.

[1]) Lavra bezeichnet im Portugiesischen Grube, Mine, Bergwerk im allgemeinen. In Brasilien wird dieser Ausdruck ausschliesslich für Gold- und Diamantenlager gebraucht; für Eisenbergwerke gebraucht man in der Regel die Bezeichnung Mina.

Ist die Vermuthung vorhanden (Gewissheit kann man vor Beginn der Arbeit nie haben), dass in einem Flussbette Diamanten vorkommen, so muss entweder das sämmtliche Wasser durch ein neugegrabenes Bett abgeleitet werden, oder wenn die Localverhältnisse oder die Geldmittel es nicht gestatten, der Fluss in der erforderlichen Strecke der Länge nach in der Mitte abgedämmt werden. In dem auf die eine oder andere Weise trocken gelegten Flussbette wird vorerst das neue taube Geschiebe, der sogenannte Cascalho bravo, weggeräumt. Unter diesem finden sich in grösserer oder geringerer Mächtigkeit verschiedene Gesteinlager, die jedoch nie als Schichten oder Massen harter Felsarten auftreten, sondern aus mehr oder weniger verwittertem Schiefergesteine bestehen. Sie lagern auf dem Casgalho virgem, dem demantführendem Gestein. Dieser Cascalho besteht grösstentheils aus rundlichem oder flachem, glattgeschliffenem Geschiebe, eigentlichen Rollsteinen. Man hat Lavras eröffnet, in denen man bei wenigen Fuss Tiefe schon auf den Cascalho virgem gestossen ist, öfter aber haben die überliegenden Schichten eine Mächtigkeit von 20—25 Fuss.

Unter diesen Verhältnissen sind die Arbeiten schwierig und kostspielig, denn das Wegräumen dieser grossen Stein- und Erdmassen erfordert einen bedeutenden Aufwand von Zeit und Arbeitskräften. Ueberdies sickert aus dem naheliegenden Flussbette durch die Wandungen der neuen Ausgrabung fortwährend Wasser, das entfernt werden muss. Dies geschieht gegenwärtig meistens durch Pumpen, früher wurden dazu fast ausschliesslich die Paternosterwerke verwendet. Um durch das durchschlagende und das Regenwasser bei den Arbeiten wenig gehindert zu sein, wird die trockene Jahreszeit zum Ausgraben des Cascalho virgem benutzt. Man bedient sich zur Förderung des diamantführenden Geschiebes fast ausschliesslich der Neger. Sie fassen es in eigene hölzerne Gefässe, die sogenannten Carombés, und tragen es auf dem Kopfe an den Ort seiner Bestimmung. Hier wird es in Haufen geschlagen und während der Regenzeit gewaschen.

In den Goldgruben nennt man *Formação* das goldhaltige Gestein. Nach Entdeckung der Diamanten hat man diesen Aus-

druck auch für gewisse Geschiebe, Gesteine und Mineralien, in deren Verbindung Diamanten vorkommen, gebraucht. Ueberall, wo Diamanten gefunden werden, kommt auch die Formação vor, aber nicht überall, wo Formação vorkommt, werden auch Diamanten gefunden. Die Formação ist nach den verschiedenen Hauptfundorten der Diamanten eine verschiedene. In den Diamantlagern von Grão Mogor z. B. ist sie Itacolumit, in dem Stromgebiete des Jequitinhonha meistens Hornstein und quarziges Geschiebe, in S. João der sogenannte Barro, von dem ich später sprechen werde.

Wenn in einer Lavra do Rio die obenangeführte Formation von Hornstein und quarzigem Geschiebe im Cascalho virgem auf das Vorhandensein von Diamanten schliessen lässt, so wird die Wahrscheinlichkeit ihres Vorkommens noch mehr gesteigert, sobald sich darunter gewisse Mineralien finden, die ebenfalls zur Formation gerechnet, aber durch eigene, sehr vage Sammelbenennungen näher bezeichnet werden. Ich habe mit der grössten Sorgfalt diese verschiedenen Formationen (Formações) gesammelt und sie nach der Angabe des Herrn Alhueide, aus dessen sehr bedeutenden Diamantengruben am Riberão do Inferno sie grösstentheils stammen, bezeichnet. Die Mehrzahl derselben führt den Namen *Esmeril* (Schmirgel) mit einer von der Form oder der Farbe entlehnten nähern Bezeichnung. Herr Hofrath *v. Haidinger* in Wien hatte die Güte, sie oryktognostisch zu bestimmen, und ich werde daher hier die Benennung der Diamantengräber anführen und beifügen, welche Mineralien darunter gemeint sind:

Esmeril, ohne fernere Bezeichnung, ist blauer Turmalin (kupferfarbiger Schmirgel).

Esmeril caboclo (Indianerschmirgel), kleine Stückchen von dunkelochergelbem, glattgeschliffenem, glänzendem Jaspis.

Esmeril preto (schwarzer Schmirgel), Rutil und Brauneisenstein.

Esmeril palha de aroz (Reisstrohschmirgel), ist ein Cyanit.

Esmeril d'agulha (Nadelschmirgel), dünne, lange Stückchen von Brauneisenstein, Turmalin und Cyanit.

Siricoria (vielleicht Siricaia?) ein Anataskrystall mit ab-

gerundeten Kanten, an den Spitzen cyanitblau, in der Mitte gelblichbraun.

Favas (Bohnen), erbsen- oder linsenförmige, meistens platte, abgeglättete verschiedenfarbige Stückchen mehrerer Thonarten.

Osso de cavalho (Pferdeknochen), ein geripptes, länglichrundes Quarzschieferstück von mehrern Zoll Länge.

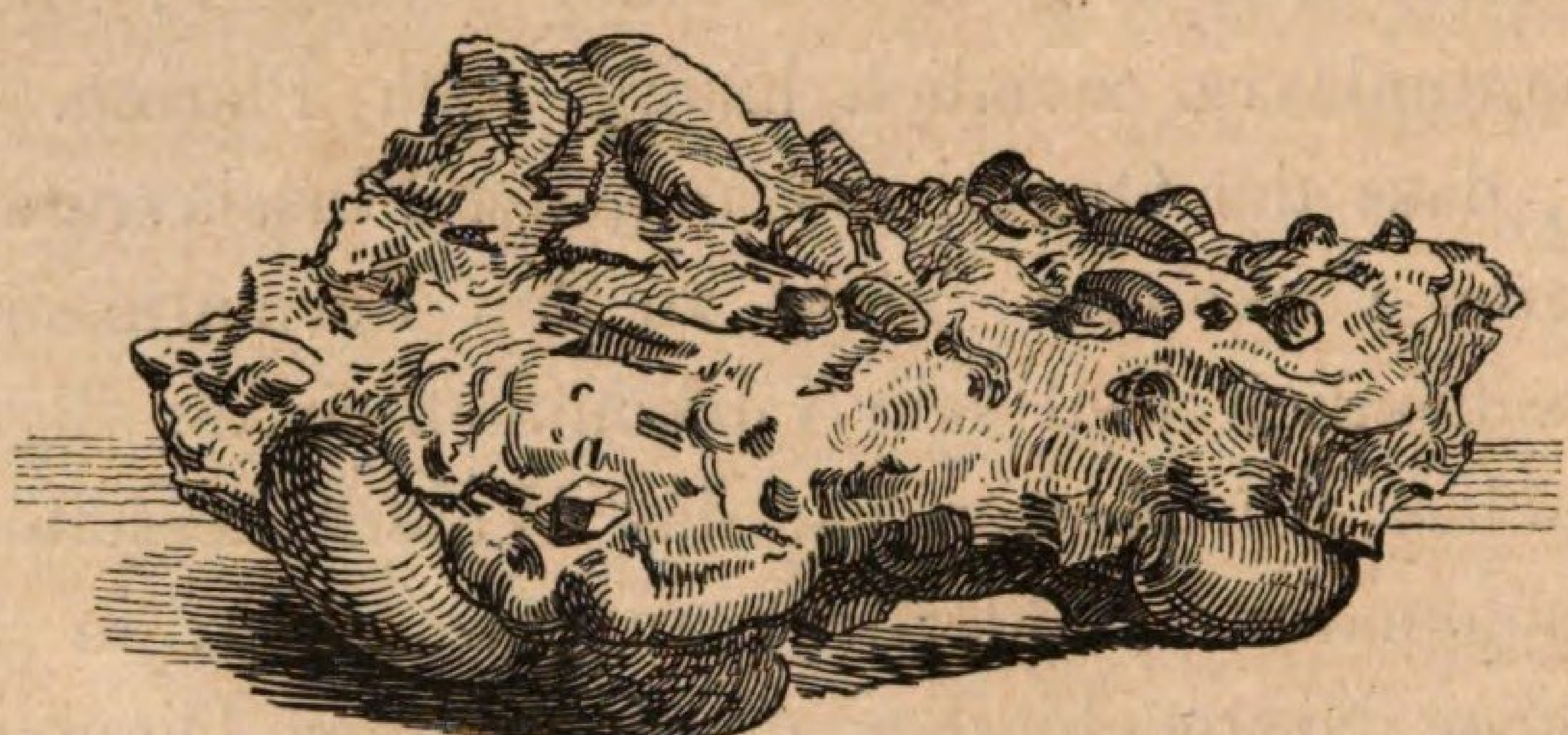
Ich bemerke hier ausdrücklich, dass mir, trotz sorgfältiger Erkundigungen, keine andern Formationen genannt wurden, dass aber möglicherweise noch andere als die angeführten Mineralien zu diesen Formationen gezählt werden, dass man z. B. Chalcedon-, Chrysoberyll-, Chrysolithsplitter auch zum Esmeril d'agulha rechnet und dass die Favas (Bohnen) auch ähnlich geformte Stückchen von Jaspis, Chalcedon u. s. f. einschliessen.

Gold findet sich in grösserer oder geringerer Menge fast in jeder Diamantenlavra, ziemlich häufig auch Platina. Auffallend war es mir, dass der Quarz, der in jeder Flusslavra ausnahmslos mit Diamanten vorkommt, nicht zu den Formationen gerechnet wird; wahrscheinlich weil sein Vorkommen ein zu allgemeines ist.

In manchen Flussbetten hat das Wasser kesselförmige Vertiefungen (sogenannte Calderões) ausgewaschen, in denen man zuweilen ganze Nester hierher geschwemmter Diamanten findet. Vor mehrern Jahren glückte es Herrn Alhueide, in seiner Lavra am gold- und diamantenreichen „Höllenflüsschen" (Riberão do Inferno) auf ein solches Nest zu stossen und daraus eine Ausbeute von mehr als 8000 Karat (500 Oitavas) dieser Edelsteine waschen zu lassen. Der Cascalho virgem liegt dort sehr tief unter dem Niveau des Flussbettes.

Aus dem oben Angeführten geht hervor, dass die Diamanten in den Flussgeschieben immer in Begleitung von Halbedelsteinen (Anatas, Cyanit, Chrysolith, Jaspis, Chalcedon, Turmalin u. s. f.), ferner von Quarzkieselschiefer, Eisenglanz und Brauneisenstein vorkommen. Letzterer besonders ist fast sein unzertrennlicher Begleiter. Alle diese Mineralien liegen, wie die Diamanten, lose in den übrigen Geschieben der Formation und sind meistens nur in kleinen Stückchen, öfter nur als Fragmente grösserer enthalten. Sie zeigen fast immer eine durch Rollen abgeschliffene Ober-

fläche; nur die Diamanten haben infolge ihrer grossen Härte die ursprüngliche Form am wenigsten eingebüsst. Ich glaube nicht, dass die schon früher erwähnten trüben, weissen Diamantkugeln durch Rollen abgerundet wurden, sondern dass eine gestörte Krystallisation dieser auffallenden Bildung zu Grunde liegt. Zuweilen ist der Cascalho zu conglomeratartigen Brocken zusammengebacken und heisst dann *Canga.* Das Bindemittel ist Brauneisenstein. In solchen Cangastücken sind in einzelnen, immerhin ziemlich seltenen Fällen auch Diamanten eingeknetet. Der Güte des Herrn Alhueide verdanke ich ein solches instructives Exemplar, das nebst einem ziemlich grossen Diamanten die meisten der angeführten Formationen enthält. Ich gebe beifolgend die Abbildung davon. Bei a ist der Diamant.



Diamant in Cascalho.

In den verlassenen Flussbetten werden die Arbeiten auf die nämliche Weise ausgeführt wie in den abgedämmten. Sie sind dort weniger kostspielig, da die Wasser denselben keine Hindernisse in den Weg legen. Die meisten wurden indessen schon zur Zeit der portugiesischen Herrschaft durchwühlt.

An den Uferniederungen (Taboleiras) dagegen befolgt man ein anderes System. Hier werden nämlich trancheenähnliche Gräben unter stumpfen oder rechten Winkeln eröffnet und der Cascalho virgem herausbefördert. Diese Arbeit benöthigt sehr viele Arbeitskräfte, besonders bei der ersten Grabensection und bei einer beträchtlichen Mächtigkeit der überliegenden Schichten. Ist einmal aus der ersten Grabenabtheilung der diamantführende Cascalho auf die Oberfläche gebracht, so tritt insofern eine Erleichterung in der Beförderung der Arbeit ein, als die diamant-

leeren Schichten immer wieder in die rückwärts liegende schon ausgebeutete Grabenstrecke geworfen werden können. Man macht ein Loch zu, um ein anderes zu öffnen.

Die *Lavras do Campo* sind wesentlich von den Lavras do Rio verschieden. Sie befinden sich fern von alten oder neuen Flussbetten auf den Hochebenen. Die diamantführende Schicht heisst hier *Gurgulho* und entspricht dem Cascalho virgem der Flussbetten. Der Gurgulho besteht aber nicht aus Rollsteinen oder Geschieben, sondern aus kleinem Trümmergesteine von eckiger Form und rauher Oberfläche. Hinsichtlich der Formações gilt das schon beim Cascalho Erwähnte.

Aus dem Vorkommen der Diamanten auf Hochebenen oder Wasserscheiden in Schichten von losem Gesteine, das keine Spur zeigt, dass es einst gerollt oder geschoben worden sei, geht unwiderlegbar hervor, dass dieselben da entstanden sein müssen, wo sie gegenwärtig gefunden werden. Würden sie in Schichten von losem Gerölle getroffen, so könnte man immerhin annehmen, ihre erste Lagerstätte sei von dem jetzigen Fundorte entfernt gewesen, sie seien da hin, wo man sie heutzutage fördert, durch Flüsse gelangt, deren Lauf durch Terrainhebung gänzlich zerstört wurde. Die Beschaffenheit des Gurgulho lässt eine solche Annahme keineswegs zu.

Auf der ganzen Chapada von Diamantina nach S. João sind an unzähligen Stellen kleinere und grössere Diamantenlager gefunden und zur Zeit der portugiesischen Herrschaft beträchtliche Quantitäten dieser Edelsteine gewonnen worden. Die Bearbeitung dieser Lager geschieht durch Eröffnen von Laufgräben, genau, wie es auf den Lavras der Taboleiras angegeben wurde. Die Gurgulhoschicht liegt selten tief unter der Oberfläche, die Förderung derselben ist daher mit weniger Schwierigkeiten verbunden. Gegenwärtig werden auf dieser Chapada nur an sehr wenigen Stellen Arbeiten im Grossen ausgeführt. Das Gewinnen der Diamanten in diesem Terrain ist fast ausschliesslich in Händen von *Faiscadores*. So nennt man jene ärmern Diamantensucher, die mit geringen Kräften, gewöhnlich nur mit ihren Familien, dies Geschäft betreiben. Ein jeder muss dazu einen jährlich zu

erneuernden Erlaubnissschein für 2 Milreis lösen, ist dadurch aber auch berechtigt, mit Sklaven zu arbeiten.

Die Faiscadores führen in der Regel ein höchst armseliges Leben und plagen sich gewaltig für eine ziemlich armselige Ausbeute. Hin und wieder glückt es freilich dem einen oder andern, durch den Fund eines grössern Edelsteines sich für jahrelange Mühen reichlich zu entschädigen. Solche Fälle sind aber selten. Die grösste Schwierigkeit, mit der die Faiscadores zu kämpfen haben, ist der Wassermangel. Um seinen Gurgulho zu waschen, kann er sich nur des während des Sommers in Sammelteichen aufgefangenen Regenwassers bedienen. In verhältnissmässig trockenen Jahren leidet er aber Noth daran und ist dann genöthigt, seinen Kieshaufen, dessen Förderung ihm monatelange Arbeit gekostet hat, bis zu der nächsten Regenzeit liegen zu lassen. In der Zwischenzeit muss er sich mit den Seinigen kümmerlich genug behelfen.

Auch auf der Chapada sind in frühern Zeiten Nester von Diamanten gefunden worden, die eine Ausbeute von 1700—2000 Karat gegeben haben. Sonderbarerweise kommen da, wo eine solche Gesellschaft Diamanten in kleinem Raume beieinanderliegt, in der Gurgulhoschicht in grosser Ausdehnung keine andern Diamanten mehr vor. Nicht so in den Flusslavras, wo sie nur mechanisch in die kesselförmigen Vertiefungen zu Nestern hineingetrieben wurden. Man versicherte mir, dass die Diamanten der Lavras do Campo sowol an Menge als an Qualität hinter denen der Flüsse zurückstehen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über das Vorkommen der Diamanten will ich nun über das einzig in seiner Art dastehende Diamantenlager von São João do Barro einige nähere Mittheilungen machen.

Bei einer zufällig etwas tiefern Grabung stiessen die Arbeiter auf eine eigenthümliche Schicht eines sehr weichen, leicht zerreiblichen Gesteins; eine nähere Untersuchung ergab, dass in demselben Diamanten vorkommen. Es bildete sich nun alsbald eine Gesellschaft, um dieses neue Lager regelrecht (d. h. nach brasilianischen Begriffen) auszubeuten.

Ueber der angeführten Schicht lagert in mehr oder minderer Mächtigkeit ein tauber Sand, von den Arbeitern *Terra* genannt. Die diamantführende Schicht selbst wird von ihnen mit dem Ausdruck *barro* (Thon, Lehm) bezeichnet. Im trockenen Zustande ist dieses Gestein pulverartig und fühlt sich etwas fettig an; es saugt begierig Wasser auf und wird dann, wie nasser Lehm, schmierig. Je nach der Färbung wird der Barro von den Arbeitern in *weissen* (barro branco), *blauen* (barro azul), *rothen* (barro vermelho) und *gemischten* (barro mesclado) eingetheilt. Hinsichtlich des Diamantengehaltes ist bei diesen verschiedenen Farben kein Unterschied zu bemerken. Die Schicht hat eine Mächtigkeit von 6—9 Fuss; an einzelnen Stellen soll sie noch mächtiger sein. Sie streicht mit ziemlicher Neigung von Südsüdost nach Nordnordwest und liegt auf schieferigem Gestein (pizarra) auf. Ich konnte die Sohle der zu Tage liegenden Arbeiten nicht untersuchen. Durch die heftigen seit Monaten andauernden Regen war nämlich der Barro zu einem Moraste umgewandelt und ein Vordringen in demselben unmöglich. Die Lavra ist eigentlich nur ein sehr weites Loch, das da, wo sich die Schicht gegen einen naheliegenden Hügel fortsetzt, bei 60 Fuss Tiefe misst. Eine besondere Formation, *Tahuá* genannt, soll nach Ansicht der Grubenbesitzer bei diesem Lager das Vorhandensein von Diamanten anzeigen. Sie unterscheidet sich vom Gurgulho und Cascalho dadurch, dass die Stücke ein blättriges oder besser ein schieferiges Gefüge haben. Farbe oder Grösse derselben kommt dabei nicht in Betracht. Wie schon bemerkt, liegen die Diamanten im Barro; in der Terra und der Pizarra gibt es keine. Nur äusserst selten findet man in der Tahuá einen dieser Edelsteine festsitzen. Der Baron von Arassuahy schenkte mir ein Stück Tahuá, das offenbar Itabirit ist, mit einem beträcht-



Diamant in Itabirit.



Rückansicht des Itabiritstückes.

lich grossen eingewachsenen Diamanten. Ich gebe vorstehend die vordere und hintere Ansicht dieses sehr interessanten Stückes.

Ich fand in der Lavra ziemlich häufig ocherigen Brauneisenstein und eigenthümliche, vollkommen runde Brauneisensteinconcretionen von der Grösse einer Nuss bis zu der einer zwölfpfündigen Kanonenkugel, ausserdem von kohliger Substanz gefärbte Talkschieferstücke und Sandstein.

Die von mir nach Europa gebrachten Proben der verschiedenen Arten von Barro zeigen sich in vollkommen trockenem Zustande als ein mehr oder weniger feines Pulver mit deutlich erkennbaren Talkschieferstückchen, Quarzfragmenten, Brauneisensteinschieferchen u. s. f. und erinnern stark an die zu Pulver zerfallene, goldführende Jacotinga (verwitterter Eisenglimmerschiefer). Welcher Formation der Barro angehört, welches also hier das Muttergestein der Diamanten ist, dürfte nicht so leicht zu bestimmen sein. Ich halte diesen Barro für gänzlich verwitterten Talkquarzschiefer.

Seit vielen Jahren ist die Bemerkung gemacht worden, dass, wenn in dieser Lavra schlecht gebildete und verschiedenartig gefärbte Diamanten vorkommen, ihre Zahl gross ist; je schöner und reiner aber die Edelsteine sind, desto spärlicher sie vorkommen. Im ganzen ist die Qualität der Diamanten von S. João eine ausgezeichnete.

Der Barro wird nur während der trockenen Jahreszeit gegraben und in Haufen geschlagen; während der Regenzeit ist diese Arbeit unthunlich. Kurz ehe ich die Lavra besuchte, hatte ein bedeutender Erdschlipf stattgefunden, Folge der höchst unklugen Betriebsleitung. Solche sich oft wiederholende Unfälle verursachen den Unternehmern ausserordentliche Unkosten. Der Serviço gehört zwei rivalisirenden Gesellschaften, von denen aber die eine gewisser Localverhältnisse wegen nicht arbeiten lassen konnte. Zum Serviço gehören 21770 Klafter (Braças) Terrain und da jede Braça nur 1 Real Abgabe zahlt, so beläuft sich die jährliche Steuer blos auf einige und sechzig Franken.

Das Waschen der Diamanten in diesem Serviço weicht von dem allgemein gebräuchlichen Verfahren in andern Diamant-

lavras nur unwesentlich ab. Ausser einer kleinen Quelle wird in einem Teiche gesammeltes Regenwasser zu diesem Zwecke benutzt. In einer ziemlich geneigten Ebene am Eingange der Lavra befindet sich der Schlemmgraben, ein in hölzerne Rinnen gefasster Kanal aus fünf terrassenförmigen Abtheilungen. Die erste oder oberste ist die längste und misst 25—30 Fuss in der Länge bei 4—5 Fuss Breite und 3 Fuss Tiefe. In diese werfen die Neger den Barro, den sie in ihren kleinen hölzernen Gefässen, den schon erwähnten Carombés, von dem zusammengeschlagenen Haufen auf dem Kopfe hertragen. Sobald eine hinreichende Quantität im Kanale liegt, wird ein starker Wasserstrahl darauf geleitet und 10—12 Neger arbeiten mit Kratzen (almocafres) das Ganze stark durcheinander, indem sie nach und nach den ganzen Barro unter den Strahl und in die Strömung bringen. Hier bleiben die grössten Stücke tauben Gesteines zurück, während der feinere Sand und Kies bis zur Grösse eines Hühnereies mit in die zweite Abtheilung gerissen werden. In dieser wird nur so viel umgerührt, als durchaus nöthig ist, um dem Wasser Abfluss zu verschaffen und zu bewirken, dass nicht die ganze hergeschlemmte Masse auf einem Haufen liegen bleibt. Von der zweiten Abtheilung stürzt sich die Strömung in die dritte, vierte und fünfte, worauf sich aller Sand und Kies, die Diamanten enthalten könnten, absetzen.

Nach etwa einstündigem Schlemmen wird das Wasser abgelassen und der Rückstand aus der zweiten Abtheilung sogleich in Carombés nach der *Poça* oder Canca getragen, um dort gewaschen zu werden. Den Sand der dritten bis fünften Abtheilung schlagen die Arbeiter an der Seite in Haufen, von wo er nach und nach zu den *Baçus* getragen wird. Es sind dies eine Anzahl (5—7) horizontal liegender, durch Breter geschiedener, schmaler Räume, vor einem Wasserbehälter, an deren Ende der noch eine Menge sehr feiner Mineraltheile enthaltende Sand in kleinen Portionen hingelegt wird. Mehrere im Wasserbehälter stehende Neger werfen nun mit grössern, hölzernen Gefässen, den sogenannten Bateas, Wasser auf die Häufchen und schlemmen sie auf diese Weise noch einmal. Während dieses Verfahrens entdecken die

Arbeiter zuweilen schon einzelne Diamanten. Der so gereinigte Sand wird später gewaschen.

Der letzte und wichtigste Theil des *Waschens* wird folgendermassen vorgenommen. In einem nicht gar grossen, länglich-viereckigen, mit Bretern eingefassten Raume (Poça, Canca oder Lavadouro) stehen eine Anzahl (in S. João 5—7) Neger bis fast an die Knie im Wasser, jeder mit einer weiten, flachen, nur in der Mitte etwas vertieften hölzernen Schüssel (batea de lavar) versehen. Ein Arbeiter bringt jedem von ihnen eine bis zwei Carombés Waschsand in die Batea und nun fangen sie an in gebückter Stellung mit eigenen horizontalen und schiefen Schwingungen Wasser über den Sand zu spülen. Diese Schwingungen ähneln jenen beim Raitern des Getreides und werden bald, über bald unter dem Wasser ausgeführt. Die grössern Steine sammeln sich dadurch am Rande der Batea, werden untersucht, wobei hin und wieder ein Diamant entdeckt wird, indem die Neger den Kies auf die flache Hand nehmen und sanft abstreichen, und dann in den Wasserbehälter geworfen. Dieses Verfahren wird so oft fortgesetzt, bis nur noch feiner Sand zurückbleibt. Nun wird die Batea schief gegen den Rand der Poça gehalten, sorgfältig aus der hohlen Hand Wasser darauf gespült und der Sand nach und nach weggeschwemmt. Bei dieser Endprocedur finden sich die meisten Diamanten. Sowie ein Neger einen Diamanten entdeckt, fasst er ihn sorgfältig zwischen Daumen und Zeigefinger, spült ihn ab und legt ihn in eine Carombé, die mit etwas reinem Wasser am Rande der Poça zu Füssen des Aufsehers steht. Gewöhnlich nimmt der Aufseher einen etwas erhöhten Platz ein, um die Arbeiter schärfer überwachen zu können. In S. João sass er dicht vor der Poça auf einer mit einer Kuhhaut bedeckten niedrigen Bank, in seinen Poncho gehüllt, eine geladene Pistole zur Seite. Zuweilen findet ein Neger in einer Batea drei bis vier Diamanten, oft aber wäscht er ein Dutzend Carombés, ohne einen einzigen Edelstein zu entdecken.

Für ein ungeübtes Auge ist es äusserst schwer, einen kleinen Diamanten aus der grossen Menge von glänzendem und flimmerndem Quarz und Schieferfragmenten herauszufinden. Der

Aufseher legte in meiner Gegenwart einen Diamanten in eine Batea mit nur wenig Rückstand, rührte um und reichte sie mir hin; aber trotz sorgfältigen Nachsuchens war ich nicht im Stande ihn herauszufinden, obgleich er ziemlich obenauf lag. Dem scharfen an diese Arbeit gewöhnten Auge des Negers entgeht auch nicht ein stecknadelknopfgrosser Edelstein.

Der Aufseher klagte mir sehr, dass ungeachtet der wachsamsten Aufmerksamkeit und aller möglichen Vorsichtsmassregeln dennoch eine nicht unbedeutende Anzahl von Diamanten durch die Neger gestohlen werden. Sie wissen sie mit ausserordentlicher Behendigkeit in den Mund zu werfen und unter der Zunge oder zwischen Zahnfleisch und Lippen zu verstecken. Oft verschlucken sie sogar die Steine und suchen sie später wieder aus den Excrementen heraus. Es sind begreiflicherweise nicht die kleinern Steine, die sie auf diese Weise entfremden.

Der in dem Wasserbehälter zurückgebliebene Sand und Kies wird zu bestimmten Zeiten herausgenommen, in Haufen geschlagen und gelegentlich noch einmal gewaschen. Der Barro wird hier im ganzen fünfmal gewaschen und jedesmal finden sich noch einzelne Edelsteine. Der grösste bis 1858 in diesen Serviços vorgekommene Diamant, ein sehr vollständiger Krystall, im Gewichte von 13 Karat, wurde erst beim dritten Waschen entdeckt. Der grobe Schutt wird auch noch einmal durchsucht und hier findet man noch, wiewol äusserst selten, einen in der Tahuá festsitzenden Diamanten.

Während meiner mehrstündigen Anwesenheit bei diesen Arbeiten wurden in zwei Poças ungefähr 30 Karat Diamanten gewaschen. Es werden in dieser Lavra während der Waschzeit (Regenmonate) täglich 35—70 Karat gewonnen, die durchschnittlich 100—200, auch 220 Diamanten ausmachen, während der ganzen Saison als Maximum bis 4000 Karat (250 Oitavas). Ich untersuchte die vom Beginn der Waschzeit an gefundenen Diamanten, sie wogen 2700 Karat und waren zum grössten Theil sehr schöne Steine vom reinsten Wasser und nur wenig Ausschuss dabei; viele jedoch mit einer leicht grünlichen Färbung, die indessen beim Schleifen gänzlich verschwindet.

Wie schon bemerkt, ist das Waschen des Cascalho in den Flusslavras dem des Barro sehr ähnlich. Die beifolgende Skizze von Joaquim da Rocha zeigt die Arbeit des Waschens in der Lavra des Herrn Alhueide im Riberão do Inferno.

In der Lavra von S. João waren bei meinem dortigen Besuche 120 Neger beschäftigt. Die Unternehmer zahlten für jeden der gemietheten 4 Milreis wöchentlich. Sie müssen die Miethsklaven verköstigen und im Krankheitsfalle ärztlich behandeln lassen. Die Besitzer verabreichen ihnen nur die Kleider. Obgleich die Arbeit in den Serviços eine höchst anstrengende ist, so ziehen sie doch die Neger aus zwei Ursachen fast jeder andern vor. Erstens nämlich ist ihnen Gelegenheit geboten, beim Waschen oder Umarbeiten des Materials Diamanten zu stehlen; zweitens haben sie das Recht, an Sonn- und Festtagen für sich selbst Diamanten zu suchen; natürlich nur an solchen Stellen, die keinen Besitzer haben. Nicht selten glückt es ihnen bei diesen Sonntagsarbeiten, einen sehr lohnenden Fund zu machen. Immer auch werden die während der Woche gestohlenen Diamanten als Sonntagsausbeute ausgegeben. Die Neger kennen ziemlich genau den Werth der Edelsteine und verkaufen sie selten unter dem cursirenden Preise. São muito ladinos (sie sind sehr schlau), sagte mir ein Unterhändler, der sich vergebliche Mühe gegeben hatte, von einigen Negern wohlfeil Steine zu kaufen. Der Erlös der verkauften Diamanten wird von ihnen gewöhnlich unter der Form von Cachaza durch die Gurgel gejagt. Nur in den allerseltensten Fällen spart sich ein Sklave Geld zusammen, um sich die Freiheit zu erkaufen.

Harte Züchtigungen kommen in den Serviços theils wegen Diebstahls, theils wegen Trunkenheit häufig vor. Hat nämlich der Sklave einiges Geld für seine Diamanten erhalten, so besäuft er sich auch während der Arbeitstage, was begreiflicherweise nicht geduldet werden kann. Auch wegen Fluchtversuchen ist die strengste Ueberwachung nöthig, da der Pächter des Sklaven für denselben verantwortlich ist.

Trotz der ziemlich beträchtlichen Ausbeute und der vorzüglichen Qualität der Diamanten werden die Unternehmer der Lavra



Zu II, 140.

Diamantwäscherei am Ribeirão do Inferno.

von São João do Barro so wenig als die meisten Besitzer anderer Diamantenwäschereien ein gewinnreiches Geschäft machen. Die Regieunkosten sind zu gross. Es tritt hier der nämliche Fall ein wie bei so vielen andern Unternehmungen. Der Producent muss sich mit einem sehr kleinen Gewinne begnügen, während der Händler oder Kaufmann, in dessen Hände der Artikel übergeht, zum steinreichen Manne wird.

Nach den Mittheilungen tüchtiger Fachmänner hat schon vor mehrern Jahren die Oitava Diamanten (17½ Karat) den Besitzer der Lavra durchschnittlich 200 Milreis (gegen 600 Franken) gekostet, so wie sie ihm gewaschen übergeben wurde. Heute belaufen sich diese Förderungskosten circa auf 10 Procent höher.

Die Arbeiten im Serviço von S. João, sowol das Abteufen der diamanthaltigen Schicht als deren Verwaschen, werden ebenso roh als irrational betrieben. Durch eine tüchtige technische Leitung und zweckmässige Hülfsmaschinen könnten hier bedeutende Ersparnisse und andere Vortheile errungen werden.

Ausser dieser Lavra werden in S. João noch verschiedene kleinere im Gurgulho betrieben. Die Besitzer klagten sehr über Wassermangel. Solche kleine Serviços heissen auch *Garimpos* und die herumschweifenden Gold- und Diamantensucher *Garimpeiros*.

Früher, besonders zu der Epoche, als sich die Diamantenwäscherei in königlicher Regie befand, wurde jedem Neger, der einen Diamanten von 17½ Karat und darüber fand, die Freiheit geschenkt; auch der Fund von kleinern von 10—12 Karat wurde noch besonders belohnt. Heute geschieht es nicht mehr. Damals kostete freilich ein Neger nur 150—200 Milreis, heute aber 1200 bis 2000 Milreis und darüber. Kleine Belohnungen werden übrigens auch jetzt noch in einigen Serviços den Findern ausgezeichnet schöner Diamanten verabfolgt.

Wie an Grösse, so variiren auch die Diamanten in Form und Farbe auf das mannichfaltigste. Bei der sehr beträchtlichen Menge dieser Edelsteine, die ich zu untersuchen Gelegenheit hatte, fand ich die verschiedensten Krystallformen des tesseralen

Systems, über die ich hier einige Andeutungen geben will. Das typische, vollkommen gleichmässige, reine Octaëder, die Grundform des Diamanten, ist ziemlich selten. Ich habe es bei kaum drei pro Mil der untersuchten Steine gefunden; fast immer ist es, wenn auch Kanten, Ecken und Flächen sehr vollkommen sind, mehr oder weniger verschoben. In der Mehrzahl der Fälle sind die Flächen einigermassen convex und die Kanten entweder scharf oder etwas abgerundet, wie abgerollt; in letzterm Falle nähert es sich beinahe der Kugelform. Dreimal fand ich das Octaëder zur octaëdrischen Tafel breitgedrückt (Diamanten aus dem Rio do Peixe) mit scharfen oder abgerundeten Kanten; selten das Tetraëder (einmal bei Diamanten aus Sincorá) und zwar mit convexen Flächen und abgerundeten Kanten und Ecken. Hingegen kommt da Granatoëder vollkommen (selten) oder mit convexen Flächen und mehr oder weniger abgeschliffenen Kanten und Ecken (Diamanten von Rio das Velhas und Rio Manso), meistens aber etwas verschoben, ziemlich häufig vor. Nur ein einziges mal traf ich einen fast vollkommenen Würfel in einer kleinen Partie von Diamanten vom Riberão do Inferno. Pyramidengranatoëdern, vorzüglich bei kleinen Steinen, oft mit stark verschobenen, immer convexen Flächen, begegnete ich unter den Diamanten von allen Localitäten, Pyramidenoctaëdern mit regelmässigen, aber gestreiften Flächen nur in der Lavra von São João. Diese Krystallform, stark abgeplattet, mit gestreiften convexen Flächen, ist mir nur drei- bis viermal vorgekommen.

Bei den vielen tausend von mir untersuchten Diamanten entdeckte ich nur ein einziges mal einen Zwilling aus zwei in der Richtung einer ihrer Axen miteinander verwachsenen Octaëdern (Lavra de São João), häufig aber Zwillingsgranatoëdern und Zwillingspyramidengranatoëdern, immer stark verkürzt in der Richtung, in der sie zusammengewachsen waren (S. João, Grão Mogor, Sincorá, Bagagem). Beiläufig will ich anmerken, dass diese Zwillinge wenig geschätzt sind, da sie beim Schleifen an Gewicht sehr verlieren. Die milchweissen, rauhen Diamantkugeln habe ich schon erwähnt.

Ich habe mir Mühe gegeben, annäherungsweise herauszu-

finden, welche Krystallformen am häufigsten vorkommen; es war mir aber nicht möglich. So viel schien mir aber gewiss zu sein, dass in den verschiedenen Localitäten bestimmte Formen vorherrschen. Die meisten regelmässigen Krystalle sah ich unter den Diamanten aus dem Gurgulho und dem Barro. Die aus den Lavras do Rio sind grösstentheils an Ecken und Kanten etwas abgerundet, obgleich es auch unter diesen sehr vollkommen erhaltene, scharfkantige gibt, wie die schönen Diamanten aus dem Höllenflüsschen beweisen. Das Granatoëder und das Pyramidengranatoëder dürften im Durchschnitt bei einer gleichmässigen Mischung von Diamanten aus den Hauptlocalitäten die beiden vorherrschenden Krystallformen sein.

Wie schon bemerkt, sind die Flächen der rohen Diamanten bald glatt, bald gestreift oder rauh, die Steine selbst entweder matt oder glänzend, in einzelnen Fällen mit sehr starker Strahlenbrechung und Farbenspiel, fast wie im geschliffenen Zustande. Bald sind sie ganz matt, bald nur durchscheinend, bald halb durchsichtig, bald aber auch ganz durchsichtig.

Die Farbe dieser Edelsteine variirt ausserordentlich. Vierzig Procent mögen davon farblos sein, 30 Procent nur einen leisen Anflug einer Färbung zeigen und wol eben soviel eine bestimmt ausgedrückte Farbe haben. Nächst den farblosen, wasserklaren kommen die mattweisslichen und grünlichen am häufigsten vor. Beim Schleifen verschwinden diese Farbentöne und die Steine zeichnen sich dann durch besonders reines Wasser aus. Sie sind im Handel sehr geschätzt. Im allgemeinen beeinträchtigen schwache Farbennuancen den Werth der rohen Diamanten nicht, da sie sich beim Schleifen verlieren, nicht so die intensivern Färbungen, die trotz des Schliffes unverändert bleiben. Merkwürdigerweise erhalten manche Diamanten durch das Schleifen eine ganz andere Färbung, als sie roh hatten.

Lichte Farbentöne kommen weit häufiger vor als dunkle; tiefgefärbte sind sehr selten. Ich habe Diamanten von folgenden Farben gesehen: *Gelbe*, nämlich citrongelbe, weingelbe, messinggelbe, ochergelbe, braungelbe (honiggelbe), aber keine schwefelgelben; *braune*, hellbraune, nelkenbraune, rothbraune; *rothe*,

rosenrothe, pfirsichblütenrothe, kirschrothe; *grüne* in allen möglichen Nuancen, nämlich blass-, meer-, lauch-, spargel-, pistazien-, oliven-, zeisig-, smaragdgrüne, blaugrüne, grünlichgraue; *graue*, hellgraue, aschgraue, rauchgraue; *schwarze*, schmuzigrusschwarze. Von sehr schönen tiefblauen Diamanten wurde mir erzählt, ich habe aber keine gesehen, überhaupt von blauer Farbe nur grünlichblaue und blaugraue und einen sehr kleinen schwach hyacinthfarbigen. Im Rio da Bagagem werden die meisten farbigen Diamanten gefunden. Auch in Sincorá, in der Provinz Bahia, kommen sie ziemlieh häufig vor. In neuerer Zeit wurde aus dieser Provinz unter dem Namen *Carbon* oder *Carbonat* derber Diamant in feinen, körnigen, porösen Aggregaten von dunkelschwarzbrauner Färbung ausgeführt, zuweilen in Stücken von 1—2 Pfund Schwere. Er findet seine Verwendung zum Bohren oder Schleifen anderer harter Steine.

Von *geschliffenen* farbigen Diamanten im Gewichte von mehrern Karaten sah ich in Diamantina einen prachtvollen pfirsichblütenrothen und einen meergrünen, beide aus dem Rio da Bagagem, einen citrongelben von ausserordentlichem Feuer und einen nelkenbraunen, beide von Sincorá; einen herrlichen smaragdgrünen, der im rohen Zustande russschwarz war und endlich einen, der roh ebenfalls russschwarz war und nach dem Schleifen auch diese Farbe behielt mit Ausnahme einer einzigen Facette, die farblos erschien.

Nicht selten zeigt sich bei rohen Diamanten der Kern farblos, während die Ecken und Kanten einen farbigen Anflug haben; zuweilen erscheint der Kern gefärbt, die Ecken und Kanten aber farblos durchsichtig. Oft bemerkt man im Kerne dunkle, meistens schwärzliche Punkte oder moosartige Zeichnungen, ähnlich wie bei Moosachaten; man hält sie für organische Ueberreste.

Zu den allergrössten Seltenheiten mag ein schön krystallisirter Diamant gehören, in dessen Kern sich ein Goldblättchen befindet. Dr. Mello Franco, der mir von diesem merkwürdigen Steine sprach, behauptet, dass eine Täuschung nicht möglich sei, da in dem wasserklaren Steine das Gold so deutlich erkannt werde, als wenn es ganz frei vor dem Beschauer liegen würde.

Er wollte den Diamanten käuflich an sich bringen, um ihn dem Kaiser von Brasilien für seine reiche und interessante Privatsammlung anzubieten. Der Besitzer gab ihn indessen zu keinem Preise her. Dieses eigenthümliche Exemplar spricht sehr gegen die Hypothese jener, die die Diamanten unmittelbar aus Kohlenstoff oder Kohlensäure durch Hitze entstanden betrachten.

Es mag hier der Ort sein, noch mit wenigen Worten der verschiedenen Ansichten bezüglich der Entstehungsart der Diamanten zu erwähnen. Bekanntlich ist der Diamant nur reiner Kohlenstoff. *Lavoisier* bewies im Jahre 1766, dass Kohlensäure das Product der Verbrennung des Diamants in reinem Sauerstoffe sei. Ein Jahrhundert früher schon hatte *Newton* nach den starken Lichtbrechungen dieses Edelsteines die Vermuthung ausgesprochen, er sei ein brennbarer Körper, eine coagulirte, ölige Substanz. Diese Vermuthung wurde auf specielle Veranlassung des Grossherzogs von Toscana, Cosmus III., durch directe Versuche der florentinischen Akademiker *Averoni* und *Targioni* glänzend bestätigt. Ein in den Focus eines grossen Tschirnhausen'schen Brennspiegels gelegter Diamant wurde zuerst rissig, dann sprühte er und verschwand schliesslich, ohne zu schmelzen. Wahrscheinlich in der Hoffnung, aus kleinen Diamanten einen grossen zusammenzuschmelzen, experimentirte der deutsche Kaiser Franz I. in Wien (1750) im Beisein des Chemikers d'Arcet mit Diamanten und Rubinen, indem er für 6000 fl. solche Edelsteine Tag und Nacht einer möglichst starken Glühhitze aussetzte. Die Diamanten verbrannten, die Rubinen blieben unversehrt und hatten noch an Intensität der Farbe gewonnen.

Auch bei der französischen Akademie wurde die Verbrennbarkeit der Diamanten Gegenstand eifriger und gewissermassen höchst eigenthümlicher Verhandlungen. Die Akademiker *Rouelle* und *d'Arcet* verbrannten einen ziemlich grossen Diamanten des Juweliers le Blanc bei mehrstündigem heftigen Feuer. *Lavoisier*, der drei in Kohlenpulver in einem thönernen Pfeifenkopfe eingebettete und hermetisch verschlossene Diamanten der intensivsten Hitze ausgesetzt hatte, fand sie beim Zerschlagen des Pfeifenkopfes unversehrt und erkannte nun, dass der Zutritt der

atmosphärischen Luft (Sauerstoff) durchaus nothwendig zum Verbrennen dieser Edelsteine (der reinen Kohle) sei.

Auch auf nassem Wege ist den Brüdern *Rogers* der Nachweis gelungen, dass der Diamant aus Kohle besteht, denn sie haben gezeigt, dass er durch gleichzeitige Einwirkung von chromsaurem Kali und Schwefelsäure in Kohlensäure verwandelt werden könne.

Gleichwie Newton aus der Lichtbrechungskraft der Diamanten auf deren Verbrennbarkeit schloss, so folgerte *Brewster* aus deren Polarisationserscheinungen, dass sie organischen Ursprunges seien. *Leonhard* und mit ihm *Parrot, Hausmann* und viele andere glaubten an die Bildung der Diamanten aus Kohlenstoff und Kohlensäure durch unmittelbare Einwirkung der Hitze, während *Bischoff* dagegen ganz richtig bemerkte, dass, da der Diamant immer in der Nähe sauerstoffhaltiger Metallverbindungen vorkommt, bei jener Annahme der Kohlenstoff sich mit dem Sauerstoffe hätte verbinden und die Metalloxyde reduciren müssen. Er vermuthet daher, dass die Diamanten vegetabilischen Ursprungs seien und ursprünglich in weichem Zustande waren, eine Ansicht, die durch die so häufig wahrgenommenen Quarzeindrücke auf den Flächen der Diamanten einige Wahrscheinlichkeit für sich hat. *Petzholdt* behauptete, in den schon oben erwähnten schwarzen Fleckchen im Innern vieler Diamanten organische Gewebe, Pflanzenzellen erkannt zu haben. Bestätigen fernere Untersuchungen diese Behauptung, so dürfte die Frage über den Ursprung der Diamanten so ziemlich als gelöst zu betrachten sein. *Forchhammer's* Nachweise der successiven Umwandlung von Fucusarten in sehr alte metamorphische Gesteine und zu einer graphitartigen Substanz sind den eben erwähnten Hypothesen günstig, denn unter gewissen bis jetzt noch nicht enträthselten Verhältnissen hätte jene Umwandlung der Seegewächse auch bis zur Entstehung der Diamanten reichen können. *Simmler* in Breslau glaubt, dass zur Zeit der Bildung der Diamanten sich Kohlensäure in Höhlungen angesammelt, durch eigenen Druck verdichtet, und da sie die Eigenschaft besitzt, Kohlenstoff aufzulösen, denselben, der entweder schon vorhanden

war, oder erst reducirt wurde, aufgelöst habe, durch Spalten und Risse entwichen, während der Kohlenstoff krystallisirt als Diamant zurückgeblieben sei. Diese gewiss geistreiche Hypothese würde einen bedeutenden Anhaltepunkt finden, wenn Diamanten als Drusen gefunden würden, was aber bis jetzt wenigstens noch nicht vorgekommen ist. *Liebig* hält den Diamanten für ein Zersetzungsproduct vegetabilischer Substanzen, deren chemische Grundlage Kohle und Wasser ist. Wenn durch Reduction von Metalloxyden oder schwefelsauren Salzen jener Verbindung allmählich ihr Wasserstoff oder Sauerstoff bis zur gänzlichen Ausscheidung entzogen wurde, so musste dieser endlich isolirte Kohlenstoff zu seiner eigentlichen, nämlich zur Krystallform sich ausbilden. Auch *Wilson*, *Jameson* und andere Chemiker halten die Diamanten für vegetabilischen Ursprungs.

Zahlreiche Versuche, auf künstlichem Wege Diamanten zu machen, sind trotz aller gefundenen Thatsachen und geistreichen Hypothesen noch immer mislungen oder nur sehr unbefriedigend ausgefallen. Den günstigsten Erfolg hatten bisher die bekannten Experimente von *Deprez*, der über einen Monat lang einen elektrischen Strom auf Kohlen einwirken liess. Es setzten sich an die Platinadrähte kleine mikroskopische Octaëder von schwarzer Farbe an, mit denen man, gleichwie mit Rubin, Diamanten poliren konnte. Es waren also Diamanten, obgleich noch sehr unvollkommene. Die Versuche, auf diesem Wege Diamanten zu bilden, werden ganz besonders durch den Umstand erschwert, dass die elektrische Strömung allsogleich unterbrochen wird, sobald sich ein Niederschlag von Kohlen, die Nichtleiter sind, auf den Platinadraht absetzt.[1])

Versuche, kohlenstoffreiche Verbindungen zu zerlegen und den Kohlenstoff in krystallinischer Form auszuscheiden, sind bisher immer gänzlich mislungen.

[1]) Neuesten Nachrichten zufolge soll der Chemiker Gannal in Toulon Diamanten aus Kohle dargestellt haben, indem er einige Monate lang Phosphor, Schwefel, Wasser und Kohle gegeneinander reagiren liess. Er soll 20 kleine Krystalle erhalten haben, die alle Eigenschaften des natürlichen Daimanten, nämlich dessen Krystallform, Härte, Durchsichtigkeit und Glanz besassen.

Im Jahre 1839 wurden in der Serra de S. Antonio do Grão Mogor, im Norden der Provinz Minas geraes, Diamanten im Itacolumit entdeckt und man hat daher diese Formation als Muttergestein der Diamanten betrachtet. Der diamantführende Cascalho virgem wäre demnach *zum Theil* ein durch die Flüsse von seiner ursprünglichen Lagerstätte weggeschwemmter, zersetzter Itacolumit, der Gurgulho das nämliche an seiner ursprünglichen Lagerstätte zersetzte Gestein. Das Nämliche wäre vom Barro zu halten, den ich aber, wie schon oben bemerkt, für einen verwitterten eisenschüssigen Talkquarzschiefer halte. Ich bin überhaupt nicht der Ansicht, dass ausschliesslich der *Itacolumit*[1]) das Muttergestein der Diamanten sei, sondern glaube, dass diese Edelsteine sich in mehrern Arten krystallinischer Schiefergesteine gebildet haben.

Infolge der Entdeckung des sogenannten Muttergesteins der Diamanten glaubten mehrere berühmte Mineralogen entschieden annehmen zu sollen, dass dieselben nicht vegetabilischen Ursprunges sein können. Es ist indessen wohl zu berücksichtigen, dass Itacolumit ein metamorphosirtes Gestein ist, also die in demselben vorkommenden Diamanten nur ein secundäres Product sein können. Die geistreiche Hypothese Simmler's lässt sich mit den meisten bislang bekannten Thatsachen in Einklang bringen.

Diamanten im Itacolumit haben für naturwissenschaftliche Sammlungen immer noch einen bedeutenden Werth und die Nachfrage nach solchen Stücken hat, wie mir Herr Alhueide erzählte, einen pfiffigen Kopf in Diamantina veranlasst, sich durch Herstellen derartiger Museumsexemplare eine einträgliche Industrie zu begründen. Er sucht sich nämlich einen dazu passenden Diamanten, gewöhnlich eine gutgebildete Krystallform aus, meisselt mit der grössten Sorgfalt in eine beliebig grosse Itacolumitplatte ein entsprechendes Loch und klebt, wenn das Steinchen auf das genaueste in die Höhlung passt, dasselbe mit dem Saft eines gewissen Sipo (Schlingpflanze) an, sodass es äusserst fest stecken bleibt. Diese Kunstproducte sind so täu-

[1]) Mürber Quarzsandstein mit schieferiger Textur (Heusser).

schend verfertigt, dass nur ein sehr geübter Kenner den Betrug entdecken kann. Ich habe einige Exemplare untersucht und auch den industriellen Fabrikanten gesehen, der sich nicht wenig auf seine Geschicklichkeit einbildet. In russischen Sammlungen (wahrscheinlich auch in manchen andern) sollen sich mehrere Proben der Kunstfertigkeit dieses Gauners finden. Sie wurden alle aus Unkenntniss des wahren Sachverhalts gekauft und zu theuern Preisen bezahlt.

Im Welthandel werden die Juwelen gewöhnlich nach dem Einheitsgewichte *Karat* (von Kuara, einer afrikanischen Schlingpflanze, Erythrine, mit deren rothen mit einem schwarzen Punkte versehenen Samen meistens in Indien die Diamanten, in Afrika das Gold abgewogen werden) verkauft. Das Juwelenkarat ist in allen Ländern fast von gleicher Schwere. Das holländische, das am weitesten verbreitete, wiegt 20,5303, das französische 20,5873, das österreichische 20,6083 Centigrammes ($48\frac{1}{2}$ wiener Richtpfennigtheile). Es wird in 4 Grän (à $\frac{16}{64}$) oder in $\frac{1}{64}$ in reiner Halbirung getheilt. Beim Juwelenhandel in Diamantina wird aber ein anderes Gewichtsverhältniss zu Grunde gelegt und die *Oitava* als Einheitsgewicht angenommen. Sie enthält $17\frac{1}{2}$ Karat oder 70 Grän und wird in 32 Vintems oder in 4 Quartas eingetheilt; 1 Quarta enthält also 8 Vintems, 2 Quartas oder, wie man gewöhnlich sagt, eine Meia pataca 16 Vintems. Ein Vintem ist daher gleich 2,1875 Grän. In Bahia und in den Diamantenwäschereien Sincorá wird indessen auch nach Kilates (Karat) gerechnet.

Als noch der Goldstaub die cursirende Münze in Minas geraes war, gaben die Intendanten Bons aus, die 1, 2, 4, 8 u. s. f. Vintems als Tauschmittel im Werthe waren. Davon rührt auch die Bezeichnung der Kupfermünzen von 20 Reis (1 Vintem), 40 Reis (2 Vintems) her. Letztere heissen in der Provinz Minas allgemein Cobre (Kupfer).

Die überwiegende Mehrzahl der in Brasilien gefundenen Diamanten wiegt *unter* bis zu 1 Grän, häufig sind noch die von 1 Grän bis zu $\frac{1}{2}$ Karat. Steine von 1 bis zu 5—6 Karat sind schon etwas weniger häufig. Von höherm Gewichte bis zu 1 Oitava

kommen sie nicht gerade oft vor, gehören aber durchaus nicht zu den Seltenheiten. Von 2 Oitavas (35 Karat) und darüber werden sie aber nur sehr selten gefunden.

Bekanntlich stammen die grössten bis jetzt bekannten Diamanten aus Vorderindien. In Brasilien ist bis jetzt erst ein einziges solches Prachtstück entdeckt worden. Die „Estrella do Sul“ (Südstern) von 125 Karat. Sie figurirte an der Pariser Ausstellung von 1856 als Concurrent des in der ersten Londoner Ausstellung bewunderten „Koh-i-nur“. Merkwürdigerweise hat dieser kostbare Stein bis jetzt noch keinem seiner Besitzer Glück gebracht. Eine alte Negerin fand ihn in einer Lavra am Rio da Bagagem. Sie hatte den arbeitenden Sklaven ihr Mittagessen gebracht und während es dieselben verzehrten, sich unweit davon niedergesetzt und spielend den groben, schon gewaschenen Cascalho auseinandergeworfen, als sie unter demselben plötzlich diesen ausserordentlichen Diamanten entdeckte. Sie lieferte ihn ihrem Herrn ab, der ihr indessen für diesen äusserst werthvollen Fund doch nicht die Freiheit schenkte. Der Aberglaube leitete alle künftigen Misgeschicke der Besitzer dieses Schatzes aus jener nichts weniger als grossmüthigen Handlungsweise ab.

Der nunmehrige Eigenthümer des Diamanten war ein wenig bemittelter Mann, der vom Eigenthümer der Lavra die Erlaubniss erhalten hatte, gegen ein gewisses Entgelt hier mit eigenen Sklaven nach Diamanten zu suchen. Dieser letztere beanspruchte nun den Edelstein, indem er sich auf die Thatsache stützte, dass die Negerin denselben nicht da gefunden habe, wo ersterer die Erlaubniss zu suchen hatte, wogegen dieser behauptete, der Diamant sei unter dem Cascalho gelegen, den er von der Stelle habe waschen lassen, an der er nachzusuchen berechtigt war. Es kam zum Process. Um diesen auszufechten, versetzte der Besitzer des Steins denselben bei der Bank von Brasilien für circa 220000 Franken. Er zahlte von dieser Summe 15 Procent Commission und hohe Interessen. Der Rechtsstreit zog sich in die Länge. Der Mann starb, ehe er entschieden wurde und seiner Witwe blieb nur ein höchst unbedeutender Rest des Geldes

übrig. Wie es scheint, nach mehrmaligem Händewechsel wurde er in Rio de Janeiro von einem holländischen Diamantenhändler um circa 1 Million Franken (304 Contos de Reis) gekauft. Da er selbst aber nicht im Besitze dieser bedeutenden Summe war, so sah er sich genöthigt, das Geld gegen landesübliche hohe Zinsen aufzunehmen. Er begab sich nun mit seinem Steine nach Amsterdam, wo er geschliffen wurde. Die Unkosten dieser Operation sollen sich auf ungefähr 45000 holländische Gulden belaufen haben. Nun handelte es sich aber um Verwerthung des prachtvollen Edelsteins, der sich aber nicht vollkommen vom ersten Wasser zeigte. Er wurde den verschiedensten Monarchen zum Kaufe angetragen und jede Gelegenheit einer fürstlichen Vermählung benutzt, um ihn an den Mann zu bringen, aber immer vergeblich. Es scheint, dass man in höchsten Kreisen zur Erkenntniss gelangt sei, dass so grosse Summen weit besser verwendet werden können, als sie als todte Kapitalien in die Schatzkammer zu legen. Dem Grame über die verfehlte Speculation erlag der Besitzer des Diamanten. Dieser befindet sich in Paris noch immer als Faustpfand des Handlungshauses, das einen Theil des Geldes zum Ankaufe vorgestreckt hatte, und er wird sonder Zweifel auch in dessen volles Eigenthum übergehen, da die Interessen durch die lange Reihe von Jahren den Werth des Steins verschlingen.

Der angebliche hühnereigrosse Diamant im Schatze von Portugal, der 1680 Karat wiegen soll, ist, wie man mit Sicherheit weiss, ein weisses Topasgeschiebe. Ueber den 1791 von Garimpeiros am Rio Abaete gefundenen Diamant von 138½ Karat, der sich ebenfalls im portugiesischen Schatze befinden soll, herrscht noch immer ein mysteriöses Dunkel.

Die Krone Portugals besitzt die grösste und reichste Sammlung brasilianischer Diamanten. Ihr Werth wird annäherungsweise auf 70—72 Millionen Franken angegeben. Aus der alljährlich vom Generalintendanten der Diamantendistricte nach Rio de Janeiro, resp. nach Lissabon gesandten Ausbeute der Diamantwäschereien wählte der König die grössten und schönsten

Steine für den Kronschatz aus, die übrigen wurden in den Handel gebracht.

Herr v. Eschwege gibt in seiner schon öfters angeführten „Pluto brasiliensis“ S. 391 ff. die Diamantenausbeute in Brasilien folgendermassen an:

Von 1730—1740 durchschnittlich jährlich 20000 Karat (approximativ)	200000 Karat.
Von 1740—1772 (amtliche Angabe)	1,666569 „
Von 1772—1806 (amtliche Angabe)	$910511\frac{1}{2}$ „
1811, 1814, 1815, 1818 (amtliche Angabe)	$74147\frac{1}{4}$ „
Als sich König João VI. im Jahre 1821 aus Brasilien nach Portugal zurückzog, führte er die reichste Diamantensammlung der Welt mit sich. Die Edelsteine wurden später in versiegelten Säcken in den unterirdischen Gewölben der Bank von Lissabon deponirt und blieben dort 40 Jahre als todtes Kapital liegen. Im Jahre 1863 wurde endlich mit Einwilligung der Cortes vernünftigerweise zum Verkaufe dieser rohen Edelsteine geschritten, um deren Erlös in Renten, die der Civilliste einverleibt wurden, umzuwandeln.	
In den fehlenden 11 Jahren bis 1822 durchschnittlich jährlich 13000 Karat (approximativ)	132000 „
Zudem von 1786—1808 aus den Flüssen Indaia und Abaete	464 „
	$2,983691\frac{3}{4}$ Karat.

Diese Steine zu einem mittlern Preise von 8000 Reis pr. Karat berechnet, repräsentiren einen Geldwerth von circa 160 Millionen Franken.

Diese Berechnungen sind weit entfernt richtig zu sein, denn erstens ist die Ausbeute von 21 Jahren nur annäherungsweise angegeben, zweitens kommen die durch Contrebande ausgeführten

Steine, deren Gewicht dem der amtlich verzeichneten wol gleich sein dürfte, gar nicht in Betracht. Gewiss ist die Ziffer nicht zu hoch gegriffen, wenn wir das Gewicht der von 1730—1822 aus den Diamantendistricten Brasiliens gewonnenen Diamanten zu 5 Millionen Karat annehmen.

Man hat ferner das Gewicht aller im Kaiserreiche bis 1850 gefundenen Diamanten auf 10,169586 Karat oder circa 44 Centner mit einem annähernden Werthe von 450 Millionen Franken berechnet. Aber auch diese Angabe entbehrt jeder positiven Basis. [1])

[1]) Der Kammerbericht des Finanzministers Marquez de Abrantes für 1863 gibt folgende interessante Zusammenstellung der Quantität und des Werthes der exportirten Diamanten während der Finanzjahre $18^{57}/_{58}$—$18^{60}/_{61}$.

Quantum und Werth der exportirten Diamanten in den Jahren:

	Rio de Janeiro.		Bahia.	
	Oitavas.	Werth in Milreis.	Oitavas.	Werth in Milreis.
$18^{57}/_{58}$	3162	948:600 Milreis.	4533	1,359:900 Milreis.
$18^{58}/_{59}$	5021	1,506:450 „	5122	1,536:600 „
$18^{59}/_{60}$	5119	1,535:700 „	5321	1,596:300 „
$18^{60}/_{61}$	5863	2,506:320 „	4100	1,265:700 „
$18^{61}/_{62}$	5756	2,878:198 „	4532	1,356,900 „

Jährlicher Durchschnitt des Totalquantums und Werthes der aus dem ganzen Reiche exportirten Diamanten in den Jahren:

$18^{51}/_{52}$—$18^{55}/_{56}$	11213 Oitavas.	3,361:145 Milreis.
$18^{56}/_{57}$—$18^{60}/_{61}$	10523 „	3,315:052 „
$18^{61}/_{62}$	10294 „	4,241:248 „

Jährlicher Durchschnitt des Werthes pro Oitava

	in Rio de Janeiro.	in Bahia.
$18^{57}/_{58}$	300 Milreis.	300 Milreis.
$18^{58}/_{59}$	300 „	300 „
$18^{59}/_{60}$	300 „	300 „
$18^{60}/_{61}$	427 „	308 „
$18^{61}/_{62}$	500 „	300 „

Staatseinnahme in den Diamantenterrains in den Jahren:

$18^{56}/_{57}$	41:945 Milreis.
$18^{57}/_{58}$	53:084 „
$18^{58}/_{59}$	58:300 „
$18^{59}/_{60}$	51:432 „
$18^{60}/_{61}$	37:523 „
$18^{61}/_{62}$	42:516 „

Durch die Entdeckung der reichen Diamantlager in der Serra de Sincorá in der Provinz Bahia im Jahre 1844 hat die Ausbeute dieser Edelsteine in jenem Districte allein Resultate geliefert, wie auch in den glänzendsten Zeiten in Diamantina nie.

Ich glaube es von allgemeinem Interesse, bei dieser Gelegenheit den Auszug eines Briefes des ausgezeichneten, leider zu früh verstorbenen österreichischen Reisenden, Herrn Virgil *v. Helmreichen* zu Brunfeld [1]), über diese in Europa noch so wenig gekannten Diamantlager mitzutheilen:

Ertrag des Ausgangszolles, ½ Procent vom Werth der exportirten Diamanten:

$18^{56}/_{57}$	20:184 Milreis.
$18^{57}/_{58}$	10:993 „
$18^{58}/_{59}$	15:215 „
$18^{59}/_{60}$	15:648 „
$18^{60}/_{61}$	18:865 „
$18^{61}/_{62}$	21:175 „

Anmerkung. Aus dem mir eben zugegangenen Kammerberichte des Finanzministers José Pedro Dias de Carvalho für das Finanzjahr $18^{62}/_{63}$ entnehme ich noch folgende Angaben:

Die Diamantenausfuhr betrug im mittlern jährlichen Durchschnitt:

im Quinquennium $18^{52}/_{53}$—$18^{56}/_{57}$	im Quinquennium $18^{57}/_{58}$
12181 Oitavas.	9707 Oitavas.
3,650907 Reis.	3,300802 Reis.

Im Jahre $18^{62}/_{63}$ wurden exportirt 12448 Oitavas im Werthe von 4,116:175 Milreis, davon entfielen auf:

Rio de Janeiro 6970 Oitavas zum Mittelpreise von 254193 Reis, im Gesammtwerthe von 2.468:725 Milreis.

Bahia 5478 Oitavas zum Mittelpreise von 300739 Reis, im Gesammtwerthe 1,647:450 Milreis.

[1]) Herr v. Helmreichen bereiste durch eine Reihe von Jahren in wissenschaftlichen Zwecken Brasilien und Paraguay. Er war eine Zeit lang bei der englischen Bergwerkgesellschaft in Congo soco angestellt. Dort traf ihn der berühmte schottische Reisende George Gardner und erwähnt seiner auf das ehrenvollste. In Paraguay holte er sich den Keim zu einer Krankheit, der er in Brasilien erlag. Leider sind seine zahlreichen und wichtigen Arbeiten nie an die Oeffentlichkeit gelangt. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien ist zwar im Besitze der hinterlassenen Manuscripte v. Helmreichen's, sie sind aber zu unvollständig, als dass sie von fremder Hand publicirt werden könnten, besonders da die zahlreichen geologischen Sammlungen, die er mühevoll zusammenbrachte uud auf die sie sich beziehen, heute noch an verschiedenen Punkten von Minas in Kisten verpackt stehen oder als unnützer Plunder wieder auf die Gasse geworfen wurden.

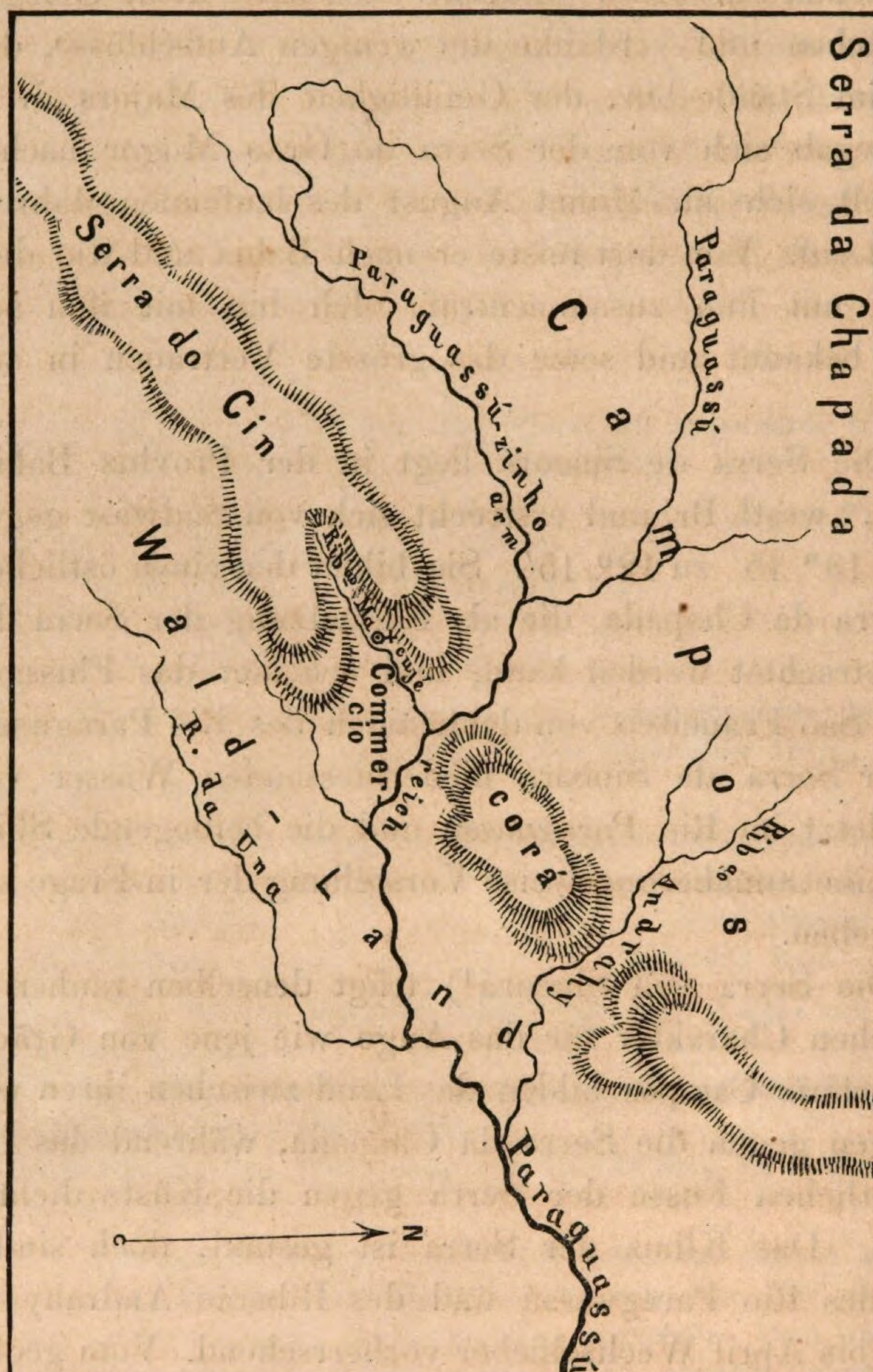
„Das Vorkommen der Diamanten in der Serra von *Sincorá* wurde im September 1844 von José da Rocha, dem Eigenthümer der Fazenda São João, entdeckt. Ich hatte keine Gelegenheit sie zu besuchen und verdanke die wenigen Aufschlüsse, die ich zu geben im Stande bin, der Gefälligkeit des Majors J. P. Derselbe begab sich von der Serra do Grão Mogor nach Sincorá und hielt sich im Monat August des laufenden Jahres (1845) daselbst auf. Von dort reiste er nach Bahia und Rio de Janeiro, wo ich mit ihm zusammentraf. Ich bin mit ihm seit vielen Jahren bekannt und setze das grösste Vertrauen in seine Angaben.

„Die Serra de Sincorá liegt in der Provinz Bahia, unter dem 41.° westl. Br. und erstreckt sich von Südwest gegen Nordost von 13° 15′ zu 12° 15′. Sie bildet den einen östlichen Zweig der Serra da Chapada, die als Fortsetzung der Serra do Espinhoza betrachtet werden kann, und scheidet das Flussgebiet des Rio de São Francisco von demjenigen des Rio Paraguassú. Alle von der Serra de Sincorá niederfliessenden Wasser vereinigen sich zuletzt im Rio Paraguassú und die beiliegende Skizze wird Ihnen eine annäherungsweise Vorstellung der in Frage stehenden Serra geben.

„Die Serra von Sincorá[1]) trägt denselben rauhen und unwirthlichen Charakter für das Auge wie jene von Grão Mogor. Ausgedehnte Campos bilden das Land zwischen ihren westlichen Abhängen gegen die Serra da Chapada, während das Land von dem östlichen Fusse der Serra gegen die Küste dichter Wald bedeckt. Das Klima der Serra ist gesund, doch sind an den Ufern des Rio Paraguassú und des Riberão Andrahy vom December bis April Wechselfieber vorherrschend. Vom geologischen Standpunkte bestrachtet ist die grosse Analogie zwischen den Serras do Grão Mogor und Sincorá zu deutlich in die Augen springend, als dass es nicht höchst wahrscheinlich wäre, dass

[1]) Der Name ist indianischen Ursprungs. Shincuran oder Sincoran heisst „Hunger haben“.

die Serra de Sincorá der Itacolumitformation angehöre, während das sie umgebende Gebirge aus Granit und Gneis besteht.



Karte der Diamantlager in Sincorá.

„Die erste Entdeckung von Diamanten wurde hier an den Ufern des Macujé gemacht, und der *Commercio* (das Hauptdorf, 90 Legoas von Bahia entfernt) ist am Macujé auf dem Terrain der Fazenda São João. Diamanten wurden in der Serra de Sincorá auf einer Ausdehnung von 20 Legoas gefunden. Die Wäschereien an der Westseite dieser Serra haben sich bisjetzt

als arm gezeigt, bedeutende Mengen von Diamanten wurden aber aus dem Macujé selbst und den Punkten gewonnen, wo der Paraguassú und Andrahy die Serra durchschneiden. Am Andrahy bestehen die Hauptwäschereien in den Nebenbächen, welche seinem rechten Ufer zufliessen. Hier gibt es viele Schlangen, viel Wechselfieber und viele Diamanten.

„Der Major schätzt die Bevölkerung der Serra von Sincorá auf 12—14000 Menschen, welche über einen Raum von 20 Legoas zerstreut sind. Der grösste Theil derselben kam von den benachbarten Diamantenwäschereien der Serra da Chapada (das Arroeiras) und der Serra do Assuâria, welche deshalb gegenwärtig fast ganz verlassen sind; andere kamen jedoch aus der Demarcação Diamantina, der Serra do Grão Mogor und selbst von dem linken Ufer des Rio São Francisco. Einige dieser Garimpeiros gewannen viel Geld, andere brachten sich gerade so durch, wieder andere verloren Zeit und Mühe, wie dies eben beim Diamantenwaschen stets der Fall zu sein pflegt.

„Der Major hält die Wäschereien der Serra von Sincorá für reich, meint aber, dass die über ihren Reichthum ausgestreuten Gerüchte weit übertrieben seien; er glaubt, dass die Serra von Sincorá nicht reicher sei, als andere Diamantendistricte zur Zeit ihrer ersten Entdeckung waren. Das folgende Beispiel mag zeigen, wie leicht die Uebertreibung hierzulande den Dingen ein anderes Kleid anzieht. Das Gerücht war ausgestreut, dass der Major und seine Genossen bei ihrer Ankunft hundert Pfund Diamanten mit sich gebracht hätten, während sie factisch nicht mehr als zehn Pfund mit sich führten.

„Alle Garimpeiros arbeiteten anfänglich in der Serra von Sincorá auf gesetzwidrige Weise und es kam viel Mord und Todtschlag vor; bald aber stellte der bessere Theil der Bevölkerung eine gewisse Ruhe und Ordnung her.“

Seit dieser Brief geschrieben wurde, haben sich die Verhältnisse geändert und es herrscht in dem Bezirke gesetzliche Ruhe und Ordnung. In der Serra von Sincorá wiederholten sich anfangs genau die nämlichen Scenen wie unter den Goldsuchern Californiens und Neuhollands. In jedem Lande haben

sie ihren localen Anstrich. In Brasilien bildet sich in jedem neuentdeckten Diamantendistricte alsbald ein kleiner Ort mit einer oder ein paar Vendas, in denen Geschäfte gemacht, die Diamanten umgesetzt, Lebensmittel und Branntwein verkauft werden. Ein solcher Ort heisst der „Commercio", bis er so viel an Bedeutung gewonnen hat, um unter einem bestimmten Namen in die Reihe der Dörfer zu treten. Jeden Sonnabend vereinigen sich die Garimpeiros und Käufer, daselbst ihre Geschäfte abzumachen. Alles ist bewaffnet und bereit seine Beute mit dem Leben zu vertheidigen. Zwischen Branntwein, Spiel und Dirnen machen diese Leute, die von sich selbst sagen: „nos todos somos ladrões" (wir alle sind Diebe) ihre Geschäfte, bei denen das Messer keine geringe Rolle spielt und regressiren sich für die Entbehrungen des Sertãolebens. Entlaufene Sklaven, Mörder, Deserteure, Diebe, liederliche Negerinnen und Mulattinnen bilden die Gesellschaft, auf welche selbst der eigentliche Garimpeiro, dem wahrlich kein Tugendpreis ertheilt würde, mit Verachtung herabsieht.

Die Ausbeute des Diamantlagers von Sincorá hat seit der ersten Entdeckung stets bedeutend geschwankt, übertrifft aber noch immer die sämmtlicher übrigen Diamantendistricte Brasiliens. Aus dem Commercio hat sich allmählich der Flecken Santa Isabel de Sincorá gebildet und mehrere kleine Ortschaften sind auf dem diamantenreichen Terrain entstanden.

Es ist äusserst schwer, auch gegenwärtig ganz genaue Angaben über die Menge der jährlich gewonnenen Diamanten zu erhalten. Im Jahre 1850 soll sich die Ausbeute in ganz Brasilien auf 300000 Karat, im folgenden Jahre nur auf 130000 Karat belaufen haben. Im Jahre 1858 schätzten die ersten Diamantenhändler Diamantinas die durchschnittliche Ausbeute der jüngstverflossenen Jahre auf 90000 Karat, von denen auf die Provinz Minas circa 36000, auf die Provinz Bahia etwa 54000 Karat kommen würden. Allgemein wurde über Abnahme der Diamanten infolge Erschöpfung der Lager geklagt. In den Jahren 1860 bis 1862 soll sich der Ertrag wieder etwas gehoben haben.

Noch wechselnder als beim Bergbau ist bei den Diamanten-

lavras die Ausbeute, besonders rücksichtlich des Geldwerthes, da einige grosse Steine denselben ausserordentlich erhöhen und er nicht, wie bei den Metallen, in wenig veränderlichem Verhältnisse zum Gewichte steht. Allerdings sind die bekannten Lavras zum grossen Theil erschöpft, aber alljährlich werden neue eröffnet und ähnliche Entdeckungen wie die der Lager von Sincorá dürften auch in Zukunft noch gemacht werden. In der Provinz Goyaz, in den s. w. Theilen der Provinzen Pernambuco und Bahia bergen sich wahrscheinlich noch grosse Diamantenschätze. Der Geologie bietet sich hier ein schönes Feld für wissenschaftliche Untersuchungen dar, die möglichenfalls einen grossen Triumph über Zufall und Routine davontragen können.

Merkwürdigerweise sind bis jetzt in den eigentlichen Diamantendistricten der Provinz Minas geraes Diamanten nur westlich von der grossen sogenannten Serra do Espinhazo gefunden worden und zwar in den Stromgebieten des Rio do Jequitinhonha und des Rio do São Francisco (Rio Abaceté und Rio Indiaiá) und im Stromgebiete des Rio Paraná (Rio das Velhas). Oestlich von der Serra do Espinhazo, die auf ihren beiden Abdachungen ziemlich übereinstimmender Formation ist, im Stromgebiete des Rio doce wurden bisher keine entdeckt. Herr v. Eschwege machte schon auf dieses Verhältniss aufmerksam. In den 30 Jahren, die seitdem verflossen, ist keine Veränderung eingetreten. Für das Fehlen der Diamanten auf der östlichen Abdachung der Serra do Espinhazo, Serra do Gaveão u. a. lässt sich kein wissenschaftlicher Grund angeben. Ich bin der Ansicht, dass infolge vorgefasster Meinung, da die Diamantenentdeckungen von Anfang an alle auf der Westabdachung stattgefunden hatten, die Garimpeiros wenig oder keine ernstlichen Nachforschungen auf der östlichen gemacht haben, und ich hege die Ueberzeugung, dass Diamanten auch im Quellengebiete des Rio S. Antonio und Rio Sassuahy grande (beides Zuflüsse des Rio doce) vorkommen.

Die Diamantenhändler in Diamantina klassificiren die kleinern Steine in mehrere Abtheilungen. Jene, von denen circa

32 Stück auf eine Oitava gehen, ein jeder also durchschnittlich 1 Vintem (2,18 Grän), ist „gute Waare“ (Fazenda regular e boa). Steine von 32—64 Stück auf eine Oitava (also 1—2 Grän ein jeder) ist auch noch „gute Waare“ (Fazenda ainda boa), wenn nämlich wenig misbildete und gefärbte Steine darunter sind; von 64—100 Steine auf eine Oitava ist „mittelmässige Waare“ (fazenda mediana); von 100 und darüber auf eine Oitava ist „Ausschuss“ (fundo oder réfugo). Zum Ausschusse, im europäischen Handel „Salzkörner“ genannt, werden auch grössere, schlecht gebildete, sehr unreine Steine und die schon mehrfach erwähnten weissen Kugeln gerechnet. Die Diamantenexporteure in Rio de Janeiro bedienen sich zum Sortiren der Steine der Siebe, wie sie früher unter der königlichen Regie gebräuchlich waren.

Steine von mehrern Vintems Gewicht werden in Diamantina gewöhnlich einzeln, stückweise verkauft.

Im zweckmässigen Mischen der Diamanten verschiedener Grösse liegt ein Hauptvortheil des Diamantenhändlers; je geschickter er in dieser Manipulation ist, desto grösser sein Gewinn. Jede Abtheilung hat einen andern Preis, der zwischen „schöner Waare“ und „Ausschuss“ einen beträchtlichen Unterschied weist. Um nun den Réfugo so hoch als möglich zu verkaufen, mischt er schöne und mittlere Steine in solchem Verhältnisse darunter, dass er die Mischung theurer absetzt, als wenn er die Waare sortirt verkaufen würde.

Die Preise dieser Edelsteine unterliegen sehr beträchtlichen Schwankungen, die, von den Märkten in London, Paris und Amsterdam ausgehend, in Diamantina sich immer in sehr bedeutenden Proportionen fühlbar machen, denn die grossen europäischen Häuser, in deren Händen der Handel mit den Rohsteinen liegt, können, auf die grossen Kapitalien, über die sie disponiren, gestützt, leicht günstigere Conjuncturen abwarten, während der Kleinhändler und der Besitzer der Lavras in Brasilien, der in der Regel einen grossen Theil seines Vermögens dabei engagirt hat, endlich zu jedem Preise losschlagen muss.

Nach dem Ausbruche des Krimkrieges waren die Diamanten

in Diamantina beinahe entwerthet und die tiefste Bestürzung bemächtigte sich der ganzen Bevölkerung. Zu fast fabelhaften Spottpreisen wurden die Edelsteine angeboten und nur selten fand sich noch ein Unternehmender, der es wagte zu kaufen. Nur sehr langsam verbesserten sich die Verhältnisse; aber nach beendetem Kriege stiegen die Preise wieder auf eine noch nie erlebte Höhe. Im Orient hatte sich eine bisher noch wenig ausgebeutete Absatzquelle für Brillanten eröffnet. Wiederum einen gewaltigen Rückschlag bewirkte die traurige Handelskrise in Nordamerika und Europa zu Ende 1857 und Anfang 1858. Ich konnte deren Wirkung in Diamantina selbst beobachten. Der Preis einer Oitava schöner Waare war in wenigen Wochen um 200 Milreis (circa 550 Franken) zurückgegangen. Schöne Waare wurde damals zu 300 Milreis die Oitava angeboten, während sie einige Monate früher mit nahezu 500 Milreis bezahlt worden war. Ein Stein von 6 Vintems wurde im März 1858 mit 170 Milreis verkauft; sechs Monate früher hätte er 240 bis 260 Milreis gekostet. Ausgesucht schöne Steine von 12 Grän und etwas darüber waren aber doch mit 20 Milreis per Stück gesucht.

Während der Preis der obenangeführten Waare, des *Karatgutes*, durch die Exporteure in Rio de Janeiro in Verbindung mit ihren europäischen Häusern regulirt wird, und der Handel im Innern sich danach richten muss, so werden für grössere Steine im Gewichte von mehrern Karat von den Händlern in Diamantina Phantasiepreise gemacht und dabei bald viel Geld gewonnen, bald auch wieder verloren. Ein reiner Diamant von *einer* Oitava ($17\frac{1}{2}$ Karat) hat einen ungefähren Preis von 3 Contos de Reis (gegen 9000 Franken), einer von zwei Oitavas (35 Karat) wird hier oft mit 10—12 Contos de Reis bezahlt und in Rio de Janeiro wieder mit 7—8 Contos verkauft. Wie bei jedem andern Geschäfte gehören auch zu diesem Glück oder Verstand oder beides zugleich, um zum reichen Manne zu werden.

Bekanntlich hat zuerst der berühmte Reisende *Tavernier* († 1689) festzustellen versucht, auf welche Weise der Werth grösserer Diamanten möglichst genau bestimmt werden könne,

und glaubte durch folgende einfache Berechnung die Aufgabe gelöst zu haben. Man erhebt das Gewicht eines Diamanten ins Quadrat und multiplicirt dasselbe mit dem laufenden Preise des Karatgutes. Wiegt z. B. ein Diamant 3 Karat und ist der Karatpreis 70 Franken, so soll der Stein $3 \times 3 \times 70 = 630$ Franken kosten. Tavernier's Vorschlag hat viele Anhänger gefunden. Sie haben, von der Ansicht ausgehend, dass ein Diamant beim Schleifen die Hälfte seines Gewichts einbüsse, das Karatgewicht verdoppelt in das Quadrat erhoben und mit dem Karatpreise des rohen Diamanten multiplicirt, um den Preis eines Brillanten zu finden. Ein Brillant von 3 Karat würde also unter obigen Verhältnissen $2 \times 3 \times 6 \times 70 = 2520$ Franken kosten.

Diese Berechnungen geben indessen sehr unsichere Resultate, da schon die Annahme, dass der Diamant durch das Schleifen die Hälfte seines Gewichts verliere, eine durchaus irrige ist. Bei dem alten Tafelschnitte mag dies der Fall gewesen sein. Beim Rosettenschnitte ging bei einem gut gebildeten Steine schon weniger als die Hälfte verloren; noch günstiger gestaltete sich dieses Verhältniss beim Mazarin- oder Brillantenschnitte. Bei dem gegenwärtig so häufig in Anwendung kommenden Sternschnitte von Caire dürfte in der Regel bei nicht gerade zu schlecht geformten Steinen nur $1/3$ des Gewichts verloren gehn.

Zudem zeigt sich erst durch das Schleifen, ob ein Brillant vom ersten, zweiten oder dritten Wasser ist, was beim rohen Diamanten nicht immer mit Gewissheit bestimmt werden kann. Der Karatpreis eines Brillanten vom dritten Wasser ist um ein sehr Beträchtliches niedriger als der eines vom ersten Wasser. Alle diese Momente machen die oben angeführte Werthberechnung grosser Brillanten durch Erheben des doppelten Karatgewichtes zum Quadrat und Multipliciren desselben mit dem Karatpreise der rohen Diamanten zu einer ganz illusorischen.

So viel kann ich versichern, dass kein einziger Diamantenhändler in Diamantina sich derartiger Berechnungen bedient, obgleich sie den meisten bekannt sind. Sie kaufen und verkaufen die grössern Steine, wie es ihnen die Routine und Erfahrung gelehrt hat, indem sie sich möglichst an die laufenden

Marktpreise halten, und lächeln fast mitleidig, wenn man ihnen von diesen Theorien spricht.

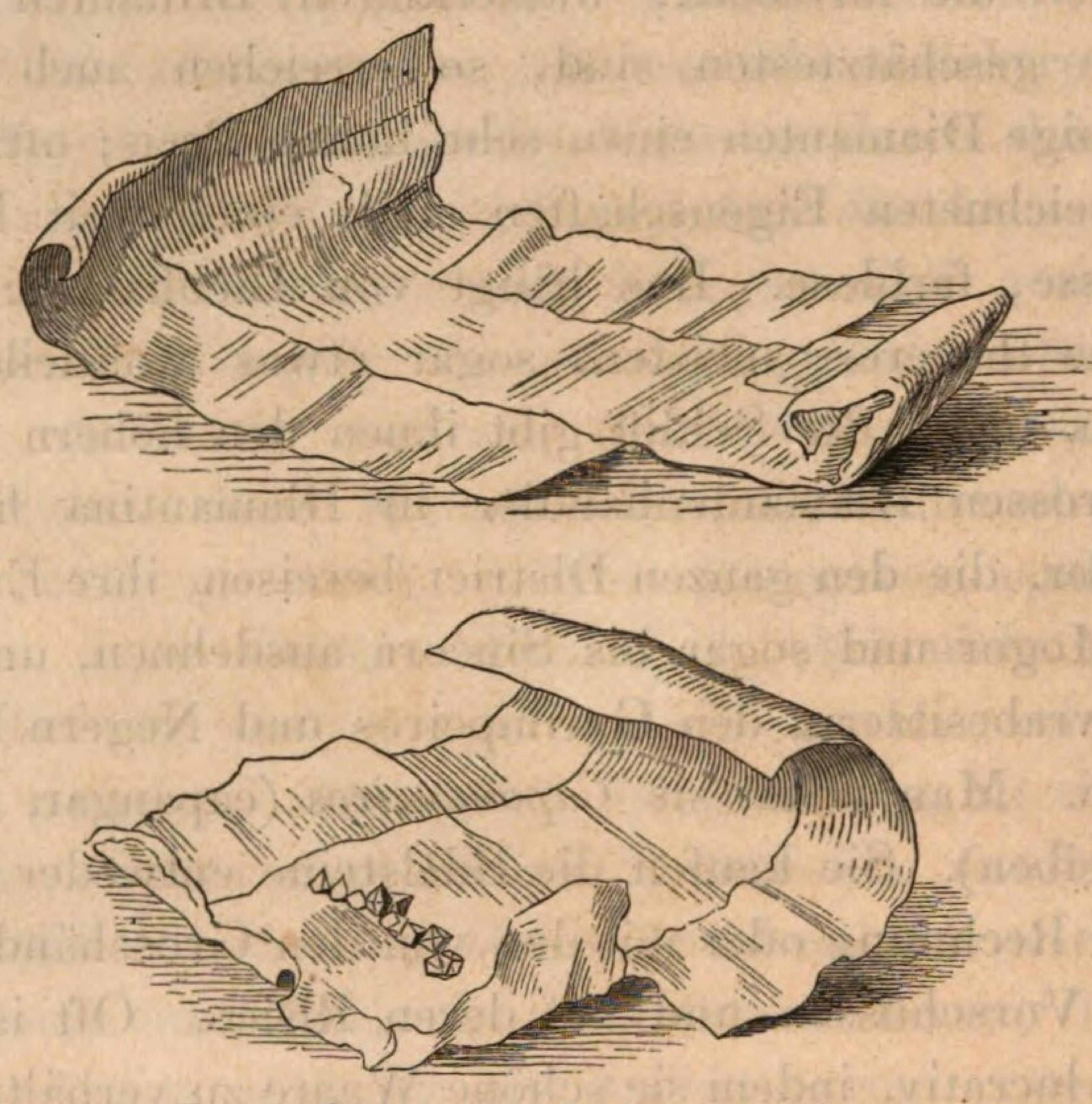
Nach Erkundigungen, die ich in Europa eingezogen habe, ist auch beim Brillantenhandel das Tavernier'sche System nicht in Anwendung; bald werden grössere Steine zu höhern, bald zu niedrigern Preisen verkauft, als sich ihr Werth nach jener Berechnung herausstellen würde. Ankaufspreis, Nachfrage, aufgelaufene Zinsen, Klarheit des Wassers und eine Menge von Nebenumständen wirken preisbestimmend auf solche Brillanten.

Seit etwa 30 Jahren sind in Europa die Diamanten nahezu an 40 Procent im Werthe gestiegen.

Obgleich die farblosen, wasserklaren Brillanten im allgemeinen die geschätztesten sind, so erreichen auch reine und schöne farbige Diamanten einen sehr hohen Preis; oft, wenn sie von ausgezeichneten Eigenschaften sind, einen weit höhern als gleich grosse, farblose. Das hängt von Liebhaberei ab. Roh sind sie nie theuerer, meistens sogar etwas wohlfeiler als die ungefärbten. Erst der Schliff gibt ihnen den höhern Werth.

Die grossen Diamantenhändler in Diamantina haben ihre Unterhändler, die den ganzen District bereisen, ihre Excursionen bis Grão Mogor und sogar bis Sincorá ausdehnen, um von den kleinen Lavrabesitzern, den Garimpeiros und Negern Diamanten aufzukaufen. Man nennt sie *Capangueiros* (capangar, dieses Geschäft betreiben). Sie kaufen die Edelsteine entweder auf eigene Gefahr und Rechnung oder mit den von den Grosshändlern ihnen gemachten Vorschüssen und auf deren Risico. Oft ist ihr Geschäft sehr lucrativ, indem sie schöne Waare zu verhältnissmässig geringen Preisen einkaufen können; nicht selten finden sie aber nach mehrmonatlicher Abwesenheit den Diamantenpreis so sehr gesunken, dass sie den grössten Theil ihrer verwendeten Kapitale einbüssen. Ein junger wohlhabender Capangueiro erzählte mir, dass er bei einer Reise durch den Sertão nach Sincorá durch die Preisdifferenz zwischen seiner Abreise von Diamantina und seiner Rückkehr 8 Contos de Reis eingebüsst und überdies während der äusserst mühevollen Tour noch zwei seiner Sklaven durch Krankheit verloren habe.

Es gab eine Zeit, wo fast jedermann in Diamantina Geschäfte mit Diamanten machte, sogar die Damen sich mit besonderer Vorliebe diesem Handel widmeten. Gegenwärtig hat diese Manie bedeutend nachgelassen, vorzüglich infolge der beiden schon erwähnten grossen Geschäftskrisen. Man dürfte dort indessen auch heute noch selten einen jungen Mann besserer Familien finden, der nicht eine Portion Diamanten in seiner Brieftasche trägt, um sie bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit zu verschachern. Diamantenhandel ist bei den Dandies von Diamantina eine Leidenschaft, wie bei jenen europäischer Städte Moden, Hunde, Pferde, Choristinnen etc.



Die Art Diamanten in Papier einzuschlagen.

Höchst eigenthümlich ist die Art und Weise, wie die Diamanten, selbst in werthvollen Partien, verwahrt werden, um sie in der Westentasche oder im Portefeuille herumzutragen. Ein länglich viereckiges Stück Schreibpapier wird nämlich ungefähr im Viertel seiner Länge jederseits, etwa bis zum Drittel der Breite, eingeschnitten, auf diesen kürzern Theil die Diamanten gelegt, die beiden Seitentheile darübergefaltet und nun zuerst dieser Theil, hernach ebenso das ganze Papier überschlagen.

Bei diesem Verfahren ist das Herausfallen eines Diamanten unmöglich. Das Durchscheuern des Papiers durch die scharfen Kanten der Steine ist auch bei dieser Art des Zusammenfaltens viel seltener als bei jeder andern.

In den meisten Lavras, insbesondere in den Lavras do Rio, wird zugleich mit den Diamanten auch Gold gewaschen und sorgfältig gesammelt. Obgleich fast alle Flüsse um Diamantina goldführend sind, so wird, meines Wissens, doch nur an einem einzigen Orte, in der Lavra da Rainha, auf Gold allein gearbeitet. Das feinste Gold kommt aus dem Jequitinhonha; das in der Nähe der Stadt gewaschene ist etwas weniger geschätzt. Bei einer guten Diamantlavra soll das als Nebenproduct gewonnene Waschgold wenigstens die Nahrung der arbeitenden Sklaven bezahlt machen.

In der Umgegend von Diamantina hausen viele entlaufene Sklaven. Sie beschäftigen sich an entlegenen Orten heimlich mit Diamantenwaschen und kommen oft nachts nach der Stadt, um Vieh und Lebensmittel zu stehlen. Gerade während meiner dortigen Anwesenheit wurde meinem freundlichen Hauswirthe eine Lieblingskuh vom Hause weggestohlen.

Zwei Tage vor meiner Abreise liess ich meine Thiere nach der Stadt bringen. Der bessern Weide wegen hatte ich sie nach meiner Ankunft auf eine Fazenda am Riberão do Inferno geschickt. Ein treffliches Sattelthier kam hinkend mit hochaufgeschwollenem Hinterfusse an. Eine genaue Untersuchung zeigte, dass die Ursache davon eine tiefe Schnittwunde über der Fessel war. Ob Bosheit oder der Zufall das Thier verwundet hatte, konnte nicht bestimmt werden. Die Wunde wurde sogleich gereinigt und mit heissem Copahivabalsam gewaschen. Zwei Tage später war das Thier wieder vollkommen hergestellt und marschfähig.

Der 45. Tag nach meiner Abreise von Petropolis war der erste regenfreie Tag, ihm folgten noch zwei andere und jedermann freute sich darauf, dass der langersehnte *Veranico* nun beginnen werde. Fast alljährlich tritt nämlich während der Regenzeit (gewöhnlich im Januar) eine kurze Periode schöner Tage

ein. Sie wird der kleine Frühling (veranico) genannt und ist für den Landwirth von grosser Wichtigkeit; denn er kann während dieser sehr heissen Tage, wenn es ihm vor dem Eintritte der Regenzeit nicht mehr möglich war, in seiner Roça den geschlagenen Wald ganz zu brennen, nun das Versäumte nachholen. Auch macht er in dieser Zeit in der Regel seine erste Aussaat von schwarzen Bohnen. Bleibt der Veronico aus, so hat er einen bedeutenden Rückschlag in seiner Ernte zu befürchten. In diesem Jahre hatten sich seit beinahe drei Monaten die Regen tagtäglich wiederholt und nun hofften die Roçeiros, endlich die so sehnlichst erwünschte trockene Periode beginnen zu sehen und ich gestehe, ich selbst mit ihnen, denn die Aussicht auf eine Reise durch die Urwälder unter beständigem Regen bietet eine gar trostlose Perspective dar.

Mehrere Tropeiros, die in jüngster Zeit aus den Mucurycolonien hatten Salz holen wollen, waren genöthigt gewesen unterwegs wieder umzukehren, da ihnen ein weiteres Vordringen wegen der grundlosen Pfade unmöglich war. Sie erzählten auch viel vom feindlichen Auftreten der wilden Indianer; sie schilderten die ganze Reise sehr gefahrvoll und in der gegenwärtigen Zeit geradezu unmöglich. Ich habe später diese Erzählungen als sehr übertrieben gefunden. Meine Hoffnung auf den Veranico aber wurde wörtlich zu Wasser, denn nach fernern drei schönen Tagen begann wieder der endlose Regen und dauerte auch bis zu meiner Ankunft in Rio de Janeiro.

Drittes Kapitel.

Reise von Diamantina nach Philadelphia am Rio de Todos os Santos.



Am Tage meiner Abreise gab mir eine zahlreiche Gesellschaft das Geleite. Der Abschied von dem achtungswerthen, wackern Baron von Arassuahy, bei dem ich die zuvorkommendste und herzlichste Gastfreundschaft in vollem Masse genossen hatte, ging mir nahe. Seine Aufmerksamkeit für mich dauerte nicht nur so lange, als ich unter seinem Dache weilte, sie war auch vorsorgend für meine Weiterreise bedacht, denn er wollte mir einen seiner vertrauten Sklaven bis nach Rio de Janeiro zur Begleitung und Bedienung mitgeben. Ich benutzte sein überaus freundliches Anerbieten mehrere Tage lang, bis ich einen sichern und verlässlichen Führer unterwegs fand. Ausserdem versah er mich reichlich mit Empfehlungsbriefen an Fazendeiros seiner intimen

Bekanntschaft. Sein Sohn mit einigen andern jüngern Leuten begleitete mich bis zur ersten Nachtstation.

Von der Thalsohle des Rio grande de Diamantina am Fusse der Stadt steigt der sehr schlechte, zum Theil roh gepflasterte, steile Weg auf einen Hochboden, das sogenannte Campo dos Crystaes (Krystallfeld). Es verdankt seinen Namen der grossen Menge von Krystallen, vorzüglich Amethystdrusen, Bergkrystallen und Rauchtopasen, die dort vorkommen. Ich besitze davon schöne Gruppen. Ein kleines Flüsschen, *Riberão de Santa Maria*, nimmt aus dem Krystallfelde seinen Ursprung. In frühern Zeiten war es ausserordentlich reich an kostbaren Diamanten. Die Lager sind nun schon lange ausgebeutet. Ueberall erblickt man Lavras, vorzüglich goldführende, die aber mit wenigen Ausnahmen verlassen daliegen, weil sowol Geldmittel als hinreichendes Wasser zu ihrem regelrechten Betriebe mangeln.

Zwei und eine halbe Legoa von Diamantina erreicht man einige Lehmhütten, bei denen man durch den Rio das duas pontes reitet. Er führt seinen Namen von zwei Brücken, die da sein sollen; der Reisende würde sich aber gern mit *einer* begnügen, doch auch diese fehlt. In einiger Entfernung von der Furt bemerkt man wol noch einzelne Pfähle aus dem Wasser ragen; diese und der Name des Flusses lassen wenigstens schliessen, dass er einstens überbrückt war. Später führt der Weg von einem Bergrücken auf einer cyklopisch gepflasterten, steilen und deshalb äusserst beschwerlichen Strasse etwa ½ Stunde lang bergab. Meine Lastthiere verloren auf diesem elenden Wege fünf Hufeisen, obgleich sie tags vorher frisch beschlagen worden waren. Ehe man das Thal erreicht, reitet man durch eine Art Hohlweg. Hier wurden während der Revolution von 1842 die Regierungstruppen von den Insurgenten aus einem Hinterhalte überfallen, schlugen und zerstreuten aber nach kurzem Gefechte ihre Angreifer. Wir besuchten im Thale die Lavra do Palmital am gleichnamigen Flusse. Früher wurde die Cascalhoschicht im Flusse gewaschen, diese ist nun ausgebeutet und die Arbeiten werden in der Taboleira fortgesetzt. Die jährliche Ausbeute beträgt im Durchschnitt etwas über 1000 Karat. Es waren nur

15 Neger bei den Arbeiten beschäftigt. Während meiner Anwesenheit wurden einige Bateias Cascalho gewaschen, es fanden sich aber keine Diamanten darin. Wir waren auf unsern Thieren zu der Lavra geritten und hatten sie wegen der sengenden Sonnenhitze von dem schattenlosen, dürren Flussufer über den Fluss zu einem schützenden Gebüsch zurückgeschickt. Wir selbst traten den Rückweg auf den glatten, glänzendschwarzen, feuchtheissen Rücken kräftiger Neger an.

Eine Viertellegoa von der Lavra entfernt liegt das ziemlich hübsche Arrayal *Mendonha* mit einzelnen grossen, gut gebauten Häusern. In frühern Zeiten war es seiner reichen Diamantenwäschereien wegen berühmt. Mitten durch das Dorf fliesst der Rio Jequitinhonha. Man zeigte mir die Höhe, die der Strom infolge ausserordentlich heftiger und lange anhaltender Regen im Jahre 1844 erreicht hatte; sie betrug circa 30 Fuss über den mittlern Wasserstand! Der Strom riss viele Häuser weg, zerstörte die hohe, hölzerne Brücke bis auf zwei Pfeiler und bedeckte fast gänzlich einen ziemlich hoch am Ufer stehenden Gameleiro, der sich seitdem nicht mehr erholt hat und noch ganz zerzaust aussah. Man setzt auf einer Fähre über den ziemlich breiten Fluss. Die Tropeiros benutzen auf einem grossen Umwege eine viel weiter nach Osten gelegene Brücke und vermeiden dadurch das Fährengeld. In den seit der grossen Ueberschwemmung verflossenen 14 Jahren war noch nicht die geringste Anstalt gemacht worden, den Strom von neuem zu überbrücken. Im Jahre 1862 las ich in den Journalen von Rio de Janeiro, dass seither eine neue schöne Brücke unter der Direction des Kapitän Thomas Redingthon hergestellt wurde.

Beim Weiterreiten stiessen wir auf einen grossen Trupp Sklaven, die zum Verkaufe nach den südlichen Theilen der Provinz Bahia getrieben wurden. Es war ein ergreifender Anblick, die kleinen, nur wenige Jahre alten Kinder neben ihren oft mit Säuglingen beladenen Müttern in der glühenden Hitze, auf dem heissen Sande, ohne Kopf- und Fussbedeckung einherlaufen zu sehen, um nur mit den Aeltern gleichen Schritt zu halten. Selbst meinen brasilianischen Begleitern flössten sie tiefes Mitleid ein,

denn eine solche Reise dauert monatelang durch die unwirthlichsten Gegenden (Sertões) und unter den bittersten Entbehrungen.

Im Jahre 1859 begann eine gewaltige Rückströmung von Negern aus der sklavenreichen Provinz Bahia nach den Agriculturprovinzen Südbrasiliens und erreichte in den Jahren 1860 und 1861 wol ihren Höhepunkt. Zu jener Zeit brachte ein jeder Küstendampfer vom Norden Partien von 100—200 Sklaven aus Bahia auf den Markt von Rio de Janeiro, trotzdem die Provinzialregierung Bahias eine Abgabe von 100 Milreis für jeden aus der Provinz auszuführenden Sklaven festgesetzt hatte.

Allerdings hatte schon einige Jahre früher eine merkliche Negerausfuhr aus jener Provinz stattgefunden, den Hauptimpuls dazu gab aber eine grässliche Hungersnoth in den Jahren 1859 und 1860.

Eine Hungersnoth in Brasilien, in dem wunderbar reich gesegneten Lande! Es klingt für einen Europäer fast unglaublich; und doch wüthete sie dort mit mehr Schrecken und Intensität als in den traurigen Jahren 1817 und 1818 in Deutschland.

Eine unerhörte, zwei Jahre lang sich wiederholende Trockenheit versengte vorzüglich das Hinterland, traf aber auch die reichen Küstendistricte der Provinz. Die Brunnen versiegten, kleinere Flüsse trockneten aus, das Vieh ging zu Grunde, die Felder lagen dürr und verbrannt. Die Lebensmittel stiegen auf fabelhafte Preise und waren oft selbst zu diesen nicht zu erhalten. In den Diamantendistricten von Sincorá wurde ein Alqueire (Hohlmass, genau $^3/_4$ preussische Scheffel) schwarze Bohnen oder Reis mit 80 Milreis (über 70 preussische Thaler), ein Alqueire Mais mit 60 Milreis, eine Arroba (32 Pfund) Speck mit 30—40 Milreis bezahlt.[1]) Die Bewohner ganzer Dörfer der

[1]) In einem Correspondenzartikel aus Villa nova da Rainha (vom April 1860) heisst es: „Das Mandiocamehl hat den unerhörten Preis von 128 Milreis der Alqueire, Mais 102 Milreis, Reis 64 Milreis.“ Ein anderer Brief aus der Villa da Commissão vom 16. Mai im „Progresso da Victoria“ fängt mit den Worten an: „E horribilissimo e inexplicavel o estado da miseria e fome a que esta reducido este termo“, und gibt ein schaudervolles Bild des Jammerzustandes der von der Hungersnoth heimgesuchten Bevölkerung.

Sertões wanderten aus, um in den bevölkertern, der Küste näher gelegenen Gegenden Hülfe und Nahrung zu suchen. Zu Hunderten erlagen die Unglücklichen dem Hunger und den Strapazen. Oft ernährten sich die Ueberlebenden von dem Fleische ihrer todten Gefährten; abgezehrte Mütter nagten an den Gliedern ihrer verhungerten Kinder!

Ich habe sorgfältig alle Mittheilungen der Journale der Reichshauptstadt über jene schauerliche Epoche aufgehoben und finde jetzt beim nochmaligen Durchlesen derselben wahrhaft schaudererregende, fast unglaubliche Scenen geschildert.

Die Fazendeiros, die hauptsächlich Handelsgewächse aber wenig Lebensmittel cultivirten, fanden nur zu einem fabelhaft hohen Zinsfusse Geld, um Nahrung für ihre Sklaven zu kaufen. Um sich nicht durch die Bezahlung der hohen Interessen für die geliehenen Kapitale gänzlich zu ruiniren, zogen sie es vor, ihre Neger auf den Markt zu schicken und für deren Erlös Lebensmittel anzukaufen. Mancher Fazendeiro war gezwungen, die eine Hälfte seiner Sklaven zu verkaufen, um die andere zu ernähren.

Es ist leicht einzusehen, dass durch diese Calamität der Wohlstand der vorzüglich ackerbautreibenden Provinz vollständig untergraben wurde. Sie musste sich des Kapitals in seiner in Brasilien werthvollsten Form, nämlich der Arbeitskräfte, entblössen. Wenn auch der Kapitalwerth mit der Zeit wenigstens zum Theil wieder zurückkehrt, so kann es nur in einer weit weniger wichtigen Form geschehen. Der Rückschlag muss daher ein bleibend fühlbarer sein, um so mehr, da diese Provinz ihres Klimas und anderer ungünstiger Verhältnisse wegen sich für den europäischen Ansiedler nicht eignet. Nur ausgedehnter Baumwollenbau nach dem Wiedereintreten günstigerer Witterungsverhältnisse (gegen Mitte 1861) hätte die tiefe Wunde allmählich weniger fühlbar machen können. Was in dieser Beziehung geschehen ist, weiss ich nicht.

Die kaiserliche Regierung suchte nach Kräften der Noth der leidenden Provinz abzuhelfen und appellirte auch an die öffentliche Wohlthätigkeit. Bedeutende Summen, zumeist von

der inländischen und europäischen Handelswelt in Rio de Janeiro gespendet, liefen ein, um an den Ort ihrer Bestimmung, d. h. nach Bahia geführt zu werden.

Es wäre äusserst interessant, einen durchaus wahrheitsgetreuen detaillirten Rechenschaftsbericht über die Verwendung jenes Geldes einzusehen. Man würde daraus die unglaublichsten Dinge erfahren und nur staunen, welch winziger Bruchtheil der Summe der eigentlichen Bestimmung zugeführt wurde. Ich kann nicht umhin, hier die sehr charakteristische Thatsache zu erwähnen, dass damals ein Alqueire Farinha in Santa Catharina 800—1000 Reis kostete, in Bahia aber mit 9—14000 Reis bezahlt wurde, und dass die Wohlthätigkeitscommissäre, statt in jener Provinz sehr wohlfeile Farinha einzukaufen und sie nach der hungernden zu schicken, dieselbe in Bahia selbst zwölf- bis funfzehnmal theurer einkauften!

Auf ungemein schlechten Wegen langten wir gegen 5 Uhr abends in *Rio Manso* an, wo wir, schon erwartet, sehr gastlich aufgenommen wurden. Hier befand sich während der portugiesischen Herrschaft ein Grenzzollamt des Diamantendistricts und aus diesem hat sich allmählich der Ort entwickelt. Er ist sehr weitläufig, da jedes Haus seinen grossen Garten hat. Er zählt zwar nicht mehr als ungefähr hundert Heimwesen, aber doch bedarf man mehr als $1/2$ Stunde, um von einem Ende zum andern zu gelangen. Am östlichen Ausgange des Dorfes liegt ein grosser, länglich viereckiger, hübscher Platz, an dessen Langseiten dichter nebeneinandergereihte Häuser stehen. Hier befindet sich auch die Schule, in der, als ich vorbeiritt, im Chore gelernt wurde.

Im Arrayal selbst reitet man zweimal über den Fluss. Die eine Brücke war zerstört, man benutzte deshalb eine sehr schlechte Furt. Die andere ist gut, war aber wenige Tage früher in grosser Gefahr, da der Fluss so hoch anschwoll, dass er die Ufer sehr stark beschädigte und das Wasser $1^1/_2$ Schuh über der Brücke stand. In frühern Zeiten wurden in Rio Manso ziemlich viele Diamanten gewonnen.

Die Hauptkirche ist N^a^. S^a^. da Conceição geweiht, eine zweite

Na. Sa. do Patrocinio. Ich fand die Luft hier drückend heiss, das Thermometer zeigte abends 7 Uhr noch 23° R.

Man nennt Rio Manso auch das „Arrayal dos Papos“ (Kropfdorf), weil mehr als die Hälfte seiner Bewohner mit Kröpfen behaftet ist.

Nach dem Essen, in solcher Fülle und Mannichfaltigkeit aufgetragen, dass der Tisch schier unter der Last brach, wünschte mich ein Bewohner des Dorfes zu sprechen. Sein Anliegen bestand in der sehr bescheidenen Bitte, meine Büchsflinte, die er nur flüchtig bei meinem Diener gesehen hatte, näher betrachten zu dürfen. Er war ein leidenschaftlicher Jäger und als solcher über die wirklich gute Waffe ganz entzückt. Vor einigen Wochen wäre ihm seine Leidenschaft beinahe theuer zu stehen gekommen. Er hatte nämlich vormittags im Walde gejagt und wollte später das erlegte Wild abholen. Von einem kleinen Buben und ein Paar Hunden begleitet, begab er sich an die Stelle, wo er das erlegte Reh an einen Baum gehängt hatte. Eben im Begriff es loszulösen, erblickt er auf 15 Schritt Entfernung eine mächtige Unze auf einem niedrigen Felsen sich sprungbereit machen. Der Bube schreit auf und klammert sich an seinen Vater. Im selben Augenblicke springt einer der Hunde, der das in der Höhe lauernde Raubthier noch nicht gewittert hatte, herbei und der Tiger stürzt sich auf diesen. Es gelingt dem Jäger, sich von seinem geängstigten Kinde losmachend, die Unze durch einen Schrotschuss auf kaum 3 Schritt Distanz zu erlegen. Es war ein Weibchen von seltenen Dimensionen, das gewöhnlich in einer nahe gelegenen Höhle hauste. Nach dem Schusse sah unser Nimrod zwei schon starke Junge sich in die Höhle flüchten, aber es war ihm nicht möglich sie herauszubekommen. Er versetzte daher den Eingang mit Steinen. Etwa 10—12 Tage später führte ihn sein Weg auf der Jagd wieder an dieser Stelle vorbei und zu seiner Ueberraschung erblickte er die eine der jungen Unzen gierig an den Knochen ihrer Mutter nagen. Er erlegte sie; sie war ganz ausgehungert und wahrscheinlich mehrere Tage lang ohne Nahrung in der Höhle gelegen, ehe es ihr

gelang durchzubrechen. Nur der grösste Hunger konnte das Thier bewegen diesen Frass anzunehmen.

Beim Einbruche der Nacht war mir das erste mal in Brasilien die Gelegenheit geboten, den sonderbaren Laternenträger (Fulgorae spec.) zu beobachten. Zwei Exemplare kreisten nämlich mässig langsam um das Haus, indem sie sich bald niedersetzten, bald wieder aufschwirrten. Ich erhielt zwar das eine, aber in unbrauchbarem Zustande, da es durch täppisches Zuschlagen fast ganz zerstört war. Das andere entfloh. Ich konnte mich aber positiv überzeugen, dass das phosphorescirende Licht, das Mlle. Merimé dem Laternenträger zuschreibt, auf einer Täuschung der kunstsinnigen Dame beruht.

Es wurden mir bei dieser Gelegenheit die fabelhaftesten Geschichten von der verwandten „Getiranaboia" erzählt, die Menschen und Thiere mit ihrem aus der Ferne geschleuderten Stachel augenblicklich tödte. Sie wurde mir als das furchtbarste Thier ganz Brasiliens bezeichnet. Es ist indessen nur so viel sicher, dass es der Volksglaube dazu stempelt.

In meinem Schlafgemache fand ich ein überaus reinliches, einladendes Bett, dessen Leintücher und Polster mit verschiedenen Blumen reichlich bestreut waren. Weit entfernt, darin eine Ovation irgendeiner Art zu erblicken, suchte ich nach der Ursache dieser sonderbaren Blumenspende. Sie wurde mir leider nur zu bald klar, denn kaum hatte ich mich niedergelegt, als ich von einem Heere blutdürstiger Wanzen überfallen wurde. Ohne Zweifel sollten die Blüten die nämliche Wirkung wie das persische Insektenpulver haben. Zu meiner Verzweiflung hatten sie dieselbe aber nicht. Ich musste das sonst treffliche Lager verlassen, hüllte mich in meinen Poncho und legte mich auf die Erde schlafen. Später reiste ich nicht mehr ohne einen Vorrath von Zacherl's wunderthätigem Insektenpulver. Meine freundliche Hauswirthin mochte sich am folgenden Morgen wol durch das fast unberührte Bett überzeugt haben, dass ihre wohlgemeinten Vorsichtsmassregeln erfolglos waren.

Auch meine Thiere hatten keine ungestörte Nachtruhe genossen, denn drei von ihnen waren am nächsten Morgen mit

dicken Blutkrusten bedeckt. Die blutsaugenden Fledermäuse hatten jedes von ihnen genau an der nämlichen Stelle, am Widerrist über der linken Schulter, gebissen. Diese Blutsauger wählen bei ihren Angriffen auf Rindvieh und Pferde gewöhnlich einen solchen Punkt aus, wo sie das Thier weder mit dem Kopfe, noch mit den Füssen oder mit dem Schweife wegtreiben kann.

Von Rio Manso führt ein schlechter Weg 3 Legoas lang bergauf, thalab, meistens durch die Waldregion nach dem Dorfe *Rio Preto;* der Ort selbst ist unbedeutend, das Kirchspiel aber sehr ausgedehnt und zählt gegen 6000 Einwohner. In frühern Zeiten zeichnete es sich durch eine schwunghafte Baumwollencultur aus, die aber gegenwärtig, vorzüglich infolge von Bodenerschöpfung, nur noch höchst unbedeutend ist.

Die meisten Bewohner dieses Dorfes leiden an Kröpfen. Ich sah keinen einzigen Kropflosen. Dicht am Hauptplatze sass eine mit Spinnen beschäftigte, bejahrte Mulattin neben einer Hausthür. Sie hatte einen Kropf von so ungeheurer Grösse, dass ich unwillkürlich mein Thier anhielt, um unter dem Vorwande, Erkundigungen nach dem Wege einzuziehen, die Monstruosität genauer beobachten zu können. Es kam mir fast unbegreiflich vor, wie unter dem enormen Gewichte dieses Aftergebildes noch eine ungestörte Blutcirculation stattfinden, wie überhaupt das Weib dasselbe bei seinen häuslichen Arbeiten mit herumschleppen konnte. Die Stimme der Frau war nur unbedeutend alterirt.

An der Kirche von Rio Preto, wenn ich nicht irre, dem heiligen Gonzalo geweiht, sah ich zum ersten male eine sonderbare architektonische Extravaganz. Statt des Thurmes befand sich nämlich an der einen der Langseiten der Kirche ein erkerartiger Ausbau, der auf hölzernen Säulen ruhte und die Glocken trug.

Eine Viertelstunde hinter dem Dorfe führt eine gute Brücke über den *Rio Preto* (schwarzer Fluss). Er ist nicht breit und windet sich in langsamem Laufe zwischen dichtbewachsenen, düstern Ufern hindurch. Er führt seinen Namen mit vollem Recht, denn sein Wasser ist tief schwarzbraun gefärbt. Er war der erste „schwarze Fluss“, den ich in Brasilien sah. Später

war ich noch oft an sogenannten *schwarzen Flüssen* (Rios pretos ó negros), aber keiner hatte eine so scharf ausgeprägte Färbung wie dieser. Ich stieg ab und suchte eine passende Stelle, um Wasser zu schöpfen. Ich fand es wohlschmeckend und klar. Nur in grossen Massen gesehen, zeigte es die schwarze Färbung. Diese räthselhafte Erscheinung ist noch nicht erklärt. Chemische Untersuchungen dieser Wasser haben das färbende Princip noch nicht nachgewiesen; doch ist wol nicht zu bezweifeln, dass, wenn einmal mit grössern Quantitäten operirt werden kann, auch hier die Ursache dieser merkwürdigen Färbung wahrscheinlich in vegetabilischen Stoffen gefunden werden wird.

Die Kropfkrankheit der Bewohner scheint mit dem schwarzen Wasser in keinem ursächlichen Zusammenhange zu stehen, denn das Wasser des Rio Manso und so mancher anderer Flüsse der Provinz Minas, deren Anwohner sehr häufig mit Kröpfen behaftet sind, ist weiss.

Nach Ersteigung eines ziemlich hohen Morro auf einem mit Kieseln und zersetztem schieferigen Gesteine bedeckten Wege erreichte ich eine *Catinga*. Schon oben habe ich eine Erklärung dieses vielbedeutenden Wortes gegeben. Da wir mitten in der Regenzeit, also alle Bäume dicht belaubt waren, so machte sie nicht den eigenthümlichen Eindruck, wie einige Monate später, wenn ein grosser Theil der Stämme blätterlos dasteht, aber ich fühlte mich doch von einer ganz fremdartigen, vom eigentlichen Urwalde sehr verschiedenen Natur umgeben. Die Catinga war ausserordentlich dicht, fast undurchdringlich, mit Bambus unterwachsen, düster, beinahe finster. Glücklicherweise hatte die heisse Luft der verflossenen Tage die zahlreichen Atoleiros einigermassen aufgetrocknet. Die Sonnenstrahlen treffen selten diesen schmalen Waldpfad. In den Wipfeln der nicht hohen Waldbäume herrschte ein reges Leben, ein munteres aber disharmonisches Waldconcert. Tucane, Sylvien, Kukuke, Tanagriden, Baumläufer, grosse und kleine Papagaien sangen, zwitscherten, kreischten und zankten bunt durcheinander. Dazwischen schwirrten und summten metallglänzende Kolibris; eine Schar scheuer Sajous (kleine Affen) flüchtete sich ängstlich von Ast zu Ast,

während eine Familie schwarzer Stummelaffen den Reisenden unverschämt neugierig anglotzte. Ein lichtbrauner Nasenbär (Coati) wühlte so emsig neben dem Pfade, dass er, von den ihn fast berührenden Hufen des Maulthiers aufgeschreckt, sich flüchtig waldeinwärts wendete, indessen die trägen Iguane langsam den schützenden Busch suchten. Ein mannichfaches, vielbewegtes Thierleben zeichnet in der Regel die Catinga von dem eigentlichen Urwalde aus. Es ist nämlich dort auf kleinerm Raume eine weit grössere Individuen- und Gattungszahl von Thieren zusammengedrängt als hier.

Nach zweistündigem Ritte lichtete sich der Wald und ich erblickte einen Rancho, vor dem eine Tropa lagerte, und hinter demselben ein stattliches Gebäude, die *Fabrica do bom fim.* Ich hatte Empfehlungsbriefe an die Besitzerin D^a^ Maria und wurde entsprechend aufgenommen.

Die Fazenda führt ihren Namen Fabrica von einem Eisenhammer, der hier in Betrieb steht. Nach der Anlage der Gebäude zu urtheilen, dürfte er früher von weit mehr Bedeutung gewesen sein, als er es heute ist. Ein Besuch der Gewerke überzeugte mich, dass es vorzüglich an einer intelligenten Leitung fehlt. Der Sohn der Besitzerin, obgleich ein Mann von reifern Jahren, schien durchaus nicht dazu befähigt zu sein. Schade um die herrliche Wasserkraft, dass dem Betriebe nicht mehr Sachkenntniss zur Seite steht. Das Metall befindet sich in Ueberfluss auf der Fazenda selbst; die Gewinnung desselben ist aber, seit die Gruben mehr abgeteuft sind, mit etwas grössern Schwierigkeiten verbunden. Man zieht es deshalb vor, den Eisenstein aus einer Entfernung von *sieben* Legoas auf Maulthierrücken herbeibringen zu lassen. In einem Nebengebäude drehte ein sinnreich angebrachtes horizontales hölzernes Rad eine Maismühle.

Eine Schar Negerkinder verschiedenen Alters und Geschlechts, meist ganz nackend, nur die grössern mit einem kurzen Hemdchen bedeckt, begleiteten D^a^ Maria auf jedem Schritt, bei jedem Geschäft, hingen sich an ihre Kleider, kletterten auf ihr herum, balgten und rauften sich zu ihren Füssen, lärmten, schrien, kurz

begingen alle möglichen Ungezogenheiten, so lange, bis die alte Dame durch eine leise Zurechtweisung wieder einige Ruhe unter ihnen herstellte.

Fast auf allen von mir besuchten Fazendas des Innern habe ich ähnliche Scenen gesehen. Die Herrin des Hauses hat die Sklavenkinder unter ihrer speciellen Obhut. Dadurch überhebt sie einerseits die betreffenden Mütter der zeitraubenden Aufsicht ihrer Kinder, andererseits kann sie leichter darüber wachen, dass diese nicht infolge unzweckmässiger oder übermässiger Nahrung erkranken. Die Behandlung dieser Kinder von seiten der Gebieterin ist fast ausnahmslos eine sehr gütige und milde. Man darf sich daher auch in Berücksichtigung des Naturells der Neger durchaus nicht wundern, dass die so überaus nachsichtig gehaltene liebe Jugend aussergewöhnlich ungezogen ist und alle jene Kinderfehler, mit deren Unterdrückung eine gute Erziehung so gewaltig zu kämpfen hat, im vollsten Masse besitzt und ihr den freiesten Lauf lässt.

Der Grund dieser ganz verkehrten Behandlung liegt zum Theil in einer wirklichen Zuneigung oder grossen Vorliebe für diese kleinen Geschöpfe, die, im Hause als Eigenthum geboren, so recht eigentlich ein Glied des Besitzes bilden, zum Theil aber auch, und das mag öfter vorkommen, in einer vermeintlichen Wahrung und Schonung des Kapitalwerthes, den sie repräsentiren.

Es ist mir aufgefallen, wie spät die Sklavenkinder zu einer ernsten Arbeit angehalten werden. Während die Kinder der deutschen Colonisten schon mit 6—7 Jahren ihre Aeltern und ältern Geschwister aufs Feld begleiten, und dort nach besten Kräften, wenn auch wenig, so doch mithelfen, so geniessen jene mit 12—15 Jahren meistens noch fast die volle Freiheit des Nichtsthuns. Höchstens wird der eine oder andere kräftige Junge zum Copeiro- oder Pagendienste und die Mädchen zu unbedeutenden Handleistungen in der Küche verwendet. Nur wenn ein junger Negerbursche zur Erlernung eines Handwerks bestimmt wird, muss er früh in die Lehre treten. Die für die Zukunft zur Feldarbeit ausgewählten Sklaven (Roçaneger, Negros de Roça) hin-

gegen werden fast bis zu ihrer Mannbarkeit mit jeder harten Arbeit verschont. Man spart eben in der Jugend ihre Kräfte, um sie später desto mehr ausbeuten zu können.

Für meine nächste Station war die von der Fabrica 4 Legoas entfernte Fazenda *Itanguá* bestimmt, da ich aber von D[a] Maria erfahren hatte, es werde am folgenden Tage dort die Vermählung eines Sohnes der Besitzerin stattfinden, wollte ich lieber einen doppelten Marsch machen, in der Ueberzeugung, dass bei einem derartigen Familienfeste ein unbekannter Reisender ein höchst überflüssiger Gast und bei dem grossen Zusammenflusse von Freunden und Bekannten ohnehin der verfügbare Raum knapp genug bemessen sei. D[a] Maria hingegen war anderer Ansicht. Sie schilderte mir die Grösse der Fazenda, die unbegrenzte Gastfreundschaft der Besitzerin, die Freude, die sie haben werde, directe Nachrichten von ihrem Gevatter, dem Baron von Arassuahy, zu erhalten, sodass ich mich endlich doch entschloss in Itanguá vorzusprechen. Bestimmend auf diesen Entschluss wirkte auch vorzüglich Rücksicht für meine Thiere, die ich für meine Urwaldreise schonen musste. Da der Sohn von D[a] Maria schon mit Tagesanbruch zum Feste reiten wollte, so übernahm er es, meine Ankunft dort anzusagen. Ich folgte ihm um 8 Uhr. Nach halbstündigem Ritte setzte ich bei der Fazenda da *Canastra* über den gleichnamigen Fluss. Der Weg führte bald durch Wälder, bald stieg er in die Camposregion hinan, war aber im ganzen genommen ziemlich gut. Ueber eine elende Brücke passirte ich den *Rio Arassuahy grande*, den bedeutendsten Zufluss des Rio Jequitinhonha. Eine Viertellegoa weiter liegt das ärmliche *Arrayal de Arassuahy*, wo ich wieder eine Anzahl Personen mit grossen Kröpfen sah. Hier nimmt die Gegend mehr den Camposcharakter an. Um 2 Uhr erreichte ich, nachdem ich noch den kleinen Fluss *Riberão de Nunhi* passirt hatte, die grossartige Fazenda de *Itanguá* und konnte mich auf den ersten Blick überzeugen, dass hier alles zum Feste vorbereitet sei. Im weiten, langen, und äusserst rein gekehrten Hofe gruppirten sich malerisch die in feiertäglichem Gewande gekleideten Neger; auf den Balkonen standen elegante Damen

und Herren und am Haupteingange empfing mich ein junger Mann und geleitete mich in das Haus. Oben an der Treppe stand D^{a} Theresa, eine würdige 70jährige Matrone, umgeben von ihren Söhnen und Töchtern, schloss mich zum Willkommen in ihre Arme, als wäre ich ein ihr theures Familienglied und bat mich, der höchstens in einer halben Stunde stattfindenden Trauung beizuwohnen. Ein mit allem Comfort hergerichtetes Gemach wurde mir unverzüglich angewiesen und ich beeilte mich meine Reisekleider mit einer der Festlichkeit angemessenen Toilette zu vertauschen. Kaum war ich damit fertig, als die Glocke ertönte und das Brautpaar mit der Familie, den anwesenden Gästen, den Hausbeamten und Dienern sich in dem grossen Saale versammelte. Hier befand sich in einer Nische, gewöhnlich durch eine Flügelthür verdeckt, der Hausaltar. Der Pfarrer (Vigario) von Rio Preto, zu dessen ausgedehntem Kirchspiel die Fazenda gehört, traute das Paar. Die Braut, ein gebildetes, hübsches Mädchen, zählte kaum 15 Jahre. Nach vollendeter Ceremonie begab sich die Gesellschaft in das Speisezimmer, wo eine ausgesuchte Tafel servirt war. Die Mahlzeit dauerte in heiterer Stimmung lange und wurde nur von nicht enden wollenden Toasten unterbrochen, bis endlich der Toast auf den Kaiser und die kaiserliche Familie den Schluss dieser nicht gerade jedermann behagenden Festmahlsbeigabe machte.

Bei brasilianischen Festlichkeiten ist immer der Toast auf das Staatsoberhaupt und dessen Familie der letzte. Man würde es in hohem Grade unschicklich halten, nach diesem noch einen andern auszubringen. Es ist eine hübsche Sitte, die Nachahmung verdient, wenn es auch nur deshalb wäre, um den nimmersatten, fast bei jedem Festmahle vertretenen Gesundheitstrinkern ein Zeichen zu geben, ihren oratorischen Ergüssen Einhalt zu thun.

Man erhob sich vom Tische, um in ein Nebenzimmer zu treten, in dem auf einer langen Tafel einige und funfzig verschiedene Arten von Süssigkeiten (Doces) als Torten, Kuchen, Backwerk und besonders eingemachte Früchte zierlich gruppirt waren. Ein jeder bediente sich stehend von dem, was ihm am

meisten zusagte. Obgleich während des Mahles feine Weine im Ueberflusse servirt wurden und eine allgemeine Fröhlichkeit herrschte, so wurde doch die strengste Etikette keinen Augenblick ausser Acht gelassen. Ich glaubte mich eher in einer feinen Gesellschaft in einer europäischen Grossstadt zu befinden als auf einer einsamen Plantage des brasilianischen Hinterlandes. Fast rührend war mir die Verehrung und Hochachtung, die alle Anwesenden der greisen Hausfrau erzeigten, und die so gewinnende Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit, mit der sie ihrerseits wieder um jeden der Gäste bemüht war. Trotz meines kurzen Aufenthalts auf der Fazenda konnte ich mich doch hinlänglich überzeugen, dass der vortreffliche Ruf, den diese Dame weit in der Provinz genoss, ein durchaus wohlverdienter sei.

Von besonderm Interesse war mir unter den Anwesenden der würdige Pfarrer von Rio Preto. Ich fand in ihm einen gebildeten, sehr rationellen Landwirth. Er hatte den ersten Pflug in jenen Gegenden eingeführt und war des Lobes voll über dessen Vortheile. Seinem Beispiele folgten mehrere Fazendeiros, sodass binnen kurzem elf Pflüge von Rio de Janeiro hergebracht wurden. Es ist wahrlich kein geringes Verdienst, im Innern Brasiliens der erste zu sein, der mit dem durch Jahrhunderte vererbten liederlichen Agricultursystem bricht, der einen Pflug benutzt, eine gewisse Fruchtfolge einführt und seine Felder düngt. Der alte Mann verjüngte sich bei seinen landwirthschaftlichen Mittheilungen und beantwortete meine Erkundigungen nach den Agriculturverhältnissen mit der gewissenhaftesten Ausführlichkeit.

Die Neger der Fazenda beschlossen ihren Feiertag mit ihrer Lieblingsunterhaltung. Sie zündeten im Hofe ein Feuer an und tanzten unter Begleitung einer Art Trommel und eines tödtend einförmigen Gesanges die ganze Nacht durch.

Am folgenden Morgen durfte keiner der Gäste wegreiten, ohne am gemeinsamen Frühstück theilgenommen zu haben, und jeder folgte auch gern der herzlichen Einladung der D^{a} Theresa. Vor meiner Abreise lud sie mich ein, die Gebäude der Fazenda zu besuchen und begleitete mich selbst, um mir das Einzelne zu zeigen. In Itanguá werden vorzüglich Zuckerrohr, Mais, Bohnen,

Mandioca und Reis gebaut. Die Nahrung der Neger besteht hier in schwarzen Bohnen, Speck und Angú dreimal des Tages; zuweilen wird Trockenfleisch beigefügt. Der tägliche Verbrauch von Bohnen für die Neger beträgt circa 2½ preuss. Scheffel.

Die Zuckerpresse, Raffinerie, Brennerei, Mühlen u. s. f. sind wie die Gebäude in musterhaftem Zustande, aber alles ist nach dem unbequemen alten Systeme eingerichtet. Die so sehr grosse Entfernung von der Reichshauptstadt und die deshalb ausserordentlichen Transportkosten haben die Besitzerin bis jetzt noch abgehalten, sich neue und vortheilhaftere Maschinen und Geräthe kommen zu lassen.

In einem der Gebäude befindet sich ein Trog aus einem ausgehöhlten Baumstamme; er misst 5½ Fuss im Durchmesser und 30 Fuss in der Länge, und fasst, obgleich er von seiner frühern Länge bedeutend verkürzt wurde, jetzt noch 80 Scheffel Reis oder 300 Barrils Branntwein. Der Trog liegt an der nämlichen Stelle, wo der Baum, aus dem er geschnitten wurde, stand. Da bei den mangelhaften Hülfsmitteln der Riesenstamm nicht transportirt werden konnte, so wurde er an Ort und Stelle gehöhlt, dann überdacht und gibt nun seit langen Jahren ein für die Fazenda sehr werthvolles Behältniss ab. D[a] Theresa erzählte mir mit sichtlichem Wohlbehagen, dass St.-Hilaire sie ebenfalls besucht und den Baum gemessen habe.

Der bekannte Brasilienreisende Auguste Geoffroy St.-Hilaire steht bei den Bewohnern der Provinz Minas geraes im allgemeinen in vortrefflichem Andenken. Die Mineiros sind stolz darauf, dass er ein günstiges Urtheil über sie gefällt hat. Er ist, wie ich durch die Betreffenden selbst weiss, mehrern Persönlichkeiten in seiner Reisebeschreibung nahe getreten, auch einigemal mit Unrecht, aber dennoch wird er von der gebildeten Klasse in Minas für den am meisten unbefangenen und treuesten Schilderer ihres Landes gehalten. Ob bei diesem Urtheil mit etwas Eigenliebe im Spiele sei, wage ich nicht zu entscheiden. Ich theile die einfache Thatsache hier mit und bemerke dabei, dass ich St.-Hilaire's Werk absichtlich noch nicht gelesen habe.

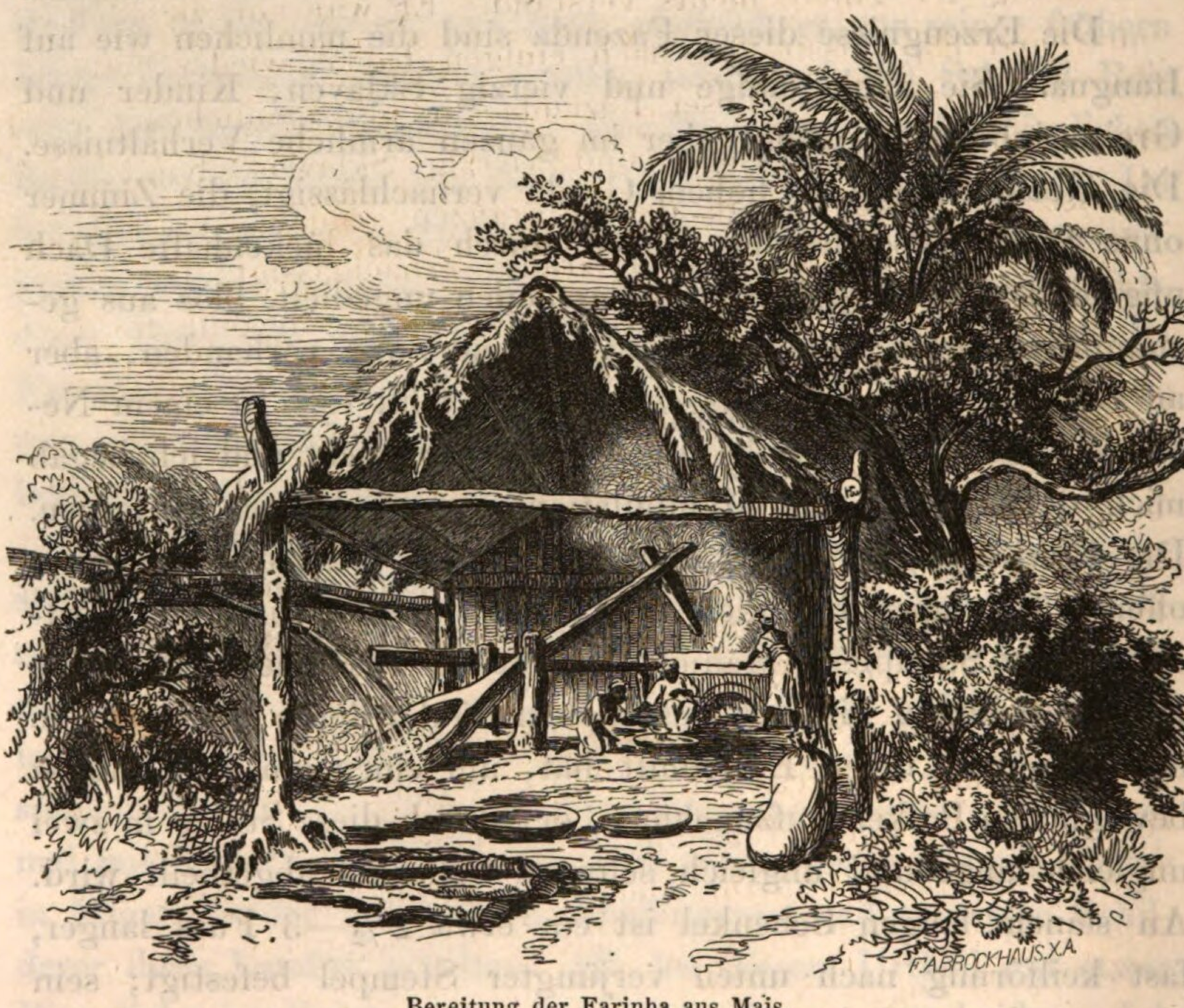
Nach einem herzlichen Abschiede von der edeln Matrone

und ihrer Familie setzte ich meine Reise um 10 Uhr fort. Nach einer kleinen halben Stunde passirte ich den brückenlosen *Rio Itanguá*, von dem die Plantage ihren Namen führt, und 1 Stunde später den *Rio Pacapoa,* in dessen morastige Furt die Thiere nur mit Mühe getrieben werden konnten. Auf der östlichen Seite des Flusses liegt die vernachlässigte Fazenda des Luiz Borbosa. Nach 2 Uhr machte ich in der Fazenda *do Corego fundo*, an deren Besitzer ich empfohlen war, halt, da ich Hoffnung hatte, hier einen Führer nach dem Mucury zu finden. Es stellte sich mir auch einer vor, der als Wegweiser, aber nicht als Camarada mitgehen wollte, da er vom Beladen und der Behandlung der Thiere nichts verstand. Er war mir ziemlich unnütz und ich musste ihn nach einigen Tagen wieder entlassen.

Die Erzeugnisse dieser Fazenda sind die nämlichen wie auf Itanguá. Sie zählt einige und vierzig Sklaven, Kinder und Greise inbegriffen, zeigt aber im ganzen ärmliche Verhältnisse. Die Gebäude sind in hohem Grade vernachlässigt, die Zimmer ohne Decken, sodass der Regen durch das lückenhafte Dach ungehindert hineinströmt; der Fussboden ungedielt, blos aus gestampftem Lehm; Fensteröffnungen sind zwar vorhanden, aber an Glasscheiben als Luxusgegenständen fehlt es. In einem Nebengebäude wurde Farinha aus Maismehl gemacht und ich begab mich dorthin, um die Manipulation genauer kennen zu lernen. Die Einrichtung war im höchsten Grade primitiv. In einem offenen Schuppen befanden sich zwei Stampfen und ein Röstofen. Die Stampfen (Manjolas) bestehen aus einer fest in die Erde gerammten circa 3 Fuss hohen Säule, deren oberes Ende einen breiten, tiefen Einschnitt hat, um einen um seine Achse beweglichen Balken aufzunehmen, der durch diese Stütze in zwei ungleich lange und ungleich schwere Schenkel abgetheilt wird. An seinem langen Schenkel ist ein etwa $2^1/_2$—3 Fuss langer, fast keilförmig nach unten verjüngter Stempel befestigt; sein hinterer kurzer Schenkel aber ist breit, trogförmig ausgehöhlt. Vertical unter dem Stempel liegt ein ausgehöhlter Stammabschnitt, entweder über der Erde oder wie hier $^3/_4$ seiner Tiefe in die Erde eingegraben. Ist die Stampfe in Ruhe, so steht der

Stempel auf dem Boden des unter ihm liegenden ausgehöhlten Blockes, da diese Seite des Balkens die schwerere ist und er horizontal auf seiner Gabel liegt.

Das Wasser wurde hier in einer etwa sechs Fuss über dem Boden liegenden hölzernen Rinne hergeleitet; von dieser aus führen zwei starke Röhren direct auf die Stampfen. Indem das Wasser allmählich die trogförmige Rinne des Balkens anfüllt, wird dieser hintere, kürzere Schenkel schwerer, neigt sich nach unten und zieht den längern, vordern Schenkel mit dem Stempel in die Höhe. Durch das Sinken des Trogtheiles aber entleert sich das Wasser, der Stempelschenkel erhält wieder das Uebergewicht, fällt kräftig in den unterliegenden Behälter und zerquetscht so den darin befindlichen Mais.



Bereitung der Farinha aus Maïs.

Bis sich der Trog hebt und wieder entleert, vergehen je nach der Menge des in den Trog geleiteten Wassers 20—40 Secunden. Neben jedem Stempel sitzt eine Negerin und rührt,

während sich dieser hebt, den Mais um. Ist dieser bis auf einen gewissen Grad verkleinert, so wird er herausgenommen, gesiebt und der Rückstand nochmals gestampft, bis er nur noch aus den gröbern Hülsen besteht.

Ehe der Mais gestampft wird, wirft man ihn eine Zeit lang ins Wasser, die Hülsen trennen sich dadurch leichter vom mehligen Kern ohne mit zerquetscht zu werden.

Das durchsiebte, grobe, fast kleienartige Mehl wird nun über schwachem Feuer in einem etwas vertieften, weiten Lehmofen unter beständigem Umrühren scharf gedörrt und die Farinha ist fertig. In reichern Fazendas bedient man sich zum Dörren der Farinha sehr weiter, flacher, eiserner Pfannen.

Diese Stampfen wurden bald nach der Eroberung von den Portugiesen in Brasilien eingeführt und haben sich hier wie im Mutterlande noch fortwährend bei den kleinen Grundbesitzern erhalten. Dieser ebenso einfache als originelle Mechanismus soll schon vor ein paar Tausend Jahren in Egypten in Anwendung gewesen sein. Jedenfalls hat er zwei wichtige Vorzüge: erstens ist er leicht und mit unbedeutenden Unkosten herzustellen, daher dem armen Roçeiro zur Bereitung seines täglichen Brotes von grösster Wichtigkeit; zweitens genügt zu seiner Bewegung eine Wasserkraft, die auch das kleinste Mühlrad nicht mehr zu treiben im Stande wäre. Sein grösster Nachtheil ist die Langsamkeit seiner Bewegung. Die Brasilianer nennen daher diese Stampfe Preguiças (Faulthiere). Wenn an einem stärkern Wasser mehrere solcher Stampfbalken angebracht sind, so kann doch täglich eine ziemlich bedeutende Quantität Farinha erzeugt werden und ihr Takt ist dann dem unserer gewöhnlichen Lohmühlen sehr ähnlich, nur viel lauter und knarrender.

Mit dem Rösten der Farinha war eine junge, bildschöne Quarterone beschäftigt, deren Hals aber durch einen mannskopfgrossen Kropf verunstaltet war. Weiter nach Osten bemerkte ich nur noch in São João Kröpfe. Ich habe diese Krankheit von Barbacena bis nach São João Baptista in einer Strecke von 106 Legoas beobachtet, wie oben schon bemerkt, in einzelnen Gegenden in ausserordentlicher Häufigkeit. Es ist schwer, die

ursächlichen Momente dieser Erscheinung festzustellen, dazu gehört das Zusammenwirken vieler wissenschaftlich gebildeter Aerzte und ein langjähriges Studium der tellurischen und atmosphärischen Verhältnisse. Nur so viel will ich hier bemerken, dass die Kropfkrankheit weit häufiger in der Campos- als in der Waldregion vorkommt. In der tiefer gelegenen Urwaldregion ist sie fast unbekannt.

Mein Hauswirth war ein wenig gebildeter Mann, aber ein sehr tüchtiger, beobachtender, praktischer Landwirth. Er war mit den täglichen Regen, die wieder begonnen hatten, sehr zufrieden, da eine grosse Feuchtigkeit zu einem günstigen Einkörnen des Maises nothwendig sei. Die Maispflanzungen standen sehr üppig. Die einzelnen Stauden hatten eine Höhe von 12 bis 14 Fuss. Die Kolben waren sehr lang, aber an jedem Stengel durchschnittlich nur zwei, etwas schwächere trugen sogar nur einen.

Er behauptete, das Klima habe sich seit zehn Jahren wesentlich geändert; früher habe die Regenzeit im September angefangen, jetzt beginne sie erst im October oder November; früher sei der Januar zum Theil, oft auch ganz schön gewesen, jetzt sei selten mehr ein regenfreier Tag in diesem Monate. Man habe daher damals die Roças zu den Bohnen im Januar gebrannt und noch im nämlichen Monate dieselben in die Roçada (gebranntes Feld) gelegt, jetzt müsse man mit dieser wichtigen Feldarbeit gewöhnlich bis Februar warten.

Die Bohnen brauchen drei Monate von der Aussaat bis zur vollständigen Reife. Mais und Reis werden im October und November angebaut und gegen Ostern geerntet. An verschiedenen Orten von Minas habe ich ein eigenthümliches Verfahren bei der Maisernte beobachtet. Wenn nämlich der Gutsbesitzer keinen Platz hat, den Mais an einem zweckmässigen Orte aufzubewahren und für denselben in geschlossenen Räumen Feuchtigkeit, Insekten- oder Mäusefrass befürchtet, so lässt er die Maiskolben am Stengel knicken und, ohne sie wegzunehmen, hängen. Da die Vögel, insbesondere die Papagaien, dem reifen Mais sehr nachstellen, so hat das Abknicken der Kolben den

Zweck, das Aufsitzen dieser Thiere auf denselben zu verhindern; sie finden nämlich daran keinen Halt und können sie daher auch nicht beschädigen.

Kartoffeln können dreimal im Jahre gebaut werden, geben gewöhnlich aber nur *eine* gute und zwei schlechte Ernten. Uebrigens ist, wie schon früher bemerkt, die in Brasilien cultivirte Kartoffel in der Regel schlecht.

Hier sah ich zum ersten mal einen Hund, ganz bedeckt mit Beulen, die Larven einer Dassel (Oestrus) enthielten. Diese Larven waren nur wenig kürzer als die der Rindviehdassel, aber um mehr als die Hälfte schmäler. Das Thier litt fürchterlich, winselte beständig und suchte vergeblich diese quälenden Gäste auszubeissen. Haselnussgrosse Zecken, die sich zahlreich in seine Haut eingebissen hatten, mochten das Ihrige dazu beigetragen haben seine Schmerzen zu erhöhen. Einige Hühner erwiesen ihm den Liebesdienst die letztern wegzuhacken. Wenn man auf Reisen im Innern in ein Nachtquartier anlangt, so versammeln sich gewöhnlich alsbald die Hühner um die Reit- und Lastthiere und springen an ihnen hinauf, um die Zacken abzulesen und zu fressen. Die scheuesten und wildesten Pferde lassen sich diese freundschaftlichen Angriffe willig gefallen.

Die Zecken (Ixodes Ricinus und andere Ixodesarten) sind eine der peinlichsten der vielen Unannehmlichkeiten des Reisenden im Innern Brasiliens. Sie leben in zahlloser Menge in den Urwäldern, in Carascos und Capões (Gebüschen) der Campos .und halten sich gewöhnlich an der Unterseite der Blätter auf. Bei der leisesten Berührung eines Zweiges, beim Anstreifen der Ladungen oder des Reiters fallen sie auf Menschen und Thiere, laufen mit grosser Behendigkeit fast immer schief von den Kleidern oder den Ladungen auf die Haut, haken sich da fest ein und bohren sich mit ihren Zangen tief ein. Der dadurch verursachte Schmerz ist je nach dem Grade der Sensibilität der Haut des verletzten Theiles kaum fühlbar, oder gleicht einem Nadelstiche, oder ist heftig lancinirend. Versucht man das Insekt loszureissen, so trennt sich der Leib und der Kopf mit den Beisswerkzeugen bleibt in der Haut stecken; es folgt eine

Entzündung, die sich oft erst legt, wenn der Kopf durch Eiterung entfernt ist.

Sind die Zecken mit Blut haselnussgross oder noch grösser vollgesogen, so gelingt es oft, sie durch einen sehr scharfen Ruck mittelst eines Zwirnfadens unversehrt zu entfernen, solange sie aber noch hungrig und platt sind, mislingt dieser Versuch. Eine Cigarre leistet dann gute Dienste. Man betupft mit dem feuchten Ende das Insekt, das gewöhnlich gleich loslässt, oder brennt es zum nämlichen Zwecke leicht an. Ich habe wiederholt sehr heftige, sogar lebensgefährliche Zufälle infolge der Entzündungen der in der Haut zurückgebliebenen Zeckenköpfe entstehen gesehen.

Es ist hier nicht der Ort, auf gewisse Details der Zeckenüberfälle näher einzugehen; es mag indessen die Versicherung genügen, dass sie nicht gerade zu den *kleinen* Leiden des menschlichen Lebens gehören. Am lästigsten sind diese Insekten, wenn sie noch ganz jung (besonders im Monat Juni), zu Hunderttausenden zusammengeballt, sogenannte „Redoleiros miudos", unter den Blättern kleben, von diesen auf die Reisenden fallen, und, sich schnell über den ganzen Körper ausbreitend, ihre Opfer fast zur Verzweiflung bringen. Auch die Thiere des Waldes leiden von ihnen, die sehr glatthaarigen, z. B. die Katzenarten, jedoch weniger, als die länger behaarten. Für die Affen ist das Ablesen und Zerbeissen dieser Schmarotzer eine höchst wichtige und ernsthafte Beschäftigung. Ich habe in den heissen Gegenden Brasiliens kein Stück Wild erlegt, das nicht zahlreiche Zecken beherbergt hätte, sogar auf den kaltblütigen beschilderten und beschuppten Iguanen und Schlangen habe ich sie zwischen den Schildringen, bei den erstern auch an den Hals-, Achsel-, und Schenkelfalten beobachtet.

Unter stetem starken Regen, der schon in der Nacht als heftiges Gewitter, bei dem der Blitz in der nächsten Nähe der Häuser in einen Baum gefahren war, begonnen hatte und den ganzen Tag andauerte, ritt ich von der Fazenda ab und gelangte bald an eine schlechte Brücke über das Flüsschen *Corrego fondo*. Meine Thiere wollten sie nicht betreten; eine genauere

Untersuchung ergab, dass sie vollkommen morsch war und ich es nicht wagen durfte, eins derselben darübergehen zu lassen. Ich entdeckte in einiger Entfernung eine Furt. Der Fluss war reissend, durch die heftigen Regen hoch angeschwollen, sein Grund unsicher. Nach langer, vergeblicher Mühe, die Maulthiere ins Wasser zu treiben, stellte sich endlich mein wackeres Lastthier Diamante an die Spitze und erreichte glücklich das entgegengesetzte Ufer; zögernd und unsicher folgten ihm die übrigen. Die Ladungen wurden beim Uebergange gänzlich durchnässt. Ausser dem Corrego fundo mussten noch zwei stark angeschwollene, brückenlose Flüsse passirt werden. Den Namen des einen erfuhr ich nicht, der andere hiess, wenn er mir richtig genannt wurde, *Rio d'Oliveiro.* Der Weg führte sonst ziemlich gut über eine Chapada, von der man im Südsüdwest die Serra negra, im Norden die das linke Ufer des Rio Jequitinhonha begleitende Serra d'Itacambira erblickt. Unter *Chapada* versteht man in der Regel ausgedehnte Hochböden; kleinere heissen Taboleiras. Die Chapada hat im allgemeinen keinen bestimmten Vegetationscharakter, denn es gibt ebenso wol im Hochlande als im Urwalde Chapadas. Die Hochebenen der Campos werden gewöhnlich Campos abertos genannt. Zwischen der eigentlichen Campos- und der Urwaldregion liegen die meisten Chapadas; sie sind dort gewöhnlich mit niedrigen gruppirten Gebüschen bedeckt. An ihren Uebergangsgrenzen prädominiren alles überwuchernde Farrnkräuter; an der Urwaldsgrenze erreichen sie oft eine Höhe von 8—12 Fuss (es sind aber keine Baumfarrn).

Um 2 Uhr langte ich in dem grossen in einem muldenförmigen Thale gelegenen Dorf *São João Bapstista de Minas Novas* an und stieg bei einer Notabilität, einem ziemlich dunkeln Mulatten, an den ich empfohlen war, ab. Leute seiner Farbe und seiner Klasse sind gegen Weisse in der Regel unterthänig zuvorkommend. Der europäische Reisende ist bei ihnen gewöhnlich vortrefflich aufgehoben, wird aber durch ihre Geschwätzigkeit und Neugierde nicht selten arg belästigt. Mein Wirth, der erste Kaufmann des Ortes, hatte einen beträchtlichen jährlichen Umsatz. Einen nicht unwichtigen Handelsartikel bilden hier

wie in einem grossen Theil des Innern Brasiliens Holzschuhe mit hohen Absätzen. Sie haben bei dem tiefen Kothe während der Regenzeit unbestreitbar grosse Vortheile.

São João ist ausgedehnt, hat aber nur wenig gute Häuser. Die dem heiligen Johannes dem Täufer geweihte, thurmlose Kirche wurde eben einer vollständigen Restauration unterworfen. Das gleichnamige Flüsschen (Corrego de São João) fliesst mitten durch den Ort. Die Bewohner hofften, einer der nächsten Provinziallandtage werde ihr Dorf (Arrayal) zum Flecken (Villa) erheben, und knüpften an eine solche Erhöhung die Erwartung, dass die ziemlich armselige Ortschaft dann prosperiren werde, obgleich sie sich selbst nicht Rechenschaft abzulegen wussten, wie dies durch eine blosse Rangerhöhung geschehen solle.

Es lag eine drückende Schwüle auf dem Thale, heftige Gewitter erneuten sich in kurzen Zwischenräumen und lösten sich endlich in einen achtzehnstündigen Regen auf.

Am folgenden Morgen sah ich ein dunkelfarbiges Brautpaar in grosser Begleitung unter strömendem Regen nach der Kirche ziehen. Das weisse Kleid der Braut und die weissen Beinkleider der Begleiter hatten den bekannten in ganz Brasilien so sehr beliebten bläulichen Schimmer, der von einem starken Zusatz von Indigo zur Stärke herrührt. Nach $^1/_2$ Stunde kehrte die junge Frau höchst vergnügt am Arme ihres Mannes zurück. Brautkleid und Beinkleider hatten aber unter der kräftigen Mitwirkung der Holzschuhe in dem fusstiefen Strassenkothe einen ganz andern Farbenton angenommen.

Da es bei der sehr ungünstigen Witterung und den äusserst schlechten Wegen nicht möglich war, in einem Tagemarsch N^a. S^a. da Graça zu erreichen, so gab mir mein Hauswirth einen Empfehlungsbrief an einen 6 Legoas entfernten Fazendeiro mit der Versicherung, ich werde dort ein sehr gutes Unterkommen (comodo) finden.

Ich hatte von hier den Sklaven des Barão de Arassuahy wieder nach Diamantina zurückgeschickt und mir einen andern Führer angenommen, da eine genaue Localkenntniss dringend

erforderlich war, um auf möglichst kurzem Wege das Ziel zu erreichen.

Ueber Chapadas, drei ziemlich reissende, brückenlose Flüsse, durch Wälder und Catingas, bald eben, bald äusserst steil, bergauf, bergab, auf kaum transitabeln Pfaden gelangte ich nach siebenstündigem Ritte in das Thal des *Rio Itamarandiba,* da wo er sich in zwei parallele, directe, von Süd nach Nord strömende Arme theilt. Man hat diesen Punkt, die Insel *Ilha* genannt, ausgewählt, um den Fluss zu überbrücken. Die erste Brücke besteht aus zwei Balken, über die Querprügel gelegt und mit etwas Erde zugedeckt sind. Sie ruht mit ihrem östlichen Ende auf den Felsen, durch die der Fluss in seine beiden Arme getheilt ist und die bei sehr hohem Wasserstande auch überflutet werden. Der zweite Arm stürzt sich schäumend durch eine wilde Felsenschlucht, über die ein schmaler, gefährlicher Steg aus zwei schwachen, mit Aesten bedeckten Stämmen geworfen ist. Die Thiere müssen einzeln mit grösster Vorsicht hinübergeführt werden und man kann sich wahrlich glücklich schätzen, wenn man ohne Unfall das entgegengesetzte Ufer erreicht.

Auf einer Chapada, ein paar Legoas vom Thale des Itamarandiba, erblickte ich an drei verschiedenen Stellen je zwei Strausse. Durch Gebüsch und eine kleine Erdanhöhe gedeckt, konnte ich mich dem ersten auf Büchsenschussweite nähern. Die Flinte versagte, was bei dem steten Regen wol natürlich war, und die Thiere wurden flüchtig. Auf meinem Maulthiere sie zu verfolgen wäre thöricht gewesen. Die beiden andern Paare, die ich später traf, waren nichts weniger als scheu. Es war, als ob sie gewusst hätten, dass ich ihnen nichts mehr anhaben konnte.

Nachdem wir glücklich die Brücken passirt hatten, leitete uns mein Führer eine Strecke längs des Flusses hinauf und dann durch Gesträuche und mannshohes Gras über Thal und Hügel nach der Fazenda *São Lourenzo* des João Correia de Oliveiro. Die Fazenda besteht aus einigen elenden, verlotterten Lehmgebäuden und knietief mit Koth bedeckten Höfen, ein echter Typus der armen Roça. Auf meinen Brief von São João hin

empfing mich der Besitzer; ob er mich ohne Empfehlung überhaupt aufgenommen hätte, möchte ich bezweifeln. Es war ein alter, schielender, kröpfiger Pardo mit einem ungeheuren, schwarz und weiss melirten Struwelkopf, äusserst wortkarg, ohne geradezu unfreundlich zu sein, aber doch im ganzen ein sehr unheimlicher Patron. Des Essen entsprach dem übrigen, ich war sehr froh, wenigstens etwas Reis und Angú geniessen zu können.

Ich wurde in einem Gemache untergebracht, das schon von Angehörigen des Besitzers vollgepfropft war, streckte mich, nachdem ich mich noch von 26 fest eingebohrten Zecken befreit hatte, auf eine Schilfmatte zur ersehnten Ruhe und dachte mir, wenn das ein sehr gutes Unterkommen ist, wie mir in São João versichert wurde, wie mögen dann die schlechten beschaffen sein? Um 3 Uhr früh war ich durch den zu allen Dachluken hereinströmenden Regen schon gänzlich durchnässt und musste, da kein Plätzchen mehr übrig war, um mich zu schützen, bis zum Morgen unter der Traufe aushalten. Hätte ich im Freien mein Nachtlager aufgeschlagen, ich würde kaum weniger nass geworden sein als unter dieser unerquicklichen Douche.

Auf der letzten Wegstrecke und besonders in der Nähe der Roça hatte ich mehrere Tatús (Gürtelthiere) gesehen. Die Lehmwände des Weges und dieser selbst waren förmlich von ihren Löchern unterminirt. Mehrere von ihnen senkten sich fast zwei Schuh tief vertical in die Erde. Die vorsichtigen, klugen Maulthiere vermeiden sie sorgfältig, während die feurigen, unachtsamen Pferde nicht selten hineintappen und sich dabei oft schwer beschädigen.

Da das Tatú nicht sehr flüchtig ist, so wird es mit Hunden, zuweilen auch blos mit den Händen leicht gefangen. Wenn es überrascht sich nicht ganz in ein Loch flüchten kann, nur noch das Hintertheil auf der Oberfläche ist und es festgehalten wird, so ist ein Mann nicht im Stande, es aus seiner Höhle herauszuziehen, so kräftig klammert es sich mit den Füssen an die Röhre an. In diesem Falle genügt es, das Thier mit einem Strohhalme unter dem Schwanze zu kitzeln oder es an der nämlichen Stelle leicht mit einer brennenden Cigarre zu berühren und es

wird augenblicklich seinen Widerstand aufgeben. Das Fleisch des Tatú ist sehr wohlschmeckend und fein. Seine Zubereitung ist einfach. Man schneidet den Bauch des Thieres auf, nimmt die Eingeweide sorgfältig heraus, reibt Salz, Pfeffer und andere Gewürze ein und bratet es über Kohlen in seinem Panzer, bis dieser ziemlich versengt ist; dann löst er sich sehr leicht von dem garen Fleische ab. Dieses ist von zweierlei Farbe, bräunlich und weiss wie Hühnerfleisch. Es ist ein vortreffliches Wildpret. Von den Brasilianern wird es nicht häufig gegessen, wahrscheinlich wegen der etwas abenteuerlichen Gestalt des Thieres; die Neger hingegen lieben es sehr und stellen ihm eifrig nach.

Unter strömendem Regen ritt ich am folgenden Morgen nach dem etwa 2 Legoas entfernten Dorfe N^a^. S^a^. da Graça. Unweit der Fazenda musste auf einer der bekannten elenden Brücken ein bedeutender Zufluss des Rio Itamarandiba passirt werden; dann führten möglichst schlechte Pfade über Berg und Thal auf eine Chapada, von der man tief im Thale, an der rechten Berglehne das Dörfchen, zu dem ein weiter Bogenweg thalab leitet, erblickt. Der Tag war trübe und neblig, wie ein unfreundlicher Octobertag Deutschlands. Eiskalt heulte der Wind durch die halbverkohlten Gesträuche und Baumstämme schlecht gebrannter Roças; auf der offenen Chapada mochte ein dichter Poncho kaum vor der schneidenden Kälte zu schützen. Ich wähnte mich eher an einem rauhen Herbsttage auf einer norddeutschen Heide als in einem Sommermonate im tropischen Amerika.

Im Jahre 1821 wurde an einem kleinen Zuflusse des Rio Fanado eine Kapelle gebaut und der „gnadenreichen Jungfrau", N^a^. S^a^. da Graça, geweiht. Mehrere Familien, theils Ackerbauer, theils Goldsucher, liessen sich hier nieder und bildeten die letzte geschlossene Ortschaft gegen das Quellengebiet (Cabezeiras) des Mucury. Sie erhielt nach der Kapelle den Namen *Capella de N^a^. S^a^. da Graça,* wird aber, da diese sehr klein ist, schlechtweg *Capellinha* genannt. Bis vor wenigen Jahren war das Dörfchen höchst unbedeutend und bestand nur aus wenigen schlechten Häuschen; als aber die Colonien am Mucury sich zu entwickeln

begannen und ein Weg durch die Urwälder dieses Stromgebietes bis an das Meer eröffnet wurde, nahm es plötzlich einen bedeutenden Aufschwung. Viele neue und ziemlich gute Häuser wurden gebaut, zahlreiche Familien zogen sich dahin in der sichern Hoffnung auf eine grosse Zukunft dieses Ortes. Sie waren auch dazu berechtigt, denn Capellinha war mehr als irgend ein anderer Punkt geeignet, ein bedeutender Stapelplatz von Import- und Exportwaaren für den nördlichen Theil der Provinz Minas geraes zu werden.

Wenn man von der Chapada auf die vielen neuen Ziegeldächer und auf die eingerammten Pfähle als Trace von noch zu erbauenden Wohnungen blickt, so wird man unwillkürlich von Staunen ergriffen, in diesem entlegenen Theile von Minas einen Aufschwung und eine rührige Thätigkeit zu finden, die man auf einer Reise von mehr als hundert Meilen durch die Provinz gänzlich vermisst hat. Man kann sich hier überzeugen, dass nur ein Impuls von aussen nöthig ist, um den Mineiro zu energischer Thätigkeit wach zu rufen. Leider wurden die Hoffnungen, die sich an eine schöne Zukunft Capellinhas knüpften, wie wir weiter unten sehen werden, bitter getäuscht.

Mein Empfehlungsbrief für Capellinha lautete an Herrn Manoel de Pimento. Er war bei meiner Ankunft auf seiner ein paar Legoas entfernten Roça abwesend; seine Angehörigen empfingen mich indessen freundlichst und sandten ihm sogleich durch eigenen Boten den Brief.

Erst hier gelang es mir, genauere Auskunft über den Weg nach dem Mucury zu erhalten. Sie war nichts weniger als angenehm, aber es wurde mir wenigstens die Versicherung ertheilt, dass trotz der ungünstigen Jahreszeit und der zum Theil ausserordentlich schlechten Waldpfade Möglichkeit vorhanden sei, dahin zu gelangen. Ich wurde auch auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, mich für diese Tour mit hinlänglichen Lebensmitteln und Mais für die Thiere zu versehen. Ersteres musste in Capellinha geschehen, letzteres konnte ich ein paar Tagereisen weiter nach Osten bei einigen Ansiedlern nachholen. Ein Säckchen mit schwarzen Bohnen, ein Stück gesalzener Speck

und eine gehörige Portion Farinha waren als zweckmässigster Reisemundvorrath bald eingekauft. Ich versah mich auch noch mit 100 Stück Hufnägeln und mehrern Hufeisen, die für Reisende in jenen unwirthlichen Gegenden ebenso unentbehrlich wie seine Nahrung sind, denn es ist wahrlich ein schlimmes Geschick, wenn ihm aus Vernachlässigung dieser Vorsichtsmassregeln ein oder ein paar Thiere zu Grunde gehen oder wenigstens dienstuntauglich werden.

Im Laufe des Nachmittags gegen 4 Uhr hatte sich der Regen zu einem Wolkenbruche gesteigert, der in unerhörter Heftigkeit sieben Stunden lang ununterbrochen andauerte. Ich habe auf meinen vielen Reisen sehr häufig Gelegenheit gehabt, ausserordentlich grosse Regenmassen herabströmen zu sehen, es geschah indessen immer nur durch einen kurzen Zeitraum. Weder früher noch später erlebte ich je ein ähnliches Schauspiel wie hier. Nach mehrstündiger Dauer war es wahrhaft grauenerregend. Die geängstigten Bewohner fürchteten den Untergang ihres Dorfes. Ueber jeden Abhang stürzten Wasserströme, die immer und immer an Grösse und Gewalt zunahmen, denn der übersättigte Boden konnte kein Wasser mehr aufnehmen. In meiner Wohnung, sie war das beste Haus von Capellinha, war kein trockenes Plätzchen mehr; das durch das Dach eingedrungene Wasser strömte zur Thür wieder hinaus. Hin und wieder erleuchtete ein Blitzstrahl die finstern Gemächer und ein Donnerschlag übertönte für Augenblicke die brausenden Regenströme. Von Stunde zu Stunde erwarteten wir ängstlich das Ende dieses fürchterlichen Naturschauspiels. Erst gegen Mitternacht brach sich die Gewalt des Ungewitters. Ich denke noch heute mit einem gewissen Schauder daran. Alle ungewöhnlichen, verderblichen Naturerscheinungen, gegen die der Mensch nicht anringen kann, die er, zur Passivität verdammt, unthätig über sich ergehen lassen muss, machen einen ungemein tiefen, dauernden Eindruck auf ihn. Am folgenden Morgen war das Dorf kaum mehr zu erkennen. Ich bin überzeugt, dass pluviometrische Beobachtungen an diesem Tage in N[a]. S[a]. da Graça ein Resultat

geliefert hätten, wie es vielleicht einzig in den Annalen der Meteorologie stehen würde.

Vor einigen Monaten hatte hier ein französischer Tischler ein klägliches Ende gefunden. Er war früher in Itabira etablirt und hatte dort viel von der Rivalität eines brasilianischen Handwerksgenossen zu leiden. Um diesen Unannehmlichkeiten zu entgehen, verliess er Itabira, zog weiter nach Norden und gelangte endlich nach Capellinha, wo er mit den Bewohnern den Bau einer Kirche contrahirte. Noch ehe er seine Arbeit beginnen konnte, erschien auch hier sein Rival. Hass und Rachsucht hatten ihn seiner Spur folgen lassen. Eines Nachts erbrach der Brasilianer die Thür seines Gegners und ermordete ihn auf die grausamste Weise. Einige Tage später wurde der Mörder eingefangen und nach Minas novas transportirt. Wahrscheinlich hat ihn dort die Jury unschuldig gefunden und freigesprochen. Mit aller Gewissheit würde sie aber den Franzosen verurtheilt haben, wenn er der Mörder gewesen wäre. Diese Behauptung wird vielleicht manchem, der brasilianische Verhältnisse nicht kennt, hart und ungerecht erscheinen; sie ist aber durchaus wahr. In keinem Lande, das auf Civilisation Anspruch macht, geht der Verbrecher, besonders wenn er ein Einheimischer ist, so leicht straflos aus wie in Brasilien.

Ich kann nicht umhin, über diesen Punkt hier einzuschalten, was ich vor kurzem an einem andern Orte darüber sagte [1]: „Dass überhaupt in Brasilien schwere Verbrechen so häufig vorkommen, liegt hauptsächlich in der Straflosigkeit der Verbrecher. Wenn auch die Polizeibehörden ihre Pflicht erfüllen, um der Schuldigen habhaft zu werden und sie wirklich gefänglich einzieht, so gelingt es schon einem nicht geringen Theile derselben, aus der Haft zu entweichen, da die meisten Gefängnisse in einem höchst elenden baulichen Zustande sind, oder die Gefängnisswärter ihre Obliegenheit vernachlässigen. Von den den Schwurgerichten überwiesenen Verbrechern wird durchschnittlich

[1]) v. Tschudi, Minas geraes, in Petermann's Mittheilungen, Ergänzungsheft Nr. IX, S. 26.

die Hälfte, oft drei Viertel schuldlos gesprochen. Es gibt wol nirgends in der Welt Geschworene, die weniger ihre Pflicht erkennen und erfüllen, die so bestechlich sind und sich so sehr influenziren lassen wie die brasilianischen. Es ist wahrlich nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, dass diese Schwurgerichte im höchsten Grade demoralisirend auf die Bevölkerung wirken.

„Die Gesetzgeber des jungen Kaiserreichs wollten dasselbe mit allen schönen Institutionen beschenken, die die gebildetsten Nationen Europas geniessen, ohne indessen den traurigen Elementen, aus denen die Nation zum grossen Theil zusammengesetzt ist, Rechnung zu tragen. Die Folge davon waren zahlreiche Misgriffe, von denen einer der allerschlimmsten die Einführung der Schwurgerichte war. Wenn einmal durch Jahrzehnte eine allgemeinere Bildung und eine höhere Civilisation die Moralität durch alle Schichten der Bevölkerung mehr und mehr befestigt hat, dann mag es an der Zeit sein, zur Beurtheilung von Verbrechen an den Gerechtigkeitssinn, an das Ehrgefühl, an Pflicht und Gewissen, an die bürgerlichen Tugenden der Bevölkerung zu appelliren, besonders wenn Hand in Hand damit eine bedeutende organische, moralische und materielle Aenderung des jetzigen Systems der Gerechtigkeitspflege geht. Gegenwärtig sind die Schwurgerichte für Brasilien eine verfrühte Institution, die dem Lande mehr Fluch als Segen bringt und das Verbrechen, besonders das des Meineids, auf eine empörende Weise fomentirt.“

Fast nur die Verbrecher, die keinen Einfluss durch Freunde oder Gevattern auf die Geschworenen nehmen können, werden verurtheilt. Häufig übt Mitleid mit dem Verbrecher bestimmend auf das Urtheil der Jury. Die Brasilianer sind mitleidig, aber auf eine ganz eigenthümliche Weise. Der gemeinste Verbrecher, der mit Ketten beladen in das Gefängniss geliefert wird, der ruchloseste Mörder auf dem Gange nach dem Galgen wird bemitleidet, aber nicht die Opfer, die seiner Grausamkeit gefallen sind oder deren Hinterbliebene. Ein Pferd, ein Maulthier, das durch Krankheit oder einen Unfall rettungslos verloren ist, wird mit Futter versehen oder auf einen Grasplatz getrieben, der

Europäer aber, der aus wahrem Mitleid mit den Schmerzen eines solchen Thieres demselben eine Kugel durch den Kopf jagt, läuft Gefahr gefänglich eingezogen und hart bestraft zu werden. Gesetz und Mitleid verbieten dem Brasilianer ein krankes Thier zu tödten, aber in den Schlachthäusern wird das zur Nahrung bestimmte Vieh auf eine möglichst rohe und barbarische Art umgebracht; dem frechen Bettler auf der Strasse wird aus Mitleid ein Almosen gereicht, aber der fehlende Sklave mit den härtesten Strafen und der raffinirtesten Grausamkeit gezüchtigt.

Solche Verwirrung der Begriffe kennzeichnet immer eine Nation von geringer Bildungsstufe.

Am folgenden Morgen kam Herr Manoel de Pimento infolge des an ihn gesandten Empfehlungsbriefes von seiner 2 Legoas entfernten Roça hergeritten und stellte sich auf das zuvorkommendste zu meiner Verfügung. Unsere Hauptaufgabe war nun, einen ordentlichen Führer nach dem Mucury zu finden, Nach langem Suchen zeigte sich endlich gegen Mittag ein Bursche, halb Neger, halb Indianer, bereit, in einer Stunde die Reise mit mir anzutreten. Die Physiognomie meines neuen Camarada war nichts weniger als vertrauenerregend; es blieb mir aber keine Wahl übrig. Wir wurden bald über den Preis, um den ich seine Dienste und seine Gesellschaft geniessen sollte, einig, und verliessen um 1 Uhr Capellinha.

Der Weg führte uns zuerst über eine Chapada und dann über einen von Ostsüdost nach Westnordwest streichenden hohen Bergrücken, von dem wir in ein enges Thal hinunterstiegen, durch das ein gewöhnlich wenig bedeutender Fluss in einem schmalen, tiefen Bette strömt. Infolge des furchtbaren Regens des vorhergehenden Tages war er noch sechs Fuss über das gewöhnliche Niveau angeschwollen; die Brücke vom Hochwasser weggerissen. Es war nicht möglich die Thiere durch den Fluss zu treiben. Wir mussten eine Nothbrücke bauen. Am Ufer fanden wir noch zwei Balken der frühern Brücke im Gesträuche eingezwängt und fällten noch zwei Stämme, wobei mir mein schweres Waidmesser (ein sogenannter Standhauer) treffliche Dienste leistete. Diese vier Rundhölzer wurden von einem Ufer

ans andere geworfen, mit starken Aesten quer belegt und das Ganze einige Zoll hoch mit Erde bedeckt. Nach anderthalbstündiger Arbeit konnten wir den Versuch wagen, den Uebergang zu bewerkstelligen. Die Thiere wurden abgeladen und die Lasten an das andere Ufer getragen. Mein Pferd, an dem mir am wenigsten gelegen war, sollte nun zuerst die Nothbrücke passiren, um ihre Tragfähigkeit zu erproben. Es weigerte sich; nun wurde mit jedem der Maulthiere der Versuch gemacht; diese zeigten sich noch viel widerspenstiger. Das Pferd wurde nun von neuem durch alle möglichen gütlichen und ernsten Mittel zum Betreten der Brücke bewogen; endlich fasste es Muth und gelangte glücklich an das jenseitige Ufer, nun folgten auch die Maulthiere willig. Von hier gelangten wir über einen Bergrücken an den *Rio Facundo.* Er war so hoch angeschwollen, so breit und reissend, dass an ein Uebersetzen nicht zu denken war. Es blieb uns nichts übrig, als den Berg wieder hinaufzuklettern und auf weitem Umwege eine Brücke zu suchen. Bei einbrechender Nacht erreichten wir die Fazenda Conceição und ½ Stunde später die Fazenda São Pedro des verstorbenen Gomez Leal. Der Sohn der Besitzerin empfing uns gastlich, entschuldigte sich aber, dass er, obgleich es seine Schuldigkeit wäre, nicht bei mir bleiben könne, da er in einer benachbarten Fazenda an einer Carnevalgesellschaft theilnehmen müsse. Bald erschien auch seine Mutter, um mich zu begrüssen, und binnen kurzem wurde ein bescheidenes Nachtessen aufgetragen. Für meine Thiere war aber kein Mais zu erhalten. Gras war zwar in Menge vorhanden, es ersetzt aber auf langen Reisen durchaus nicht das kräftige Körnerfutter. Mit unserm Brückenbau und den vielen Umwegen hatten wir 6 Stunden gebraucht, um die von Capellinha 1½ Legoas entfernte Roça São Pedro zu erreichen. Fast die ganze Nacht durch lärmten, schrien und lachten die Neger; sie tanzten und begossen sich gegenseitig mit Wasser; das war ihr Carnevalvergnügen.

Um 6 Uhr früh passirten wir unweit der Roça den Fluss über eine Brücke. Sie war während des Wolkenbruchs auch überflutet und stark beschädigt worden. Auf jedem einiger-

massen geneigten Pfade waren die Spuren jenes heftigen Regens in Form von tief ausgerissenen Runsen bemerkbar. Oft fanden die Thiere in diesen Rinnsalen kaum noch einen Anhaltepunkt, um den Fuss hinzusetzen. Nach zweistündigem Ritt trafen wir eine ärmliche Ansiedelung und folgten einem durch Bambusrohr frisch geschnittenen Pfade bis zu einem Zuflusse des *Rio Fanado.* Seine beiden Ufer waren sehr steil; die Wassertiefe betrug etwa vier Fuss. Wir stiegen ab, führten, fast bis zum Halse im Wasser, die Sattelthiere über den Fluss und banden sie an der andern Seite an starke Bambusrohre. Der Diamante folgte muthig mit seiner schweren Last und kletterte mit katzenähnlicher Behendigkeit den steilen Uferrand hinan. Der Piano, weit leichter beladen, war nicht kräftig genug, diese Schwierigkeit zu überwinden und schlug beim Versuch, das jähe Ufer zu gewinnen, rücklings in das Wasser zurück. Er konnte nicht mehr aufstehen. Blitzschnell sprang ich in den Fluss, riss dem Thiere den Kopf in die Höhe und hielt ihm die Nüstern über die Wasseroberfläche, sonst wäre es rettungslos verloren gewesen. Der herbeigeeilte Camarada löste nun tauchend die Ladungen und nach unsaglicher Mühe gelang es uns endlich das Thier wieder aufzurichten. Glücklicherweise hatte es keinen Schaden genommen, war aber so verzagt, dass wir es erst nach halbstündiger harter Arbeit zitternd das Flussufer hinaufzubringen vermochten.

Die Ladungen und ein Theil unserer Lebensmittel lagen $2\frac{1}{2}$ Fuss tief vom Wasser bedeckt im Flusse. Wir trugen sie ans Ufer; ich öffnete die Koffer und liess das Wasser auslaufen; mehr zu thun war nicht möglich. Ihr Inhalt musste auf alle Gefahr hin, durchnässt wie er war, noch mehrere Tage eingeschlossen bleiben. Solche Unfälle haben für den Reisenden, wenigstens momentan, sehr viel Entmuthigendes. Sein ganzes Wanderleben ist eine fast ununterbrochene Kette von Entbehrungen und Mühseligkeiten. Materielle Genüsse sind ihm auf das spärlichste zugemessen. Er findet seinen Lohn nur in den geistigen Eindrücken, die er in sich aufnimmt, in den Resultaten seiner wissenschaftlichen Forschungen. Wenn ihm nun durch

derartige unglückliche Zufälle seine Tagebücher zu Grunde gehen, seine Sammlungen verderben, seine Instrumente untauglich werden, kurz wenn er durch sie einen Theil der Früchte seiner Anstrengungen einbüsst oder sich um die Hoffnung ärmer sieht, in gewissen Richtungen seine Forschungen fortzusetzen, so ist es gewiss leicht begreiflich, wenn er von solchen Stätten des Misgeschicks unmuthig weiter zieht.

Bald nach dem unglücklichen Flussübergange trafen wir die ärmliche Ansiedelung des Antonio Camargos. Auffallend war mir die Gestalt der Hügel (Morros) in dieser Gegend; sie hatten die Form von ungeheuern Hünengräbern. Ihre geologische Beschaffenheit konnte ich, der Entfernung wegen, nicht ermitteln. Drei volle Stunden ritten wir nun über eine ausgedehnte Chapada, die mich an einer weiten Halde durch die Neuheit ihrer Vegetation überraschte. Ich glaubte mich mit einmal in einen zwei bis drei Fuss hohen, mit niedrigen, büschelartigen Palmen untermischten Nadelholzanflug versetzt. Eine genaue Untersuchung der Pflanzen verwischte aber bald die Täuschung. Es waren Vernonien (Lychnophora villosissima Mart.). Selbst ganz in der Nähe betrachtet, sahen sie Coniferen täuschend ähnlich. Sie haben hier die Grenze ihrer südlichen Verbreitung in Brasilien.

Ein sonderbarer, unförmlicher, sich bewegender Klumpen in einiger Entfernung fesselte meine Aufmerksamkeit. Ich ritt näher und erkannte bald einen sehr grossen Ameisenbär (Tamanduá bandeira) emsig mit dem Aufreissen eines Termitenbaues beschäftigt. Ich schoss von meinem Thiere herunter mit dem Revolver und unter grinsenähnlichem Geschrei stürzte er zusammen. Ich sprang aus dem Sattel, um meine Beute näher zu untersuchen. Im nämlichen Augenblicke raffte sich das verwundete Thier wieder auf, stellte sich auf die Hinterfüsse und packte mich mit seinen ungemein kräftigen, mit langen, scharfen Krallen bewaffneten Armen. Ein zweiter Schuss streckte es leblos nieder. Ich habe öfter Ameisenbäre erlegt, aber nur dies Eine mal eine so intime Begegnung mit ihnen gehabt. Mehrere Tage lang waren die Eindrücke der langen, gekrümmten Krallen auf meinem linken Arme als braune und blaue Flecke sichtbar.

Die Riesenkrallen sind die einzige Offensiv- und Defensivwaffe des zahnlosen Ameisenbären. Mit ihnen reisst er die steinhart zusammengebackenen Lehmwände der Termitenhaufen auf und vertheidigt sich erfolgreich gegen die Angriffe grosser Raubthiere. Man hat mir wiederholt versichert, dass zuweilen sogar die furchtbare Unze in seiner gewaltigen Umarmung ihr Leben aushauche. Das mag ein besonders günstiger Zufall sein. Sicher aber wird unter funfzig Angriffen der Ameisenbär jedesmal eine leichte und sichere Beute der Unze. Ich wollte das selten grosse und schöne Thier, es mass von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende 10½ Fuss, der Körper allein 6½ Fuss, mitnehmen, um es abends auszubalgen, aber ein jeder Versuch, es auf eins der Lastthiere zu legen, scheiterte; ein jedes scheute, warf die Bürde ab und geberdete sich wie toll. Zu meinem Bedauern musste ich dies schöne Exemplar liegen lassen. Das Streifen an Ort und Stelle hätte mir zu viel Zeit geraubt, auch war der in Strömen stürzende Regen für eine solche Arbeit nicht besonders einladend.

Von dieser Chapada gelangten wir durch die schon erwähnte Uebergangsvegetation hoher Farrnkräuter, die hier mit Indajapalmen untermischt waren, in die Urwaldregion mit ihren riesigen Bambusen, dem undurchdringlichen Unterholze und einzelnen mächtigen, alle übrigen Bäume weit überragenden Stämmen. Nach mehrstündigem Ritte bergauf, bergab durch dichten Wald erreichte ich in einem schmalen Thale die Ansiedelung des *Jacinto das Neves* und beschloss die Nacht hier zuzubringen. Der Besitzer war abwesend, sein Weib zeigte sich bereit, uns aufzunehmen und etwas zu kochen, falls wir Lebensmittelmit brächten. Sie selbst besass weiter nichts als ein kleines Säckchen mit schwarzen Bohnen, mit denen sie für sich und einige kleine Kinder sehr haushälterisch umgehen musste. Solche Ansiedelungen sind äusserst ärmlich. Ein mit Pfählen umgebener und mit einem Palmdache überdeckter Raum bildet das Wohnhaus. Zuweilen sind die Pfähle zu etwas grösserm Schutz nach innen mit Lehm beworfen. Ein kleines Stück urbar gemachter Wald wird mit Mais und Bohnen bebaut, gerade hinreichend, damit die

Bewohner der Hütte das Jahr hindurch nicht Hunger leiden. Geht es hoch, so wird auch einige Mandioca gepflanzt, um Farinha zu machen, und neben dem Hause ein eingepferchter Raum für ein paar Schweine (Chiqueiro) angelegt.

Mit unsern Lebensmitteln sah es freilich sehr schlecht aus. Sie waren mit der Ladung in den Fluss gefallen und gänzlich durchnässt. Die Lastthiere waren noch zurück und ich wusste nicht, wie viel von den mitgenommenen Vorräthen noch brauchbar war. Bei Jacinto das Neves konnte ich nichts erhalten, das stand fest. Alles kennzeichnete hier die bitterste Armuth. Da ich noch auf eine Stunde Tageslicht rechnen konnte, nahm ich meine Büchse und streifte auf gut Glück in den Wald, indem ich einem kleinen Flüsschen folgte. An einer lichten Stelle erkannte ich unschwer einen Wildwechsel. Ich stellte mich gut gedeckt in ein Gebüsch und rechnete mit ziemlicher Sicherheit von meinem Stande aus eine wohlschmeckende Paca zu erlegen. Unbeweglich blieb ich hier $1/2$ Stunde lang in der peinlichsten Lage. Dichte Schwärme von Mosquitos waren über mich hergefallen und zerstachen mich jämmerlich, krochen in Ohren, Nase und Mund, sodass ich schon an der Möglichkeit es länger auszuhalten verzweifelte. Mehrmals waren Capivaras (Wasserschweine) im Flüsschen aufgetaucht und ans Ufer gegangen, aber auf ein so unedles Wild, dessen ekelhaft schmeckendes Fleisch nur von den alles fressenden Negern und Indianern gegessen wird, wollte ich Pulver und Blei nicht verschwenden. Endlich rasselt es in kurzem Galop durch das Unterholz; ein rothbrauner, starker Rehbock kommt zur Tränke, stutzt, vernimmt einen Augenblick und liegt im nächsten, durch das Blatt getroffen, am entgegengesetzten Uferrande. Bis an den Gürtel im Wasser watete ich durch den Fluss, um meine Beute zu holen und trat, zufrieden mit meinem Birschgange, den Rückweg an. Es war Nacht, als ich die Hütte erreichte. Todmüde von einem beschwerlichen elfstündigen Marsche, waren die Lastthiere angelangt. Zu meinem Kummer mussten sie die Nacht ohne Mais und bei schlechter Weide zubringen. Das Reh wurde unverzüglich aufgebrochen, gestreift und zerwirkt. Von unsern

Lebensmitteln war der Speck noch brauchbar, die Farinha war glücklicherweise auf der Ladung des Diamante gelegen und somit in gutem Zustande. Während ein grosses Stück Speck in einem Topfe zerlassen wurde, lösten wir das Rehfleisch von den Knochen, schnitten es würfelig, warfen es in den heissen Speck und liessen es braten. Nachdem das Fleisch ausgekühlt war, wurde es mit einer grossen Menge Farinha durcheinander gemischt und in einem Sacke wohl verwahrt. Dieses Gericht bildete die folgenden Tage unsere fast ausschliessliche Nahrung. Für die Abendmahlzeit lieferten uns das Rehgescheide und die durchnässten Bohnen ein angenehmes Nachtessen, an dem unsere arme Wirthin mit wahrem Heisshunger theilnahm. Der mitgenommene Kaffee war leider nicht mehr zu einem Aufgusse tauglich. Ich habe diese unbedeutenden Begebenheiten nur deshalb hier erörtert, weil sie für die Wechselfälle des Reisenden in solch unwirthlichen Gegenden charakteristisch sind.

In dem dumpfen, feuchten, heissen Thale lagerten dichte Wolken von Mosquitos. Wir waren schon lange nicht mehr an diese Plage gewöhnt gewesen und litten nun doppelt heftig daran. Nur wer selbst die Mosquitoqual in den dumpfen Urwäldern durchlebt hat, kann sich einen richtigen Begriff von dem peinlichen Zustande machen, in den der Reisende durch die Millionen dieser blutdürstigen Thierchen versetzt wird. Der Europäer findet schon in Rio de Janeiro die Mosquitos in hohem Grade lästig; was sind aber die vereinzelten Stechfliegen dort im Vergleich zu den Milliarden im heissen Urwalde, die als dichte Schichten einige Fuss über dem Boden auf- und niederschweben, jede entblösste Hautstelle alsbald zu Tausenden bedecken, die bei jedem Athemzuge in Mund und Nase dringen?

Um doch einige Nachtruhe zu geniessen, schlossen wir das Eingangsloch der Hütte, indem wir es mit einem Poncho verhängten und machten dann ein tüchtiges Feuer, auf das wir fortwährend nasses Holz legten und so den Raum mit einem erstickenden Rauche erfüllten. Die Mosquitos waren allerdings verscheucht, aber es dauerte lange, ehe wir, auf der Erde liegend,

uns an den beissenden Qualm zu gewöhnen und endlich einzuschlafen vermochten.



Hütten in Setubinha.

Um 6 Uhr früh des folgenden Tages setzten wir uns in Marsch und erreichten nach zweistündigem Ritte einige Ansiedelungen, *Setubinha* genannt. Ich hatte an einen der dortigen Bewohner, Ignacio Rodrigues, einen Empfehlungsbrief. Da ich wusste, dass er nicht lesen konnte, war ich begierig, wie er sich mit dem Briefe benehmen werde. Seine Hütte war die grösste und beste, seine Roça die ausgedehnteste. Ich traf ihn zu Hause und übergab ihm das Schreiben. Einen Augenblick lang betrachtete er prüfend bald mich, bald den Brief und fragte endlich, wer ihm diesen schicke. Ich nannte den Absender. Das ist mein Freund, erwiderte Rodrigues, und Sie sind willkommen, womit kann ich Ihnen dienen? und mit diesen Worten schob er den uneröffneten Brief zwischen zwei Querbalken der Hüttenwand. Ich bat, ihn meinen Maulthieren eine tüchtige Portion Mais geben zu lassen und mir überdies noch einen Sack voll für die Weiterreise zu verkaufen, was er mir sogleich zusagte

und die nöthigen Anstalten treffen liess. Während den Thieren die ganzen Maiskolben vorgeworfen wurden, füllte man in grosse Säcke von ungegerbten Kuhhäuten eine andere Partie Kolben und stampfte sie mit hölzernen Stösseln so lange, bis sie vollkommen entkörnt waren. Unterdessen wurde uns ein guter Kaffee, Erzeugniss von Setubinha, vorgesetzt.

Das Thal von Setubinha ist breit, fast eben und in ausgedehntem Masse cultivirt. Seine Fruchtbarkeit ist sehr gross und die Ansiedler könnten es zu einem ziemlichen Grade von Wohlstand bringen, wenn sie leichtern Absatz für ihre Producte hätten. Die wenigen Hütten bestehen aus rohen Querbalken und sind mit den Blättern der Indajapalme bedeckt. Neben jeder Hütte ist eine Vorrathskammer (payol), meist aus verticalen Pfählen gebaut, worin der Mais bis zu seinem Gebrauch in Kolben aufbewahrt wird.

Nach dreistündigem Aufenthalte setzten wir die Reise um 11 Uhr vormittags fort und gelangten $\frac{1}{2}$ Stunde später nach *Setubal*, einige Hütten am *Rio de Setubal grande.* Der Fluss war stark angeschwollen, aber doch mit einiger Mühe und bedeutender Durchnässung zu passiren. Der Rio do Setubal grande mit seinen Zuflüssen *Rio de Setubinho, Rio de São Antonio, Rio do Sape* u. a. entspringt auf der Nordabdachung des von West nach Ost streichenden Gebirgszuges, der im Gebirgssystem von Minas geraes als östliche Fortsetzung der Serra do Espinhazo betrachtet werden kann und der das Stromgebiet des Rio Jequitinhonha von dem des Rio Mucury und Rio doce scheidet. Der Rio do Setubal grande fliesst nach Norden und ergiesst sich in den grossen Rio de Arassuahy westlich von seiner Vereinigung mit dem Rio Jequitinhonha.

Bei allen Ansiedelungen traf ich Jagdhunde in Menge. Sie werden vorzüglich zur Unzen-, Reh- und Pacajagd gebraucht. Sie sind aber im allgemeinen entsetzlich mager und erinnern lebhaft an die Bracken gewisser Revierjäger, denen ihre kargen Herren kein Deputat für die Hunde zukommen lassen. Zwei Legoas lang führt der Weg durch dichten Urwald bergauf und bergab bis zur Ansiedelung *Alaú* oder Alaho, deren Gebäude

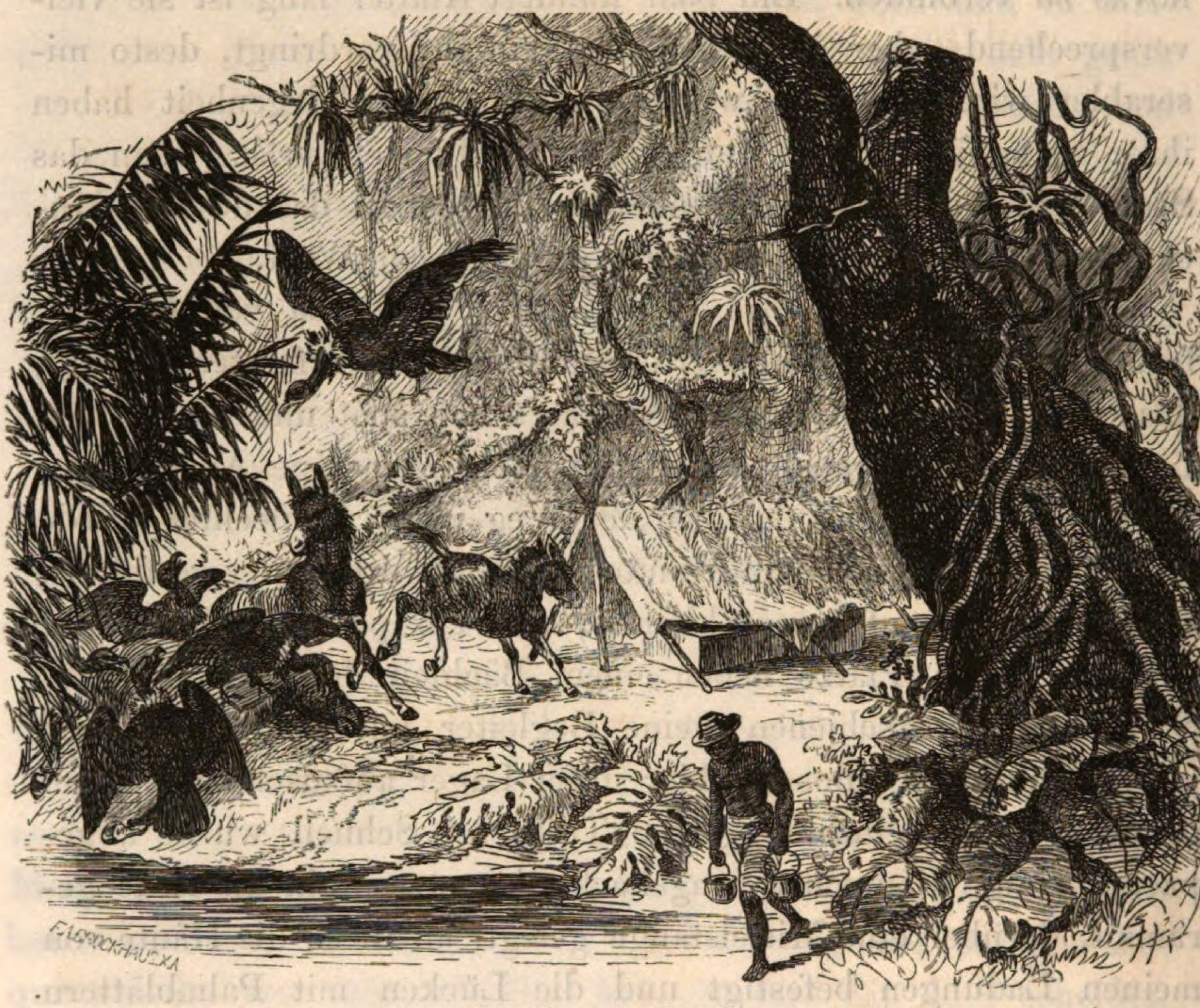
weit besser, fast einladend aussahen als alle in den verflossenen Tagen getroffenen. Ohne Aufenthalt ritt ich weiter. Anderthalb Stunden später erreichte ich das sogenannte *Quartel,* eine elende, ärmliche Roça. Zwischen Alaú und hier ist ein Punkt, Santa Cruz genannt, an welchem die sogenannte Mucurystrasse beginnt. Ihre Bestimmung ist es, die Mucurycolonien mit Minas novas zu verbinden. Ein paar hundert Klafter lang ist sie vielversprechend, aber je weiter man auf ihr vordringt, desto miserabler wird sie. Ich werde später noch Gelegenheit haben ihrer zu erwähnen. In der Nähe von Quartel verlässt man das Stromgebiet des Rio Jequitinhonha und betritt das des Rio Mucury mit seiner Hauptrichtung von Ost nach West.

Die Ansiedelung *Sete Posses*, etwa $1/2$ Legoa von Quartel, bemerkte ich nicht, wohl aber einen alten, halb verfaulten Rancho, das sogenannte alte Quartel. Es war schon spät und ich meinen Ladungen weit voraus. Ich hoffte noch irgendeine Ansiedelung erreichen zu können, da aber der Weg immer schlechter wurde und das Wetter sich von Minute zu Minute drohender gestaltete, so machte ich auf einem kleinen, nur ein paar Quadratklafter grossen, freien Platze neben einem Bächlein halt. Eine halbe Stunde später erschienen meine Begleiter mit den Lastthieren und es wurde beschlossen, hier unser Lager aufzuschlagen, denn es fielen schon einzelne grosse Tropfen. Schnell wurde abgepackt, einige Bäumchen umgehackt, kreuzweise in die Erde gerammt, darüber eine Mittelstange gelegt, an diese die Häute von meinen Ladungen befestigt und die Lücken mit Palmblättern bedeckt. Während wir dieses einfache Zelt inprovisirten, brach das schon lange drohende Gewitter mit aller Gewalt los; eiligst mussten wir Gräben um das Zelt ziehen, um das Wasser von den Ladungen abzuhalten.

Die Nacht war unterdessen eingebrochen; tappend nahmen wir unsern müden Thieren die Sättel ab, die sie nun schon 13 Stunden getragen hatten, und hingen ihnen die Futtersäcke mit Mais um. Nachdem sie diesen gierig verzehrt hatten, trieben wir sie in den Wald. Nur schwer entfernten sie sich von dem Zelt; es war mir, als sei es ihnen bei dem tobenden Un-

gewitter draussen im finstern Urwalde unheimlich, als fürchteten sie sich, uns zu verlassen.

Vergeblich mühten wir uns ab, Feuer zu machen, das triefend nasse Holz brannte nicht. Wir brauchten es freilich weder zum Kochen noch wegen der schützenden Wärme; wir wollten nur Rauch, um die dichten Wolken von Mosquitos, die uns



Nachtlager im Urwalde.

ganz bedeckten, zu verscheuchen. Kaum zwanzig Schritte von unserm Zelte lag ein verendetes Maulthier in voller Fäulniss und verbreitete einen unerträglichen Aasgeruch. Bei meiner Ankunft an dieser Stelle verscheuchte ich eine Schar Aasgeier, die sich eben das leckere Mahl trefflich schmecken liessen. Gewiss hätte ich einen andern Punkt zum Nachtlager ausgewählt, aber im Urwalde, durch den nur ein schmaler Pfad ausgehackt ist, sind die Hauptbedingungen für ein solches, nämlich ein kleines, freies Plätzchen und Trinkwasser, sehr selten, und man

setzt, wo man diese findet, leicht jede andere Annehmlichkeitsrücksicht beiseite.

Die Nacht war so finster, dass kein Gegenstand zu unterscheiden war. Ich zündete meine Reiselaterne an und versuchte kniend im Wasser auf einem Koffer einige Notizen in das Tagebuch einzutragen. Vergebliche Mühe! Das weisse Papier und die Hände waren augenblicklich mit Tausenden von Mosquitos bedeckt, das Schreiben eine Unmöglichkeit. Um 8 Uhr wurde der Sack mit Rehfleisch geöffnet; ein tüchtiger Hunger würzte das Mahl, das unter andern Verhältnissen nicht im mindesten gemundet hätte, da der gesalzene Speck, mit dem es zubereitet wurde, über die massen ranzig war.

Sobald der Regen etwas nachliess, fingen Fledermäuse zudringlichster Art an, durch unser Zelt zu schwirren. Mein Camarada, der eine ganz besondere Antipathie gegen diese nächtlichen Blutsauger haben mochte, quälte sich bis nach Mitternacht ab, sie zu verscheuchen. Ans Schlafen war ohnehin nicht zu denken. In unserm kleinen Raume hielten uns das schwirrende Sausen der Mosquitos (das mir wenigstens weit unangenehmer ist als ihre Verwundungen), ihre Stiche, das empfindliche Einbeissen der ekelhaften Zecken wach; draussen aber in der rabenschwarzen Nacht erschallte verworren die schauerliche Instrumentation der Urwaldbewohner, wahrlich wenig geeignet, uns in Schlummer zu wiegen. Oft steigerten sich diese Töne der Natur zu einem wahrhaft infernalischen Concert, als ob tobend und schreiend das wilde Heer durch die Lüfte zöge. In solchen Momenten hörte ich die Maulthiere scheu durcheinandertraben und wiederholt kam der Diamante zum Zelt, uns ängstlich zu beriechen.

Gegen 2 Uhr verschwanden die Mosquitos, es trat mehr Ruhe in der Natur ein, und endlich verlangte auch der Schlaf seine Rechte. Mit dem ersten Morgengrauen zogen wir nach verschiedenen Richtungen aus, um unsere Thiere zu suchen. Nach anderthalb Stunden hatten wir sie alle gefunden und beim Mais vereint. Sie waren sämmtlich jämmerlich von den Fledermäusen zerbissen und sehr matt. Um ihnen die Last einigermassen

zu erleichtern, musste ich, so schmerzlich es mir wurde, einen grossen Theil meiner durch Minas gesammelten Mineralien und geologischen Stufen hier zurücklassen. Wenn vielleicht in spätern Zeiten ein Ingenieur durch jene Gegend eine Strasse zieht und auf diese verschiedenen Gesteine stösst, wird er sich möglicherweise in den sonderbarsten Hypothesen über deren Ursprung ergehen. Ehe wir aufladen konnten, musste ich noch drei Maulthiere beschlagen. Sie hatten am Tage vorher fünf Eisen verloren. Um 8 Uhr waren wir marschbereit und zogen den ganzen Tag durch dichten Urwald, oft sehr steil bergauf, bergab, ohne eine Uebersicht über die Gegend gewinnen zu können. Eine schroffe, überwaldete Felsenpartie war die einzige wohlthätige Unterbrechung in der monotonen Waldscenerie. Das Prädicat monoton dürfte manchem, der den Urwald aus Reiseschilderungen, ja aus eigener Anschauung kennt, zum mindesten als unrichtig gewählt erscheinen. Ich gestehe aber dennoch, dass ich den Urwald, trotz der unermesslichen Vegetationsfülle in buntester Abwechselung, *monoton* finde. Als ich im Jahre 1839 zum ersten mal in einen Urwald drang, war sein Eindruck auf mich mächtig überwältigend; ich war hingerissen vor Staunen und Bewunderung; ich schwelgte im Hochgenuss, wie ihn nur die endliche Realisirung heissen Sehnens und glühender Jugendwünsche uns gewährt. Jahrelang wurde mir das Urwaldleben zutheil und — wahrlich in seinen herbsten Formen. Ich lernte den Urwald mit seinen wunderbaren Reizen, aber auch mit all seinen Schauern kennen. Ich genoss in vollen Zügen jene unbeschreibliche Befriedigung, die neue Entdeckungen dem eifrigen Forscher gewähren; ich kämpfte aber auch den bittersten Kampf um die eigene Existenz. Vertraut also mit dem Urwalde nenne ich ihn dennoch monoton; nicht für den Forscher, der dort ebenso in den gigantischen Formen wie im Mikrokosmus ein unerschöpfliches und äusserst dankbares Feld für seine Studien und Entdeckungen findet, wohl aber für den Reisenden, dem die einzelnen Vegetationsgruppen bekannt sind und der sie nun tage-, wochenlang sich immer wiederholen sieht. Im Urwalde findet das Auge keinen Ruhepunkt, wenn es nicht analysirt. Die Einzelheiten

sind wunderbar, die Gesammtheit unbefriedigend. Stundenlang kann ein von der Wurzel bis zum höchsten Gipfel mit Hunderten von Parasitenpflanzen bedeckter, riesenhafter Gameleiro den staunenden Blick fesseln. Nur die üppigste Tropennatur vermag auf kleinem Raume zusammengedrängt, eine solche Fülle sich gegenseitig ernährender und verzehrender Organismen zu schaffen; aber schon die nächste Umgebung beeinträchtigt und schwächt diesen grossartigen Eindruck. Eine überschwengliche Productionskraft hat hier andere Formen in unerschöpflicher Mannichfaltigkeit zu einem fast unentwirrbaren Chaos zusammengehäuft. Es fehlt dem Ganzen an Harmonie, es fehlt an Licht und Beleuchtung, es fehlt an Luft; kein Horizont grenzt das Bild ab, es mangelt ihm der Rahmen. Vergeblich sucht der nach oben schweifende Blick den blauen Himmel, er trifft nur dichtbelaubte, hohe Baumkronen. Die Luft ist drückend heiss, mit Modergeruch erfüllt. Sie erfreut und erleichtert nicht das Herz, sie beengt es. Ich ziehe den deutschen Eichen- und Tannenwald dem tropischen Urwalde vor.

Die vielgerühmte Mucurystrasse war meilenlang nur ein schmaler Waldpfad (picada) von überhängenden Gebüschen und Sträuchern, deren Dornen Gesicht und Hände jämmerlich zerfetzten, fast ungangbar gemacht. Umgestürzte Baumstämme versperrten ihn derart, dass wir oft neue Seitenwege aushauen mussten, was aber nicht immer möglich war; zuweilen lag ein Stamm so, dass die leeren Thiere knapp unten durchkriechen konnten und deshalb abgeladen werden mussten; wieder an andern Stellen lag ein umgefallener Baum ein paar Fuss über der Erde quer über den Weg und die Thiere waren genöthigt darüber wegzusetzen. In solchen Fällen zeigte sich mein Diamante bewunderungswürdig. Trotz seiner noch immer schweren Ladung sprang er mit graziöser Leichtigkeit über diese Hindernisse, während der Piano abgeladen werden musste. Mein Sattelthier war ebenfalls brav und selten kam ich in die Lage abzusteigen. Die übrigen setzten selbst ohne Reiter nur mit Mühe über. Bei den meisten Brücken war das Holz faul und sie konnten daher nur mit grosser Vorsicht passirt werden. An

einzelnen Stellen ist die sogenannte Strasse breit und gut. Es schien, als ob der Erbauer hier immer einen besonders rüstigen Anlauf genommen habe, der Athem ihm aber immer zu schnell ausgegangen sei. Der Weg selbst ist kläglich tracirt. Man muss annehmen, dass der mit dessen Eröffnung betraute Ingenieur durch irgendeinen Zufall im Walde seine Instrumente und übrigen Behelfe verloren habe und sich auf diese Weise ohne Hülfsmittel zu einer richtigen Orientirung sah, sonst müsste man die ganze Weganlage als ein sträfliches Vergehen gegen den gesunden Menschenverstand und die Kasse der Mucurycompagnie erklären.[1]) Es ist nicht zu leugnen, dass es keine ganz leichte Aufgabe ist, durch dichten Urwald die möglichst zweckmässigste Wegrichtung zu finden. Tüchtige Fachkenntnisse können aber wenigstens allzu grobe Verstösse vermeiden. Ueber die Sohle des Weges ist nichts zu bemerken. Man scheint sich gar nicht damit befasst zu haben. Man war mit Eröffnung der Waldlinie schon befriedigt.

Von Jacinto das Neves an fand ich die Thierwelt längs des Weges reich vertreten, besonders das buntbefiederte Heer der Vögel, durch kreischende Geier, prachtvolle Arraras, lärmende Papagaien, gravitätische Tucans, muntere Baumläufer, glänzende Tanagriden, reizende Kolibris, bunte Tauben und fette Waldhühner. Aber nie ertönte die melodische Stimme eines Sängers; nur Zwitschern, Pfeifen, Schreien und ohrenzerreissendes Kreischen. Von Säugethieren sah ich nur Affen, Eichhörnchen und ein paar Agutis. Laubfrösche, Kröten, Schlangen, Iguane und andere Eidechsen waren häufig.

Das Ziel unserer heutigen Tagereise sollte die Ansiedelung des Antonio Gomez nächst der Brücke über den Mucury sein. Nachmittags war ich meinen Begleitern weit vorangeritten, da sie mit den Lastthieren bei den steten Weghindernissen nur langsam vorrücken konnten. Nach meiner Berechnung sollte ich

[1]) Dass es im Jahre 1861 einen officiellen Lobredner dieses Weges, an dem, seit ich ihn (vier Jahre früher) in dem oben beschriebenen Zustande gefunden habe, keine gründliche Reparatur vorgenommen worden war, gegeben hat, kann nur unreinen Motiven zugeschrieben werden.

um 5 Uhr in der Ansiedelung eintreffen, aber Stunde um Stunde verstrich, ohne dass der emsige Schritt meines Maulthiers mich zu einer menschlichen Wohnung gebracht hätte. Die Nacht brach plötzlich ein. Die äusserst kurze Dämmerung der Tropenländer ist nirgends fühlbarer als im dichten Urwalde. Tag und Nacht verschmelzen hier nicht im Zwielichte; kaum hat sich die Sonne unter den Horizont geneigt, ist auch schon der Wald in Finsterniss gehüllt, denn es fehlen die Lichtreflexe gänzlich.

Der Pfad war nur noch meinem Thiere sichtbar, ich vermochte nicht einmal mehr die überhängenden Aeste und Bambusrohre, die mir ins Gesicht schlugen, zu erkennen. Aus den Bewegungen des Maulthieres konnte ich schliessen, dass der Weg lange und ziemlich steil bergab über eine Brücke führe. Später erfuhr ich, dass das hier überbrückte Flüsschen den so häufig wiederkehrenden Namen *Riberão do Inferno* (Höllenflüsschen) trage. Endlich entdeckte ich in einiger Entfernung rechts von der bisher verfolgten Richtung ein Feuer und glaubte Töne menschlicher Stimmen zu hören. Ich rief, mein Ruf wurde auf die nämliche Weise erwidert. Mein Thier schlug die Richtung des Feuers ein. Unter einem auf vier Pfählen ruhenden Palmdache bemerkte ich auf ungefähr dreissig Schritt Entfernung mehrere Gestalten um ein Feuer kauern. Ich hielt an und frug nach Antonio Gomez. Schallendes Gelächter war die Antwort und plötzlich sah ich mich von einem Dutzend nackter, brauner, wilder Gesellen, von denen einige mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, umringt.

Noch unter dem Eindruck übertriebener Erzählungen von der Wildheit und den feindseligen Gesinnungen der Botokuden, die ich in Diamantina gehört hatte, sowie der Reminiscenzen der schönen Reise des Prinzen Maximilian zu Neuwied, machte mich diese höchst unerwartete Begegnung im nächtlichen Urwalde stutzen und meine erste Bewegung war nach meinem Revolver. Eine Weile lang musterten wir uns gegenseitig und ich suchte mich über meine Lage ins Klare zu setzen. Hatten die Indianer feindliche Absichten, so war ich verloren, das sah ich wohl ein.

Ich konnte mich allerdings mit acht Schüssen vertheidigen, hätte aber doch der Uebermacht erliegen müssen.

Ich wusste, wie sehr die Indianer den Taback lieben und hatte mir schon in Diamantina eine ziemliche Quantität Rolltaback (fumo) in zollgrosse Stücke zerschnitten, um mir vorkommenden Falles durch solche Spenden die Zuneigung der Botokuden zu gewinnen. Ich versuchte dieses Mittel und schenkte einigen Indianern, die mir die hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Gesellschaft zu sein schienen, je ein Stück des klebrigen Tabacks. Mit dem freudigen Ausrufe: cumo! (statt fumo; da die Botokuden in ihrer Sprache kein f haben, so ersetzen sie es in den portugiesischen Worten durch c oder g) und grinsendem Lachen empfingen sie die Gaben und unsere Freundschaft war geschlossen. Nun nahm ich zwei Stücke Taback in die Hand und wiederholte mehrmals den Namen Antonio Gomez und drückte durch Zeichen den Wunsch aus, es möchte einer von ihnen mir den Weg dahin zeigen. Die verlockende Belohnung machte den Burschen mein Verlangen begreiflich; einer von ihnen ergriff Bogen und Pfeil und schritt vor meinem Thiere her langsam in den finstern Wald. Ich folgte, ohne nur meinen Führer sehen zu können. Nach einem viertelstündigen Marsche befand ich mich vor der Wohnung des *Antonio Gomez*, der mich mit grosser Freundlichkeit empfing. Meinem Führer gab ich statt der versprochenen zwei Stücke Taback deren vier. Er empfing sie mit gieriger Hast und verschwand augenblicklich wieder im Walde. Anderthalb Stunden später langten meine Ladungen an.

Antonio Gomez war im Bauen begriffen. Er hoffte auf eine Zukunft der Mucurycolonien und trachtete nur seine frühere elende Behausung behaglich einzurichten. Wir setzten uns in der Küche zum Feuer und bald waren seine Waldnachbarn der Gegenstand meiner Erkundigungen und unsers stundenlangen Gesprächs.

Die Indianer, die ich im Walde getroffen, waren Botokuden vom Stamme Naknenuks. Sie hatten sich seit einigen Wochen an der Stelle niedergelassen, wo ich sie traf, um Antonio Gomez

in der Ernte und beim Bauen zu helfen. Zu gewissen Zeiten verlassen sie die Wälder und begeben sich zu den Ansiedelungen, um dort gegen ein kleines Entgelt an Lebensmitteln, Kleiderstoffen, Taback u. dgl. sich bei den Feldarbeiten zu betheiligen, und verschwinden oft plötzlich wieder ohne irgendeinen bekannten Grund. Sie sollen selten mehr als höchstens ein paar Wochen bei der Arbeit aushalten.

Antonio Gomez schilderte diese Botokuden als ziemlich gutmüthig, aber ausserordentlich faul und bei der Arbeit von geringer Ansdauer, daneben als unersättliche Fresser. Er meinte, die meisten von ihnen fressen für vier civilisirte Menschen (christianos), vier von ihnen arbeiten aber kaum soviel als ein Christiano. Sie verschmähen keine nur irgendwie geniessbare Nahrung und verzehren mit ebenso grossem Behagen Urubus (Aasgeier), Kröten und Mäuse wie Rehe und Waldhühner. Sie sind gute Jäger, haben aber in ihren Bezirken, da sie fast ansschliesslich von der Jagd leben, das Wild schon ausserordentlich vermindert.

Vor ungefähr funfzig Jahren hatten sich verschiedene Stämme der Indianer über das ganze Quellengebict des Mucury bis gegen Capellinha hin ausgedehnt, mussten sich aber später wieder ostwärts in die Wälder zurückziehen. Der Vater meines Hauswirths hatte sich mit der Civilisation dieser Stämme grosse Mühe gegeben und theils durch Güte, theils durch Strenge viel bei ihnen ausgerichtet. Er war ihr Beschützer und Freund. Seine Fazenda lag nur wenige Legoas von *Alto dos Bois* (zwei Legoas von Capellinha) einem sogenannten Quartel oder Militärposten zum Schutze der civilisirten Bevölkerung gegen allfällige Angriffe der wilden Indianer. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts suchte der Stamm der *Malalies*, von den Naknenuksbotokuden von Osten gedrängt, Zuflucht und Schutz bei diesem Grenzposten und siedelte sich in dessen nächster Umgebung an. Unvernünftige Behandlung dieser Indianer seitens des Postencommandanten, der sie zu Soldaten presste, sie in ihrer Löhnung verkürzte, um kleinere Vergehen hart bestrafte, bewog sie, ihr Asyl plötzlich wieder zu

verlassen und von neuem ihr Glück in den Wäldern zu suchen. Die Malalies verschwanden sämmtlich in einer Nacht aus der Umgebung des Quartels. Theuer bezahlten sie ihr Unternehmen. Die Naknenuks fielen noch einmal über sie her und rieben den Stamm beinahe auf. Der Rest floh wieder gen Alto dos Bois und wurde von Antonio Gomez Leal auf seiner Fazenda São Pedro freundlich aufgenommen.

Es ist eine höchst eigenthümliche Erscheinung, dass Indianerstämme, die durch Krieg oder Epidemien plötzlich sehr stark reducirt wurden, sich in der Regel nie wieder erholen und nur noch als wenig zahlreiche Familien gewöhnlich noch jahrzehntelang hinsiechen, bis sie endlich ganz aussterben. Bei ihnen tritt nicht mehr die Vermehrungsprogression ein, wie sie vor dem vernichtenden Schlage stattgefunden hatte, und bei andern unter den nämlichen physischen Bedingungen lebenden Völkern beobachtet wird. Meines Wissens ist dieses Verhältniss noch nirgends erörtert worden. Ich habe es bei einem genauen Studium der Geschichte der nord- und südamerikanischen Indianer als Regel gefunden. Sehr verminderte Fruchtbarkeit des Weibes ist die Hauptursache; auf welchen physiologischen Einwirkungen dieselbe aber beruht, ist wol schwer zu ermitteln.

Vor 1787 waren die Malalies ein Stamm, der über ein Halbtausend Individuen zählte. Als sie in jenem Jahre von den Botokuden nach vernichtendem Kriege nach Westen gedrängt wurden, erschienen sie kaum anderthalbhundert Köpfe stark beim Quartel, und als sie nach ihrem nochmaligen Rückzuge in die Wälder und der neuen Niederlage in der Nähe von Antonio Gomez Leal sich wieder sammelten, waren ihrer nur noch sechsundzwanzig. Trotzdem sie, nun schon siebzig Jahre ansässig, keinen besondern Gefahren ausgesetzt sind und ungestört nach ihren Neigungen leben, sehr mässige Arbeiten verrichten und auch an keinen Nahrungssorgen leiden, ist ihre Zahl doch nicht auf mehr als auf einige und dreissig Individuen gestiegen. Ich habe mehrere von ihnen bei Antonio Gomez gesehen. Ihre Hautfarbe ist lichter, ihr Gesicht mehr oval als bei den Botokuden, ihr Ausdruck sanft und eigenthümlich schwermüthig. Sie

sollen ziemlich arbeitsam, aufgeweckt, aber mistrauisch sein. Wahrscheinlich haben sich die Mishandlungen, die ihre Vorfahren vom Postencommandanten im Quartel von Alto dos Bois erlitten, unter ihnen als Tradition erhalten. Ihr Körperbau ist, im ganzen genommen, schmächtiger und schwächlicher als der der Naknenuks. Es ist daher auch leicht erklärlich, dass sie den wilden und kriegerischen Botokuden erlagen. Sie sollen sich bisjetzt mit andern Indianern nicht vermischt haben.

Antonio Gomez führte mir noch folgende Stämme an, mit denen sein Vater und sein Oheim, Casimiro Gomez, in näherer Berührung standen: Die *Machacalies,* die gegenwärtig in ziemlicher Anzahl am Rio Jequitinhonha, da, wo sich von Süden her der Riberão dos Prates in ihn ergiesst, im *Aldeamento do Farrancho* sich niedergelassen, Ackerbau treiben und dem christlichen Cultus folgen; die *Panhames*, *Cupochies*, *Macuinies (Mucunis),* und die *Naknenuks*. Letzterer Name bedeutet „Herr des Landes“. Verschiedene Indianerstämme Nord- und Südamerikas nennen sich in ihren Sprachen so, häufig nur nach dem „jus possessionis“, nachdem sie ein Land erobert haben, und nicht selten geht dann ihr früherer Stammname verloren.

Mein Gastfreund bemerkte mir, er sei nie von den Botokuden irgendwie feindselig belästigt worden, obgleich sich zwei ihrer Aldeas, die eine unter dem Häuptlinge *Poté*, die andere unter dem Anführer *Karacatan* (nach andern Krakatan) in kurzer Distanz von seiner Ansiedelung befinden. Den erstern schilderte er mir als gutmüthig, dienstgefällig und verlasslich, den andern aber als mehr hinterlistig und abgeschlossen.

Die Aldeas der Botokuden bestehen aus äusserst ärmlichen Hütten, die nur den nothdürftigsten Schutz gegen die Unbilden der Witterung gewähren. Bei einigen dieser Weiler werden Nutzpflanzen, z. B. Mandioca, Mais etc., in geringer Menge gezogen. Die Bewohner stehen unter einem Häuptlinge, den die Brasilianer Capitão nennen. Dieses Wort hat sich auch schon bei den Indianern, die mit den christlichen Bewohnern häufig in Berührung kommen, eingebürgert und sie nennen ihrerseits

auch jeden, von dem sie glauben, dass er eine gewisse Autorität ausübe, Capitão.

Frühmorgens des folgenden Tages machte ich den Botokuden in ihrem Rancho einen Besuch. Sie lagen in süssem Nichtsthun auf dem Bauche auf blosser Erde oder kauerten um ein grosses Feuer. Es waren im ganzen siebzehn Individuen. Ein grosser Kopf, eine viereckige Stirn, kleine, schiefgeschlitzte Augen, eine breite Nase, ein grosses Maul, ein dicker Bauch und schmächtige Extremitäten sind die hervorstechenden Züge dieser Indianer. Die ältesten hatten die Unterlippe quer aufgeschlitzt und die Ohrlappen gross durchlöchert, schlaff, fast auf die Schultern herunterhängend. Keiner trug die eigenthümlichen Hölzer in den Schlitzen. Bei den jüngern waren Ohren und Lippen unverletzt. Zwei von ihnen glichen sich, sie waren wahrscheinlich Brüder. Die übrigen hatten, den Rassentypus abgerechnet, sehr verschiedene Physiognomien. Einer der älteren zeichnete sich durch einen sehr einnehmenden Gesichtsausdruck höchst vortheilhaft aus und war auch in seinem Betragen fast liebenswürdig zu nennen. Er sprach einzelne portugiesische Worte. Nur Ein weibliches Wesen befand sich unter diesen Indianern; es mochte 9—10 Jahre alt sein, war aber doch schon verheirathet, ein unreifes, garstiges Geschöpf. Ein Theil von ihnen war ganz nackend, mehrere hatten einzelne Kleiderfetzen umgehängt. Die Indianerin trug ein sehr kurzes, vorn ganz aufgeschlitztes Hemdchen.

Da die Botokuden reichlich mit Waffen versehen waren, so suchte ich einige von ihnen einzutauschen. Nach langem Hin- und Hergesticuliren zeigten sie sich bereit mir mehrere Pfeile abzulassen. Ich erhielt für je ein zwei Zoll langes Stück Rolltaback einen Pfeil. Schwieriger war es Bogen einzuhandeln. Sie schienen grossen Werth darauf zu legen, wahrscheinlich, weil deren Anfertigung mühsam ist. Ich bot zwei, dann drei Stücke Taback für einen solchen, aber umsonst. Ich versuchte es mit vieren. Die Verlockung war gross, aber dennoch wollten sie sich nicht entschliessen, die Waffe herzugeben. Ich steckte den Taback wieder ein und schickte mich an fortzugehen. Nun entspann sich eine lange lebhafte Debatte und schliesslich bot mir

einer seinen Bogen dar. Er erhielt die vier Stücke Taback und bald hatte ich zum nämlichen Preise den Bogen eines zweiten. Dem Weibe zeigte ich einen Ring; es streckte gleich die Hand her und liess ihn sich von mir anstecken. Ich schenkte ihr auch einen kleinen Spiegel, über den sie eine wahre Affenfreude äusserte.

Als ich zur Ansiedelung zurück wollte, begleiteten mich sämmtliche Botokuden. Sie gingen dorthin zur Arbeit. Der alte Indianer nahm mir Bogen und Pfeile ab, um sie bis zum Hause zu tragen, wofür er ebenfalls mit Taback belohnt wurde. Eine halbe Stunde später sah ich diese Indianer beim Essen. Sie standen um eine grosse, mit breiartigem Gerichte gefüllte Schüssel und bedienten sich ganz anständig der Löffel. Sie hatten also schon einen leisen Anstrich von Civilisation. Es war freilich ein eigenthümlicher Contrast, sie splitternackend dastehen und mit zinnern Löffeln essen zu sehen.

Vor dem Frühstück liess mir Antonio Gomez einen Thee (Chá do Matto), wie er ihn mit seiner Familie täglich trinkt, bereiten. Es war ein sehr angenehmer aromatischer Aufguss von der Rinde eines Sipo (Liane), dem viele wunderthätige Wirkungen zugeschrieben werden.

Dicht bei der Wohnung des Antonio Gomez führt eine hölzerne Brücke über den Mucury, der hier gerade einen Bogen von Süden nach Norden macht; da aber seine Hauptrichtung von Westen nach Osten ist, so gelangt man über die Brücke an sein südliches Ufergebiet. Meilenlang folgte nun ein fast unwegsamer Kothpfad, in dem die Thiere stellenweise bis an den Bauch in Morast versanken. Um 10 Uhr ritt ich bei einer verlassenen Ansiedelung vorbei. Dicht vor derselben steht ein kapellenartiges Häuschen, im Innern mit einem schmucklosen Kreuze. Es umschliesst das Grab des frühern Besitzers. Eine stundelange Wegstrecke weiter traf ich in einem fast unergründlichen Moraste drei Neger mit langen Stangen beschäftigt. Ich glaubte sie bei einer so dringend nöthigen Wegreparatur. Arge Täuschung! Sie gehörten zu einer nahe gelegenen Ansiedelung und befassten sich damit, in den freien Stunden mit langen Haken

in diesem gefährlichen Atoleiro nach Hufeisen zu suchen. Sie hatten heute auch schon sieben Stück gefunden. Ich kaufte ihnen die bessern ab, denn von meinem aus Capellinha mitgenommenen Vorrathe hatte ich in der Früh die letzten aufgenagelt. Nachdem wir wieder auf etwas trockenerm Wege waren, bemerkte ich, dass meine Thiere wieder zwei Hufeisen in dem Moraste hatten stecken lassen, also wieder ein Gewinn von 2 Patacas für die industriellen Neger.

Der Urwald ist hier ausserordentlich dicht, mit vielen riesenhaften Bäumen und einem fast undurchdringlichen Unterholz und Bambusrohren. Mir ist es immer unbegreiflich, wie die Indianer durch dieses dichte Pflanzengewebe mit seinen zahllosen stacheligen Sträuchern und Bäumen, unter denen besonders die stachelbedeckten Stämme der Airi- und Tucumpalmen so schmerzhaft verletzen, sich mit ihren nackten Leibern durchwinden. Ich sah sie oft im Walde verschwinden an Stellen, wo scheinbar kaum ein Aguti durchschlüpfen konnte. Freilich eilt auch der edle Zwanzigender flüchtig durch Stangenholz, das seinem stolzen Geweihe keinen Raum zu geben scheint.

Ich begegnete häufig kleinern und grössern Partien wohlbewaffneter Botokuden. Sie kamen aus dem Walde, zogen quer über den Weg und verschwanden wieder waldwärts. Mehrmals begleiteten mich einzelne eine Strecke weit und bogen dann in irgendeinem Walddickicht ab. Ich schenkte diesen immer ein paar Stückchen Taback. Sie wurden stets mit einem eigenthümlichen gutturalen Ausrufe entgegengenommen. Alle diese Indianer, es mochten im ganzen gegen sechzig gewesen sein, schlugen die nämliche Hauptrichtung ein. Da mir Antonio Gomez erzählt hatte, dass seit einigen Tagen bedeutende Unruhen unter den Indianern verschiedener Aldeas ausgebrochen seien und ein Stamm Rache wegen Ermordung von ein paar seiner Angehörigen an einem andern Tribus nehmen wolle, so vermuthete ich, dass alle von mir getroffenen Botokuden sich an einen bestimmten Sammelplatz begaben, um von dort aus den Feldzug zu eröffnen.

In den ersten Nachmittagsstunden ritt ich bei einer Roça vorbei und sah dicht am Wege einen greisen Mulatten nebst

einigen jüngern dunkelgefärbten Männern im Felde arbeiten. Die Ansiedelung liegt am *Rio de Todos os Santos*, in dessen Gebiete ich mich nun befand, und heisst Cachoeira. Die Geschichte jenes Greises, wie sie mir in den nächsten Tagen wiederholt und übereinstimmend erzählt wurde, ist so tragisch, dass ich nicht umhin kann, sie hier aufzuzeichnen.

In den Wäldern des obern Urupuca (auch Arapuca oder Oropuca gesprochen), der seine Gewässer in den Rio Sassuahy grande, den beträchtlichsten nördlichen Zufluss des Rio Doce, ergiesst, südöstlich von Capellinha de N^a^. S^a^. da Graça, liessen sich vor einigen und dreissig Jahren, zwei Brüder nieder, Thomas und Feliciano *Pego*, dunkle Mulatten, aber nüchterne, arbeitsame und rührige Männer. Sie rodeten den Wald und machten ausgedehnte Pflanzungen. Durch vertrauenerregendes Entgegenkommen und sanfte Behandlung wussten sie bald die herumschwärmenden Indianer in solchem Grade zu gewinnen, dass diese meistens bei den Brüdern blieben und ihnen bei der Feldarbeit halfen. Sobald ihre Roça in gutem Zustande war, verkauften sie dieselbe vortheilhaft und zogen, von den Indianern begleitet, tiefer in die Wälder, um die nämliche Arbeit von neuem zu beginnen. Nachdem sie auf diese Weise mehrere Roças hergestellt und günstig verkauft hatten, fassten sie den Entschluss, endlich für sich selbst einen bleibenden Wohnsitz zu gründen, und legten eine grosse Fazenda „Suruby" genannt an. Treu, wie immer, standen ihnen die Indianer bei. Sie bildeten mit ihnen sozusagen nur Eine Familie und zeigten gegen die beiden Brüder eine rührende Verehrung. Den einen nannten sie „meu pay" (mein Vater), den andern „meu padrinho" (mein Pathe). So lebten sie manches Jahr zufrieden und ruhig, bis plötzlich eine jener unerklärlichen Schicksalsfügungen, die so oft vernichtend in das menschliche Leben eingreifen, auch ihnen Fluch und Unheil brachte.

Im Jahre 1848 kam ein durch viele Niederträchtigkeiten übel berüchtigtes Individuum, ein Kapuziner, Namens Fray Bernardino, nach Suruby, genoss dort einige Zeit die Gastfreundschaft und fand das Terrain günstig, um einen seiner verruchten

Pläne in Ausführung zu bringen. Seine heuchlerische Frömmigkeit bestach die beiden Brüder, und als er sich dem Thomas Pego, einem schlichten, frommen Manne, anbot, zwei seiner Enkelinnen, Töchter einer Indianerin, in der christlichen Religion zu unterrichten, nahm dieser es freudig an. Nach einigen Monaten verliess der Mönch heimlich Suruby; er hatte die beiden Mädchen geschändet. Aber nicht zufrieden mit dieser niederträchtigen Handlung, wollte er den Ruin der ganzen Familie. Er begab sich nach Ouro-Preto und klagte dort zu einer Zeit grosser politischer Aufregung die Brüder Pego revolutionärer Umtriebe an; behauptete, sie haben Tausende von Indianern um sich versammelt, um der Oppositionspartei zu helfen, und wusste es durch seine geschickten Verleumdungen so weit zu bringen, dass Luis Antonio Barbosa, damals Präsident der Provinz Minas geraes, später Präsident der Provinz Rio de Janeiro, dann Justizminister und zuletzt Deputirter für Minas geraes, sich bewogen fand, die Pegos unter Polizeiescorte nach Ouro-Preto bringen zu lassen, um sich im Gefängnisse zu rechtfertigen. Durch kriecherische Schmeicheleien und heuchlerische Frömmigkeit wusste Fray Bernardino vom Präsidenten den Auftrag zu erwirken, die Indianer von Suruby zur christlichen Religion zu bekehren! Zurückgekehrt auf den Schauplatz seiner Niederträchtigkeiten wollten die Indianer nichts mehr von ihm wissen und drohten ihm mit dem Tode. Er sah sich genöthigt, in einer andern Ansiedelung Zuflucht zu suchen. Als aber die Indianer ihre Beschützer und Freunde nicht mehr zurückkehren sahen, zogen sie sich in die Wälder zurück. Die beiden entehrten Mädchen flohen vor dem Verbrecher mit ihnen. Nun hatte der nichtswürdige Mönch freie Hand. Er bemächtigte sich der Fazenda, verkaufte das Vieh, stahl, was zu stehlen war, versammelte unter dem Vorwande, ein Nonnenkloster zu stiften, eine Anzahl Dirnen um sich und führte mit ihnen ein wildes, wüstes Leben. Bald aber mochte ihm die Lage nicht mehr ganz geheuer erscheinen und er verliess Suruby, um sich einen neuen Schauplatz für seine Verbrechen aufzusuchen. Wenn ich recht unterrichtet bin, hält er sich gegenwärtig in Bahia auf.

Die Fazenda Suruby, geplündert und von ihren Besitzern verlassen, überwucherte mit Gesträuchern. Das Haus verfiel und ist heute ein kaum noch erkennbarer Trümmerhaufe. Die Brüder Pego, endlich als unschuldig ihrer Haft entlassen, arm und unglücklich, wollten nicht mehr auf die Stätte ihres frühern Glücks und Wohlstandes, an die sich so tragische Erinnerungen knüpften, zurückkehren. Feliciano Pego gründete sich vor mehrern Jahren mit einer Anzahl von Kindern und Enkeln am Allerheiligenflusse, da, wo ich ihn sah, eine neue Existenz, die ihm hoffentlich nicht mehr getrübt werden wird. Sein Bruder Thomas lebt irgendwo in der Provinz Minas. Seinen Aufenthaltsort habe ich nicht erfahren. Den verruchten Mönch hat der Arm der weltlichen Gerechtigkeit bis jetzt noch nicht erreicht oder erreichen wollen.[1])

Gegen 4 Uhr erreichte ich die Ansiedelung Todos os Santos. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an deren Besitzer Marcelino Domingues und konnte mich auch hier wieder von dem grossen Werthe solcher Reisebegleiter überzeugen. Der Brief verschaffte mir die freundlichste Aufnahme. Ob er ihn lesen konnte, weiss ich nicht. Er fragte mich nach dem Namen des Absenders und der genügte ihm. Die Ansiedelung machte mir einen sehr angenehmen Eindruck. Marcelino hatte mit den Seinigen tüchtig gearbeitet und sich ein angenehmes Heimwesen geschaffen. Die Felder waren in gutem Stande und die Wohnung genügte den bescheidenen Bedürfnissen. Das Haupterzeugniss seiner Roça war Zuckerrohr, dessen Saft er theils zu Moscovade bereitete, theils zur Destillation von Branntwein verwendete. Er und seine Familie waren von diesem Urwaldleben so befriedigt, dass sie sich durchaus nicht der Civilisation näher gerückt wünschten.

Ein Paar wundervolle Arraras, die, jung eingefangen, nun vollkommen gezähmt ums Haus herumspazierten, machten mir hier viel Vergnügen. Bei dieser Gelegenheit will ich ein Beispiel

[1]) Auf der Halfeld-Wagner'schen Karte der Provinz Minas geraes sind zwischen dem Rio Urupuca und dem Rio Serubim, und zwischen diesem und dem Rio d'Agoa boa drei Fazendas Pego verzeichnet, die diesen Brüdern gehörten.

eigenthümlicher gegenseitiger Anhänglichkeit dieser Thiere anführen, das mir ein paar Tage später erzählt wurde. Zwei gezähmte Arraras wurden nebeneinander gehalten und täglich zusammen mit Mais gefüttert. Der eine starb und von dem Augenblicke an frass der hinterbliebene nie mehr ein Korn Mais; er musste mit Bananen und anderm Futter ernährt werden.

Unter dem Personal der Ansiedelung befanden sich drei Chinesen, die hier für Tagelohn im Felde arbeiteten. Sie waren in ihrem nationalen Costüm mit den typischen Zöpfen und breiten, runden Strohhüten. Marcelino war mit ihnen zufrieden; er sagte mir, dass sie zu jeder Arbeit erst abgerichtet werden müssen, wenn sie aber einmal die Handgriffe erfasst haben, seien sie sehr brauchbar. Jedenfalls ziehe er sie den Botokuden vor, die starke Fresser und äusserst faule Arbeiter seien.

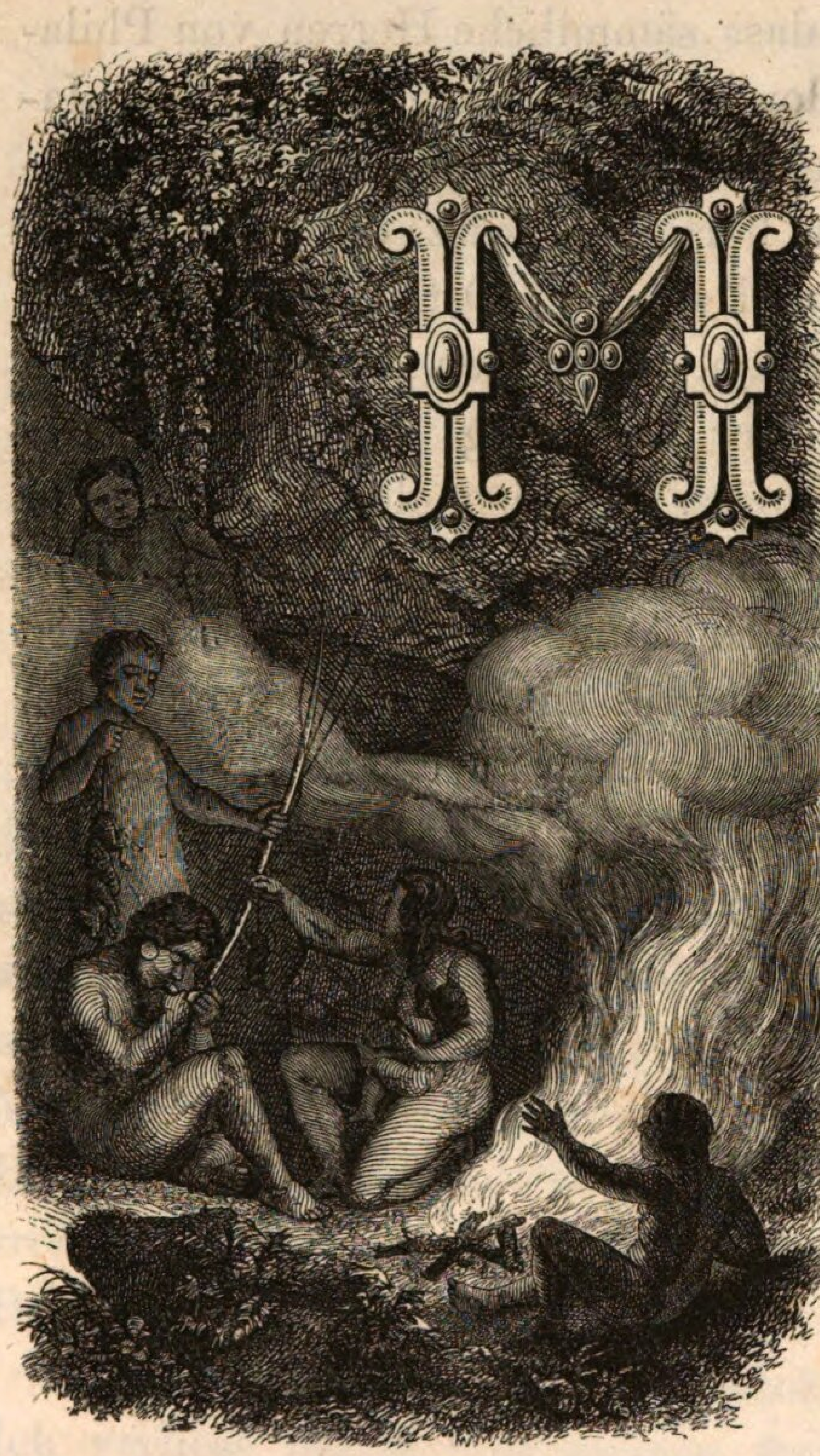
Ich unterhielt mich abends längere Zeit mit diesen Söhnen des himmlischen Reichs. Einer von ihnen sprach ziemlich gut portugiesisch und schien mir überhaupt ein durchtriebener Bursche zu sein. Er nannte sich Herculano; sein heimischer Name war A-cua-y, die seiner beiden Kameraden Ho-sching und Tschin-scho. Er schrieb nicht nur seine Muttersprache, sondern auch portugiesisch und als Beweis notirte er mir in mein Skizzenbuch seinen und seiner beiden Landsleute Namen chinesisch und überdies noch seinen eigenen portugiesisch. Er bot mir seine Dienste zur Weiterreise als Bedienter an. Ich sah aber wohl ein, dass er nur auf meine Kosten nach Rio de Janeiro reisen wollte und fühlte mich daher nicht veranlasst, sie anzunehmen. Am folgenden Morgen übergab er mir einen offenen chinesischen Brief mit der Bitte, ihn dem ersten besten Chinesen, den ich in Philadelphia treffen würde, zu übergeben, er werde schon an den Ort seiner Bestimmung gelangen.

Von Marcelino Domingues nach Philadelphia sind 3 Legoas. Ich verliess um 8 Uhr meinen freundlichen Wirth und folgte dem möglichst schlecht tracirten Wege über seine Steigungen und Senkungen und Moräste. Gegen Mittag langte ich bei einer Anzahl elender Hüttchen an; sie heissen die *Ollaria* (Ziegelei) und sind gewissermassen die Vorstadt von *Philadelphia*,

dem Haupt- und Centralpunkte der Mucurycolonien. Nach einer scharfen Wegbiegung betrat ich dieses Colonialcentrum. Der Ort war wie entvölkert; ich erkundigte mich nach den Häusern, für deren Besitzer ich Empfehlungsbriefe hatte; aber ich fand sie entweder verschlossen, oder den Hausherrn abwesend. Ich lenkte daher mein Thier zu einem ansehnlichen Rancho. Einige Botokudenfamilien hatten ihn zwar schon besetzt, es blieb aber doch noch ein Plätzchen für mich übrig und ich harrte der Dinge, die da kommen würden. Endlich bemerkte ich einen Neger und machte mich an ihn, um wenigstens einige Erkundigungen einzuziehen. Ich erfuhr nun, dass sämmtliche Herren von Philadelphia dem Director der Colonien, der heute von Rio de Janeiro eintreffen sollte, entgegengeritten seien und wol bald zurückkehren würden. In der That hörte ich kurz darauf Pistolenschüsse und Raketen knallen und sah von Osten her eine zahlreiche Gesellschaft Reiter einrücken. Sie hielten vor einem ziemlich grossen, freundlichen Hause, der Wohnung des Bruders des Directors. Wenige Minuten später erschien der Director der Colonien, Herr Theophilo Benedicto *Ottoni*, der meine Ankunft erfahren hatte, mit seinem Bruder Augusto und einigen andern Herren im Rancho, um mich zu begrüssen und mir unverzüglich eine Wohnung anzuweisen. Ich wurde in einem geräumigen der Compagnie angehörigen Gebäude einquartiert. Es stand bis auf ein Gelass am rechten Flügel für eine Apotheke, der ein junger deutscher Pharmaceut vorstand, leer.

Viertes Kapitel.

Aufenthalt in Philadelphia.



Mein erstes Geschäft in Philadelphia war, die Koffer, die fünf Tage früher tief im Flusse gelegen waren, auszupacken. Während der Reise durch den Urwald war es unmöglich, diese dringend nothwendige Arbeit vorzunehmen und die tagtäglichen Regen erlaubten auch nicht die Gegenstände zu trocknen. Ihr Inhalt war in einem höchst traurigen Zustande. Instrumentenetuis, Kleider, Sammlungen troffen noch vom Wasser. Das meiste war gänzlich verdorben, besonders an den Sammlungen erlitt ich manchen mich schmerzenden Verlust.

Bei meinen verschiedenen Reisen durch Südamerika habe ich aus den bedeutendsten Häfen der Ost- und Westküste Samm-

lungen nach Europa gesandt. Sie sind alle ohne Ausnahme glücklich an den Ort ihrer Bestimmung gelangt. Weit weniger günstig war mir das süsse Wasser. Zu vier verschiedenen malen habe ich in Flüssen Ladungen ganz oder theilweise eingebüsst. Die Verluste an Tagebüchern und wissenschaftlicher Ausbeute werden bei solchen Unfällen am bedeutendsten empfunden. Sie können entweder gar nicht mehr oder nur theilweise ersetzt werden. Verloren gegangene oder unbrauchbar gewordene gewöhnlichere physikalische Instrumente findet der Reisende gegenwärtig fast in jeder grossen Hafenstadt Südamerikas und nicht selten von vortrefflicher Arbeit.

Nachdem ich fast den ganzen Tag dem Trocknen und Umpacken gewidmet hatte, suchte ich mich in Philadelphia, unbeirrt von jedem Einflusse, einigermassen zu orientiren. Ehe ich indessen meine persönlichen Eindrücke hier mittheile, halte ich es zum bessern Verständniss für nöthig, in gedrängter Kürze die Entstehung und allmähliche Entwickelung der Mucurycolonien zu erwähnen.

Der Capitão *Bento Lourenço* Vas de Abreu Lima, ein unternehmender Bewohner von Minas novas, hatte zu Anfang dieses Jahrhunderts durch mehrere Jahre im Quellengebiete des Mucury nach Edelsteinen gesucht und sich immer mit dem Gedanken beschäftigt, einen Weg mitten durch die Urwälder bis zum Atlantischen Ocean zu bahnen. Auf seine Kosten liess er von Westen her eine ziemlich weite Wegstrecke eröffnen. Da er aber wohl einsah, dass seine Mittel nicht ausreichen würden, das grosse Unternehmen auf diese Weise durchzuführen, beschloss er (1815), mit 22 bewaffneten Begleitern, theils Soldaten, theils Freiwilligen, wenigstens eine Picada (Waldpfad) bis an das Meer zu eröffnen. Funfzig Tage lang arbeitete er sich mit seinen Begleitern durch die fast undurchdringlichen Urwälder, mitten durch das Gebiet feindlicher, wilder Indianer. Die kleine Schar hatte auf diesem gefahrvollen Zuge mit allem möglichen Ungemach, Hunger, Durst und Krankheiten zu kämpfen. Sie folgte dem nördlichen Ufer eines Flusses, den Capitão Bento Lourenço für den Rio São Matheus hielt. Erst am Ziele der Reise,

da, wo sich der Strom ins Meer ergiesst, in São José de Porto Alegre erkannte er seinen Irrthum. Es war der Rio Mucury, dem er gefolgt war.

Der damalige königliche Minister *Conde da Barca*, an den Ufern des Mucury begütert, hatte um jene Zeit das Project, den ausserordentlichen Reichthum der Mucurywälder an kostbaren Holzarten auszubeuten [1]) und den Ouvidor der Comarca Porto Seguro, Herrn José Marcelino da Cunha, beauftragt, eine grossartige Sägemühle zu errichten. Als technischen Leiter derselben hatte ihm der Minister einen deutschen Mühlenbauer namens Kramer aus Thüringen beigegeben. Eine kleine Viertelstunde von der Lagoa d'Arrara, am nördlichen Ufer des Mucury, circa 8—9 Legoas von seiner Mündung, wurde ein passender Platz gefunden, an dem das Gewerk errichtet werden sollte.

Als Capitão Bento Lourenço glücklich in der Villa do Mucury (damals der gebräuchliche Name für São José de Porto Alegre) angelangt war, beeilte sich der Ouvidor, dem Minister Conde da Barca Bericht darüber zu erstatten und dieser gab wol auch in seinem eigenen Interesse unverzüglich den Befehl, dem kühnen Waldgänger eine genügende Anzahl von Leuten und alle nöthigen Hülfsmittel anzuweisen, um eine ordentliche Strasse von der Villa do Mucury nach Minas novas zu eröffnen. Der Capitão machte sich sogleich mit 80—90 Mann an die Arbeit. Den 22. Februar 1816 langte er bei der Lagoa d'Arrara an und gegen Ende dieses Monats waren die Arbeiten schon bis Cachoeira do Mucury, da, wo heute Santa Clara liegt, vorgerückt. Bento Lourenço erfüllte seine Aufgabe. Zur Belohnung wurde er zum Obersten befördert und decorirt. Die Strasse, eigentlich

[1]) Der wenig gewissenhafte Regierungscommissär *José Candido Gomes*, der auf Befehl des kaiserlichen Agriculturministeriums im Jahre 1861 die Liquidation der Mucurycompagnie vornahm, sagt irrigerweise in seinem Berichte, dass durch die Expedition des Capitão Bento Lourenço erst die Aufmerksamkeit der Regierung auf den Mucury gezogen worden sei und dass der Minister Conde da Barca infolge dessen sieben Sesmarias (Landestheile) genommen und am Morro d'Arrara wichtige Etablissements gegründet habe. Conde da Barca hatte schon längst alle Vorbereitungen zum Bau der Sägemühle auf seinen Besitzungen getroffen, ehe nur Bento Lourenço seine Expedition antrat.

weiter nichts als ein breiter Waldpfad mit den nöthigen Brücken, wurde wenig benutzt und nach einer kurzen Reihe von Jahren war sie wieder mit Gebüschen überwuchert. Der liebenswürdige, gewissenhafte und bescheidene Reisende und emsige Naturforscher Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied traf mit dem Capitão Bento Lourenço in Villa do Mucury und an der Lagoa d'Arrara zusammen.

Der Verfall der Mucurystrasse dürfte in inniger Verbindung mit einer Pression der Indianerstämme von Westen nach Osten stehen. Im Quellengebiete des Mucury nämlich hatte ein tapferer und intelligenter Indianerhäuptling, von den Portugiesen Capitão Tomé genannt, in einer bedeutenden Aldea Indianer verschiedener Stämme zu einer sesshaften Lebensweise versammelt. Seinem Ansehen und der nicht geringen Macht, über die er gebieten konnte, gelang es, auch in weiten Kreisen die herumschweifenden Indianer im Zaume zu halten. Nach seinem Tode fand sich kein ihm ebenbürtiger Häuptling. Die Verbindung der Indianer löste sich auf und die Aldea blieb verödet und verwildert.[1]) Nun brachen unter den in die Wälder gezogenen Wilden jahrelange, vernichtende Kriege aus, während allmählich die Ansiedelungen der Weissen tiefer waldwärts vorrückten. Die Indianer zogen sich vor der Civilisation zurück und drängten auf die Stämme im Osten; diese konnten nur nach Süden und Norden weichen, dem östlichen Vordringen setzte der Atlantische Ocean eine Grenze. Die schwache, feige, christliche Bevölkerung empfand am härtesten den Stoss, den die kräftigern, intelligentern Mineiros im Westen auf die Indianer ausübten. Sie wurde von den Indianern bekämpft, sah sich genöthigt, die vorgerückten Ansiedelungen aufzugeben und fühlte nur noch in geschlossenen Ortschaften die nöthige Sicherheit. Auch die Niederlassungen des Grafen da Barca am Morro d'Arrara mussten aufgelassen werden.

[1]) Obgleich seit ungefähr 55—60 Jahren die Aldea do Capitão Tomé nicht mehr besteht, so figurirt sie doch noch immer selbst auf den neuesten Ausgaben von Arrowsmith's Karte von Südamerika.

Im Jahre 1834 beabsichtigte die Provinzialregierung von Minas geraes, am Stromgebiet des Mucury eine Verbrechercolonie zu gründen und womöglich unter dem Schutze einer Militärcolonie neue Verbindungen zwischen Minas novas und São José de Porto Alegre herzustellen. Sie beauftragte zwei Jahre später den Ingenieur Pierre Victor *Regnault* mit der Untersuchung des Mucury und seines bedeutenden Zuflusses, des Rio Todos os Santos. Unter grossen Mühseligkeiten und vielen Gefahren beschiffte er im September 1836 den Allerheiligenfluss und den Mucury bis zu seiner Mündung ins Meer. In den Archiven von Ouro-Preto ist der ausführliche Bericht über diese Reise aufbewahrt. Die Provinzialregierung sah sich aber nicht veranlasst, ihr Project auszuführen. Desto lebhafter aber fasste ein erleuchteter Mineiro die Idee einer möglichst kurzen Verbindung des nördlichen Theiles der Provinz mit der Meeresküste längs des Rio Mucury auf. Herr Theophilo Benedicto *Ottoni*, aus Cidade do Serro gebürtig, von 1838—1841 Deputirter in der Zweiten Kammer des Gesetzgebenden Körpers in Rio de Janeiro, lenkte wiederholt die Aufmerksamkeit des Hauses auf die Nothwendigkeit, diesen wichtigen Theil der Provinz auf dem angezeigten Wege mit der Reichshauptstadt in nähere Berührung zu bringen. Wirkungslos verhallten seine Worte. Möglich aber auch, dass eine Untersuchung des Rio Mucury von der Barre bis nach dem Wasserfalle (Cachoeira), die im Jahre 1845 der Schiffslieutenant Hermenegildo Barbosa de Almeida auf Befehl des energischen Marschalls *Andrea*, damaligen Präsidenten der Provinz Bahia machte, ein Nachklang jener Worte und Mahnungen war. Da jedoch immer noch keine Aussicht vorhanden war, dass die Regierung die Initiative zur Realisirung des Projects ergreifen werde, so entschloss sich Herr Theophilo Benedicto Ottoni in Verbindung mit seinem Bruder, Honorio Benedicto Ottoni, dieselbe selbst in die Hände zu nehmen. Im Jahre 1847 machten sie persönlich die Untersuchung des Stromgebietes des Mucury und gründeten eine Actiengesellschaft, die später so oft genannte Companhia do Mucury, welche mit einem Kapitale von 1200 Contos de Reis (circa $3\frac{1}{2}$ Millionen Franken) das Unternehmen

ausführen sollte. Am 15. Mai 1851 trat die Gesellschaft nach vierjährigen Unterhandlungen theils mit der Centralregierung in Rio de Janeiro, theils mit der Provinzialregierung in Ouro-Preto ins Leben. Ihre Statuten erhielten einige Monate später (12. Juli 1851) die kaiserliche Sanction. Noch während der Verhandlungen über die Gründung der Gesellschaft starb Honorio Benedicto Ottoni und sein Bruder Theophilo blieb nun allein an der Spitze des Unternehmens.

Die Centalregierung bewilligte der Mucurygesellschaft folgende Vortheile:

1. Ausschliessliches Privilegium der Flussdampfschiffahrt auf dem Rio Mucury und seinen Nebenflüssen, sowie der Küstendampfschiffahrt von der Barre des Stromes nach Rio de Janeiro und Bahia.

2. Das Recht, die Güterfracht von Rio de Janeiro auf dem bezeichneten Wege nach jedem Punkte von Minas novas zu bestimmen, mit der Bedingung aber, dass dieselbe nicht die Hälfte der bisher bezahlten übersteige.

3. Das Recht, die Reglements für die Beschiffung des Mucury zu bestimmen.

4. Nach Abfluss von vierzig Jahren das Recht der Erneuerung der nämlichen Privilegien für eine ebenso lange Zeit, wenn die Regierung nicht vorziehen würde, nach Schätzung den Betrag aller längs der Flussufer construirten Werke (Magazine, Kanäle, Schleusen etc.) zu bezahlen.

5. Zehn Legoas Ländereien längs der Ufer des Mucury bei 1 Legoa Tiefe zu dem Preise, den der Gesetzgebende Körper bestimme, und unter der Bedingung, dass nach Verlauf von zehn Jahren wenigstens sechzig Familien auf je 1 Quadratlegoa angesiedelt seien.

Die Provinzialregierung ihrerseits bewilligte der Gesellschaft:

1. Die Subscription der Provinz auf eine Anzahl von Actien, die dem vierten Theile des Gesellschaftskapitals entspricht.

2. Das Privilegium, während einer zu bestimmenden Zeit Mauthen für die Benutzung der von der Compagnie gebauten Strassen und Brücken zu beheben.

3. Das Recht, die Frachten von Rio de Janeiro nach Minas novas nach der von der Generalregierung bewilligten Norm zu bestimmen.

4. Das Privilegium, zwischen den Quellen des Mucury und der Barre des Rio de Todos os Santos, sowol nach Norden als nach Süden, nach jeder beliebigen, schon bestehenden Strasse der Provinz Minas geraes neue Strassen zu eröffnen.

5. Zollfreiheit aller über den Mucury importirten und exportirten Waaren.

6. Verpflichtung der Provinzialregierung, einen Militärposten zu errichten und daselbst durch wenigstens fünf Jahre eine Abtheilung von dreissig Soldaten zu halten, vorzüglich um die Interessen der Compagnie zu schützen.

Es ist nicht meine Absicht, den einzelnen Entwickelungsphasen der Unternehmer zu folgen. Ich will nur im allgemeinen anführen, was die Direction im Verlaufe mehrerer Jahre, d. h. bis zu meinem Besuche jener Gegend, geleistet hatte. Eine der grössten Schwierigkeiten, mit der sie in den ersten Jahren zu kämpfen hatte, war der Mangel an Arbeitern. Wenn auch mit Mühe aus der Provinz Minas solche geworben worden waren, so verliessen sie gewöhnlich in kurzer Zeit wieder eine Wildniss, in der sie nur harte Tagewerke, aber keine Erholung fanden. Diesem Umstande ist vorzüglich das langsame Vorwärtsschreiten der Arbeiten zuzuschreiben und wenn nicht mehrere brasilianische Gutsbesitzer aus andern Theilen dieser oder der benachbarten Provinzen sich hier niedergelassen hätten, um für sich selbst Fazendas zu gründen, und ihre Sklaven der Compagnie vermiethet oder für Rechnung derselben Wegarbeiten contrahirt hätten, so wäre kaum die Möglichkeit vorhanden gewesen, das Unternehmen durchzuführen.

An den Fällen des Mucury, da, wo er aufhört schiffbar zu sein, wurde das Depot *Santa Clara* gegründet, in São José de Porto Alegre, dicht am nördlichen Ufer des Mucury, ein grosses Gebäude zur Aufnahme von Passagieren und Waaren erbaut und ein zweites Haus in der $^1/_4$ Stunde entfernten Villa acquirirt. Zwei Dampfboote wurden gekauft, eins für die Meerfahrt von

Rio de Janeiro bis an die Barre des Mucury, ein zweites für die Flussfahrt; da letzteres einen zu grossen Tiefgang hatte, so wurde es durch ein kleineres, den „Peruipe", ersetzt; ferner vier grosse eiserne Boote (Lanchas), zwei für den Personen-, zwei für den Waarentransport, um je nach Bedürfniss vom Dampfer ins Schlepptau genommen zu werden. Siebenundzwanzig und eine halbe Legoas fahrbarer Strasse wurden von Santa Clara nach Westen mitten durch dichten Urwald gebaut und weitere 13 Legoas 2110 Brazas ein Weg, die sogenannte Estrada de Santa Cruz, die der Compagnie zwar nicht als Verdienst angerechnet werden kann, denn dazu ist sie, wie wir oben gesehen haben, zu schlecht, bis auf die Hochebenen von Minas novas geführt. An dem Ufer des Allerheiligenflusses wurde ein Dorf gegründet, Philadelphia, mit über hundert Häusern, zwei Kirchen (einer protestantischen und einer katholischen), Waarendepots u. s. w.; am Mucury und längs des Weges ebenfalls einige Waarendepots errichtet; für den Transport eine hinreichende Anzahl solider vierräderiger Wagen gebaut und einige hundert Maulthiere, theils die Waaren zu tragen, theils die Wagen zu ziehen, angeschafft. An verschiedenen Punkten der Strasse wurden überdies künstliche Weiden zum Unterhalt dieser Thiere und des Rindviehs angelegt.

Mit dem Hause Morgenstern & Schlobach in Leipzig wurde ein Vertrag zur Uebersendung von Colonisten abgeschlossen und dieselben vorzüglich in den von Philadelphia wenig entfernten Thälern S. Jacintho, S. Antonio, S. Benedicto und am Rio Todos os Santos placirt. Zu Anfange des Jahres 1858 befanden sich in den Ländereien der Compagnie 1013 Colonisten.

Dieses sind in flüchtigen Umrissen die Leistungen des Directoriums der Compagnie seit Ertheilung des Privilegiums im Jahre 1851 bis Anfang des Jahres 1858, die grösstentheils mit Ueberwindung ausserordentlicher Schwierigkeiten ausgeführt wurden.

Ich kenne die meisten brasilianischen Colonien aus eigener Anschauung und kann der strengsten Wahrheit gemäss versichern, dass keine einzige in dem nämlichen Zeitraume und mit ver-

hältnissmäsig so geringen Mitteln [1]) auch nur von fern in solchen Dimensionen sich entwickelt hat wie die Mucuryunternehmung. Die eine oder andere mag sie, besonders was die Colonistenverhältnisse betrifft, z. B. Schulunterricht, geistliche und ärztliche Pflege, Behäbigkeit der Ansiedler, Leichtigkeit die Ernten zu verwerthen, u. s. w. übertroffen haben, in der Gesammtheit der Schöpfungen steht sie aber einzig da.

Es darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass nach dem Programm der Gesellschaft die Colonisation erst in zweiter Linie stand, ein Mittel zur Erreichung des Hauptzweckes, einer nähern Verbindung zwischen der Reichshauptstadt und der Comarca Minas novas mit einer Bevölkerung von mehr als 200000 Seelen, war, und dieses Ziel hatte die Compagnie zur Zeit meiner Anwesenheit erreicht. Charakteristisch für die Beurtheilung ihrer Leistungen ist die Aeusserung eines Kaufmanns, mit dem ich einige Tage nach meiner Abreise von Diamantina über die Mucurycompagnie sprach. Er sagte mir: „Ich bin ein politischer Gegner von Theophilo Ottoni; ich bin durch und durch Saquarema; aber bei der nächsten Senatorwahl werde ich ihm meine Stimme geben, denn er ist ein wahrer Patriot; er will nur das Beste unserer Provinz. Früher erhielt ich meine Waaren von Rio de Janeiro über Ouro-Preto und Serro in 130—150 Tagen, jetzt erhalte ich sie über den Mucury in 25—30 Tagen. Ich gewinne dabei beträchtlich an Zeit und Geld, und so wie ich hundert andere. Jetzt haben wir Hoffnung, dass unsere verarmte Comarca wieder blühend und reich wird. Wir können wieder Baumwolle pflanzen, ohne dass wir fürchten müssen, dass die Fracht den Werth des Products übersteige."

So sprach der Mann im Februar 1858 und wie wahr wäre der letzte Theil seiner Aeusserungen geworden, wenn die brasilianische Regierung das Unternehmen redlich unterstützt hätte! Die durch ihre treffliche Baumwolle einst berühmte Comarca hätte sich von neuem auf diesen Culturzweig geworfen und heute

[1]) Etwa das Doppelte von dem, was die einzige Brücke über den Rio Parahyba gekostet hat.

würde ihr dieses Product einen ausserordentlichen Gewinn abwerfen. Durch den Zufluss an Geld und durch den lebhaften Verkehr würden die Colonisten reichlichen Absatz ihrer Bodenerzeugnisse gehabt und die Interessen der Gesellschaft sich nach jeder Richtung hin gehoben haben.

Es sollte anders kommen. Den gewissenlosesten Intriguen und der engherzigsten Ministerialpolitik musste die Compagie als Opfer fallen. Doch darüber später. Betrachten wir vorderhand Philadelphia und seine Bewohner etwas genauer.

Die Gründung von Philadelphia in einer kleinen Ebene am Allerheiligenflusse hatte den Zweck, in fruchtbarer und gesunder Gegend einen Centralpunkt zwischen Minas novas und Santa Clara zu bilden. Bis hierher war es möglich, eine fahrbare Strasse zu führen ohne Hindernisse überwinden zu müssen, die die pecuniären Kräfte der Compagnie bei einer weitern Fortsetzung derselben nach Westen unendlich weit überstiegen hätte. Dieser Centralpunkt liegt von Capellinha 17, von Minas novas 24, von Diamantina 42, von Cidade do Serro 48 Legoas entfernt. Für die von Rio de Janeiro theils durch Dampf, theils auf der Achse hierher gebrachten Waaren bot es einen trefflichen Stapelplatz. Die Tropeiros konnten bei einer neuen, vernünftigen Tracirung der Estrada de Santa Cruz mit Leichtigkeit zu jeder Jahreszeit hierher gelangen, für ihre Thiere, bei einer günstigen Entwickelung der Colonie, Mais und Gras im Ueberflusse finden. Ein Haupthandelsartikel wäre Salz geworden, das in Nordminas aus den Küstengegenden bezogen und sehr theuer bezahlt wird und von dem die Compagnie in Philadelphia stets ein grosses Depot bereit gehalten hätte. Bei einem normalen Gange des Unternehmens wäre der Verkehr in Philadelphia ein schwunghafter geworden. Diese Rücksichten waren massgebend bei der Gründung des Orts. Ottoni nannte ihn *Philadelphia*, „Bruderliebe“, weil ihm vom ersten Beginne des Unternehmens seine Brüder aufopfernd und werkthätig zur Seite gestanden waren. Ottoni's politische Gegner, die ihm republikanische Gesinnungen vorwarfen, glaubten in dieser Benennung eine regierungsfeindliche Demonstration zu finden! Möglich, dass in dem Pietätnamen

auch ein Anklang von politischer Sympathie für die einst als Musterrepublik betrachteten Vereinsstaaten lag.

Die von niedrigen bewaldeten Hügeln umgebene Ebene Philadelphias hat einen Flächeninhalt von ungefähr 440000 Quadratbrazas und liegt am linken nördlichen Ufer des Allerheiligenflusses. Bezeichnender als die christliche Nomenclatur ist der Name, den die Botokuden diesem Flusse geben. Sie nennen ihn *Tentahó*, das schmuzige oder „trübe Wasser“. Er entspringt ungefähr 6 Legoas westlich von Philadelphia und verfolgt eine Hauptrichtung von Westen nach Osten parallel mit dem Rio Mucury pequeno, dessen Quellgebiet noch 5—6 Legoas weiter nach Westen reicht. Beide vereinigen sich circa 10 Legoas Ost-Nordost von Philadelphia und bilden den Rio Mucury.

Der Rio Mucury pequeno empfängt von Süden aus unbedeutende Zuflüsse, von Norden hingegen den Rio Preto, der, mit dem Rio Americana vereint, nach Süden strömt und, wasserreicher als der Rio Mucury pequeno, diesen von Westen aufnimmt. Nach dieser Vereinigung behalten sie ihre nämliche südliche Richtung bei und treffen sich mit dem Rio Todos os Santos fast unter rechtem Winkel. Dieser letztere empfängt von seinen beiden Ufern nur sehr unbedeutende Flüsschen.

Von der Ebene, in der Philadelphia liegt, eröffnen sich radienförmig mehrere Thäler. Von Westen nach Osten erstreckt sich das Längenthal des Allerheiligenflusses, nach Norden das Thal des Flüsschens S. Antonio, das beim Orte selbst sich in den Todos os Santos ergiesst, nach Süden das Thal des Flüsschens S. Benedicto.

Die Strassen von Philadelphia sind alle unter rechtem Winkel angelegt und haben eine durchschnittliche Breite von circa vier Klaftern. Unter den Häusern, von denen bei meinem Besuche ungefähr 100 vollendet waren, sind einzelne hübsche, fast stattliche, die meisten aber klein und unansehnlich, jedoch den Bedürfnissen einer jungen Ansiedelung angemessen. Zwischen zwei grossen öffentlichen Plätzen, von denen der eine Praza da Companhia, der andere, wenn ich nicht irre, Praza do Christiano heisst, liegt ein ansehnliches Gebäude, das zwei grosse Magazine,

die durch einen gedeckten Gang miteinander verbunden sind, enthält. Hier hatte die Compagnie ihr Hauptwaarendepot. Der Platz, auf dem es steht, sowie die „gerade Strasse" (Rua direita) wurde den 7. September 1853 im Urwalde abgesteckt und somit Philadelphia gegründet. Das Depot führt, wie die grossen Markthallen in Diamantina, den Namen Intendencia. Unweit davon befindet sich ein anderes Magazin mit zwei geräumigen Ranchos für Tropeiros, Chinesen und Botokuden. Jede der beiden Kirchen liegt auf einem Hügel. Sie waren noch im Bau

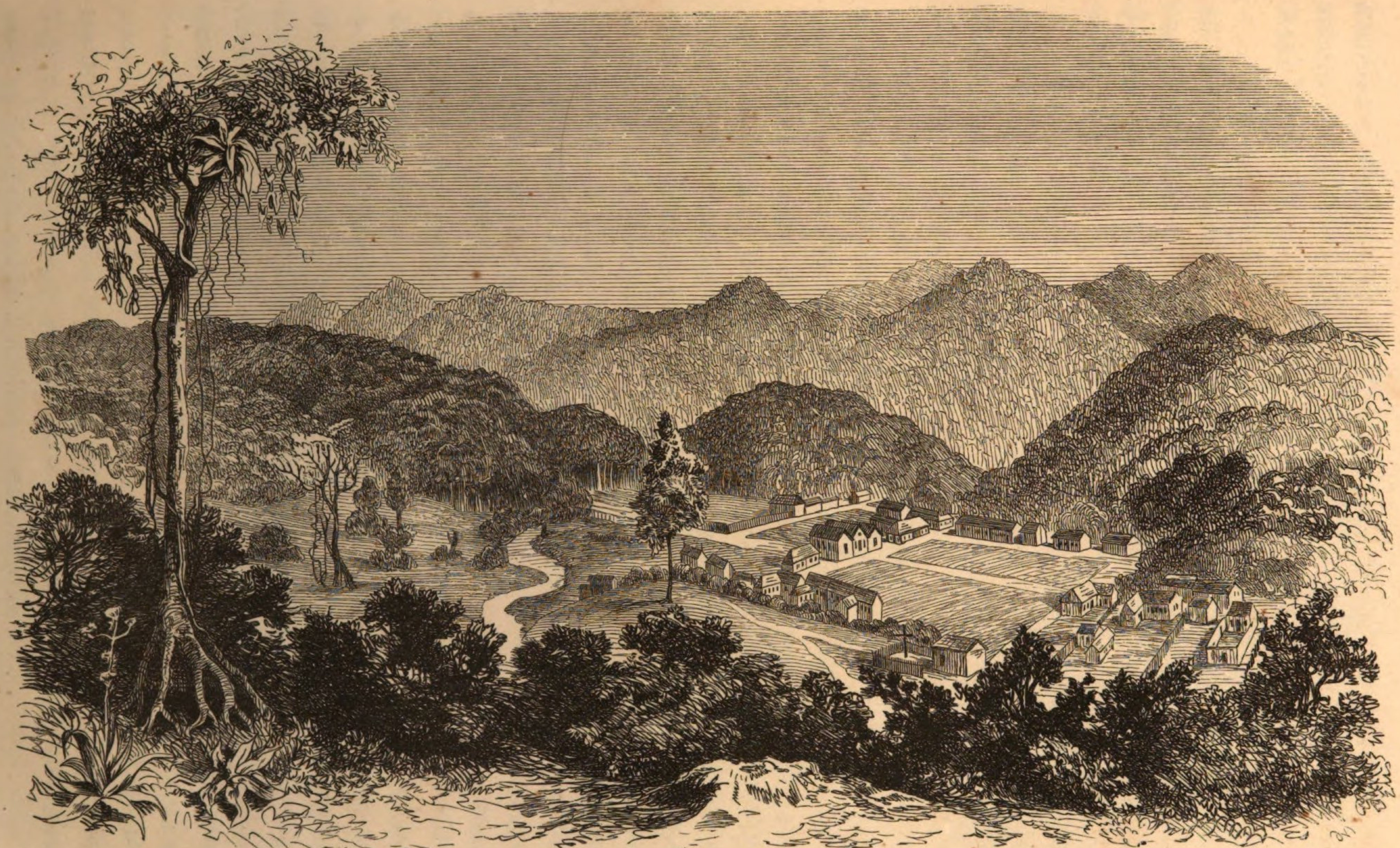


Das protestantische Bethaus in Philadelphia.

begriffen; den der protestantischen Kirche hatte der preussische Ingenieur Herr Burow übernommen und ihn zwei Jahre später zu Ende geführt, während die katholische unter Leitung eines

brasilianischen Baumeisters nur äusserst langsam vorrückte. Der Baufonds für letztere bestand aus milden Gaben und verhältnissmässig reichlichen Beiträgen der Compagnie und der kaiserlichen Regierung. Für die protestantische Kirche bewilligte die kaiserliche Regierung blos 4 Contos de Reis, aber dank der geschickten Bauleitung wurde sie grösser, hübscher und solider als die weit günstiger dotirte katholische. Von der Höhe, auf der die protestantische Kirche liegt, geniesst man eine hübsche Aussicht auf das zu Füssen liegende Philadelphia. Man bemerkt von diesem Standpunkte aus unschwer, dass die Anlage des Ortes einigermassen verfehlt ist. Als noch der dichte Urwald stand, glaubte man eine weit grössere Ebene westlich zu haben. Die Täuschung wurde durch Ungleichheit der Waldvegetation hervorgebracht. Die Bäume der Tiefe waren hoch, die der Hügel niedriger. Dem Beschauer, der von einem höher gelegenen Standpunkte das Ganze nur unvollständig überblicken konnte, erschienen die in gleicher Fläche liegenden Baumkronen als gleich grossen in der Ebene stehenden Bäumen anzugehören.

Wie schon am Schlusse des vorigen Kapitels erwähnt wurde, gelangt man auf dem Wege von Minas kommend zu einer Anzahl niedriger, höchst armseliger Hütten, der sogenannten Olaria. Hier wurden früher Ziegel zur Bedachung der Compagniegebäude gebrannt, daher der Name. Ihre Bevölkerung bestand fast ausschliesslich aus Farbigen der elendesten Klasse, darunter eine Anzahl liederlicher Dirnen. Von der Olaria führt eine Brücke über den Rio de S. Antonio in die Strasse des Vas (Rua de Vas). Bei der Brücke beginnt Philadelphia mit einem sehr geräumigen, solid gebauten Privathause auf der rechten Seite der Strasse. Am Fusse des Hügels, auf dem die protestantische Kirche liegt, schneidet die eigentlich mehr tracirte als bebaute Rua direita die Rua de Vas unter rechtem Winkel. Jene setzt sich aber in der Längsrichtung des Thales auf den Compagnieplatz fort. Nach amtlichen Angaben zählte Philadelphia im Jahre 1861 105 ganz vollendete Privathäuser, 11 im Baue begriffene aber schon mit Bedachung und 14 kaum angefangene. Zur nämlichen Zeit wurde die Bewohnerzahl Philadelphias amtlich auf



Zu II, 238.

Philadelphia am Rio de Todos os Santos.

810 Seelen angegeben, mit Inbegriff der Colonisten und der brasilianischen Bevölkerung im Umkreise von 3 Legoas aber über 2000 Seelen.

Während meiner Anwesenheit in Philadelphia waren daselbst 16 Kaufmannsgewölbe, darunter mehrere ziemlich bedeutende und wohlassortirte. Ihre Zahl verminderte sich aber binnen drei Jahren infolge der tragischen Ereignisse, die ich später berühren werde, um mehr als die Hälfte.

Der Eindruck, den Philadelphia auf mich machte, war trotz des Unvollendeten und vielen noch sehr Mangelhaften doch ein ziemlich günstiger, denn man konnte in der ganzen Anlage einen vernünftigen Plan und System erkennen.

Die Bewohner des Ortes selbst sind sehr gemischt nnd bestehen vorzüglich aus Brasilianern, Portugiesen und Deutschen, unter diesen letztern sind die Sachsen am zahlreichsten vertreten. Ich besuchte viele von ihnen, grösstentheils dem Handwerkerstande angehörig, in ihren Häusern, um mich über ihre Verhältnisse genauer zu informiren. Wie ich es voraussah, fand ich viele Unzufriedene. Ihre Hauptklagen betrafen die theuern Lebensmittel und den geringen Verdienst, aber fast ohne Ausnahme trösteten sie sich mit der leider unerfüllt gebliebenen Hoffnung auf eine bessere Zukunft durch ein schwunghaftes Aufblühen des Ortes und auf eine baldige günstige Ernte. Die Klagen waren durchaus gegründet, denn alle Lebensmittel standen sehr hoch im Preise, da theils infolge der ungünstigen Witterungsverhältnisse, theils der zu unvollkommenen Bewirthschaftung der jungen Anlagen die Colonisten nicht einmal hinreichend für ihren eigenen Bedarf producirten, auch nichts auf den Markt von Philadelphia bringen konnten. Die Lebensmittelzufuhr musste von aussen, meistens von Minas her, stattfinden. Ich zahlte selbst den Alqueir Mais für meine Thiere mit 8 Milreis ($^3/_4$ preussische Scheffel, 6 Thaler pr. Cour.), Bohnen und Speck waren ebenfalls ausserordentlich theuer. Freilich verdiente ein guter Zimmermann damals täglich $2^1/_2$—3 Milreis (1 Thlr. 26 Sgr. bis 2 Thlr. 7 Sgr.). Die Arbeiter waren mit solchem Lohn wohl zufrieden, aber es ist eben nicht jeder ein Zimmermann.

Sobald es das immer trübe, regnerische Wetter erlaubte, machte ich eine Excursion in die Colonien der Thäler S. Benedicto und S. Jacintho. Die erste von mir besuchte Ansiedelung gehörte einem Deutschen, Baron V. Der Mann, der früher in Oesterreich eine ehrenvolle Stellung bekleidet hatte, war wahrlich zu etwas Besserm herangebildet, als hier am Allerheiligenflusse als Hinterwäldler zu leben. Er hatte grossartige ideale, reformatorische Pläne bezüglich der Urwaldlandwirthschaft. Sie erwiesen sich nicht als praktisch. Drei Jahre später verliess er die Colonie. Es machte mir einen eigenthümlich wehmüthigen Eindruck, als ich seine feingebildete Gattin sah, wie sie, auch den allerbescheidensten Genüssen des gesellschaftlichen Lebens entsagend, in einem offenen Schuppen in einem grossen Kessel das Mittagessen für die um Tagelohn arbeitenden Neger kochte. Während der Seereise hatte sie ein geliebtes Kind verloren, und es war wahrlich eine harte Aufgabe für die von tiefem Seelenschmerz gebeugte Frau, sich in diese ungewohnten, rauhen Lebensverhältnisse mit Muth zu finden. Der nächste Besuch galt der Ansiedelung eines mit einer Schweizerin verheiratheten Badensers. Unweit des Hauses hatte er ein kleines zweckmässiges Mühlwerk erbaut; seine Felder waren sehr gut bestellt. Sowol er als seine Frau äusserten sich zufrieden mit ihrer Lage. Man sagte mir, dieser Colonist habe besondere Vergünstigungen von der Compagnie erhalten. Jedenfalls waren sie gut angewendet. Er war ein geschickter, fleissiger Schindelmacher und verdiente sich dadurch ziemlich viel Geld. Er starb drei Jahre später, als er einige Legoas von Philadelphia mit Schindelmachen beschäftigt war.

In dem verhältnissmässig sehr gut bebauten Thale S. Jacintho traf ich eine Anzahl Schweizercolonisten. Sie gehörten zu den 37 Schweizern, die als erste europäische Ansiedler an den Mucury kamen. Sie sprachen sich über ihre Lage im ganzen genommen befriedigend aus und lobten die Direction. *Das Nämliche thaten sie auch* in ihren Briefen, die sie im Jahre 1861 an mich in meiner officiellen Stellung richteten und die vom schweizerischen Bundesrathe in seinem Organe veröffentlicht wurden. Es ist dabei wohl zu bemerken, dass zu jener Zeit die Mucury-

compagnie schon aufgehört hatte als solche zu existiren und die Colonien an die Regierung übergegangen waren, dass also auch die perfideste Auslegung dieser Briefe ihnen nicht den Vorwurf machen könnte, als hätten sie aus unreinen Motiven die Direction Ottoni's gelobt. Der grösste Wunsch dieser Colonisten war, einen protestantischen Seelsorger zu besitzen, und dieser wurde ihnen auch auf meine Verwendung im Jahre 1862 erfüllt.

Ich begegnete auch manchem unzufriedenen Colonisten. Es waren fast ausnahmslos solche, die sich erst seit kürzerer Zeit, einem Jahre oder noch weniger, angesiedelt hatten. Ihre Klagen waren vorzüglich gegen den Director-Stellvertreter gerichtet und betrafen unregelmässige Verabfolgung der contractlich zugesagten Lebensmittel und schlechte Qualität derselben, z. B. Speck mit Maden, von den Würmern angefressene Bohnen. Der erstere Vorwurf fiel allerdings ausschliesslich der Administration zur Last und hat *keine Entschuldigung*. Es wurde mir zwar von derselben das Ausbleiben der Tropas, die Lebensmittel zuführen sollten, als Entschuldigungsgrund angegeben, ich konnte es aber als solchen nicht gelten lassen; denn von dem Augenblick an, als die Compagnie Colonisten mit der Bedingung, ihnen bestimmte Quantitäten Lebensmittel zu bestimmten Zeiten zu verabfolgen, übernimmt und ansiedelt, darf sie kein Opfer, so gross es auch sei, scheuen, um ihre Verbindlichkeiten, dem Ansiedler gegenüber, zu erfüllen. Sie ist moralisch und rechtlich verpflichtet, für hinreichende Vorräthe zu sorgen und von denselben die stipulirten Quantitäten an dem richtigen Zeitpunkte jedem, der darauf contractlich Anspruch hat, zu übergeben. Allerdings war damals, als selbst die ältesten Colonisten noch kaum hinreichende Nahrungsmittel für den Eigengebrauch producirten, das Beziehen derselben in grossen Quantitäten aus entfernten Gegenden oft eine äusserst schwierige Aufgabe, denn während der Regenzeit konnten die Tropas von Westen her, aus der Provinz Minas, auf den schlechten Wegen nicht nach Philadelphia vordringen, und von Osten her blieben die mit Lebensmitteln befrachteten Wagen im Kothe stecken. Solche Uebelstände müssen indessen

bei einem wohlorganisirten Unternehmen vorausgesehen und rechtzeitig vermieden werden.

Für die Lieferung von verdorbenen Lebensmitteln konnte die Administration aber weit weniger verantwortlich gemacht werden. Der Speck, wie er in Brasilien präparirt wird, nämlich blos eingesalzen und nicht geräuchert, ist dem Verderben sehr leicht unterworfen und wird auch bald madig. Die Bohnen werden dort früher als in Europa oder überhaupt in kälterm Klima von Insekten angebohrt. Wenn also die Administration stets und für alle Fälle mit hinreichenden Lebensmitteln versehen sein soll, was doch die Hauptbedingung ist, so ist es ihr unter den gegebenen Verhältnissen geradezu unmöglich, diese immer in guter Qualität abgeben zu können. Es verhält sich in diesem Falle ähnlich wie mit dem Schiffsproviant, der auch bei langen Seereisen, trotz der grössten Vorsicht, sehr häufig bedeutenden Schaden leidet. Ich hätte während meines Urwaldlebens und meiner Reisen oft genug sehr gern die Maden aus dem Speck geschnitten und ihn mit wurmstichigen Bohnen gekocht, wenn ich nur beides gehabt hätte. Dem Colonisten wird in Europa freilich von den Agenten nicht erzählt, dass er oft verdorbene Lebensmittel essen muss; er glaubt sie immer nur in guter Qualität zu erhalten und ist begreiflicherweise sehr unzufrieden, wenn er sich getäuscht findet.

In allen brasilianischen Colonien habe ich die Beobachtung gemacht, dass man aus dem Culturzustande einer Ansiedelung mit der grössten Sicherheit urtheilen kann, ob ihr Besitzer mit seinem Lose zufrieden oder unzufrieden ist. Nur der Zufriedene bearbeitet die Scholle mit Freude und erntet reichliche Früchte seines Fleisses. Auch in dieser Colonie sah ich Ansiedelungen, in denen nach 18 Monaten verschwindend kleine Parcellen urbar gemacht waren, während in andern in der Hälfte dieser Zeit schon weite Strecken Urwald der Cultur hatten weichen müssen. Und wie verschieden klangen die Urtheile der Besitzer dieser Ansiedelungen. Dort bittere Klagen, Vorwürfe, Verwünschungen, desperater Mismuth und Abwälzen der eigenen Schuld auf andere; hier ein gesundes, ruhiges Urtheil, selten der Ausdruck grossen

Lobes oder einer glücklichen Zufriedenheit, wohl aber eine innere Befriedigung mit der vollbrachten Arbeit, bescheidene Genügsamkeit mit der gegenwärtigen Lage, hoffnungsvoller Muth für die Zukunft. An Klagen fehlt es auch diesen nicht, besonders während der ersten Jahre des Waldlebens, aber sie suchen die Ursachen davon am rechten Fleck und finden sie meistens in den neuen und ungewohnten Verhältnissen. In der Erinnerung des Colonisten lebt die verlassene Heimat tausendmal schöner, als sie es wirklich ist; die Gegenwart erscheint ihm weit unerträglicher, als sie es in der That ist. Wie unglücklich wären die meisten von ihnen, wenn sie plötzlich wieder in die alten heimischen Verhältnisse zurückversetzt würden, und wie würden sie sich wieder nach jenen sehnen, die der Gegenstand ihrer Klagen waren.

Es ist eine äusserst schwierige Aufgabe, die Klagen der Colonisten zu beurtheilen, selbst wenn man in der Lage ist, Replik und Duplik von Kläger und Angeklagten zu hören. Es bedarf der grössten Ruhe, der gewissenhaftesten Unparteilichkeit und der möglichsten Vorsicht, um jedesmal den wahren Sachverhalt herauszufinden und dem einen oder andern die Schuld beizumessen. Das Urtheil wird in den meisten Fällen noch dadurch erschwert, dass die Klagepunkte zwischen Individuen von so äusserst heterogenen Nationalitäten, deren Ansichten und Auffassungen grundverschieden sind, schweben.

Die Administration hatte auch vielfache Klagen über die Colonisten, und in der That sehr gegründete. Während meiner Anwesenheit kam z. B. folgender Fall vor: Vier Familien zusammen wurde von der Administration ein Schlachtochse verabfolgt. Die Männer holten ihn ab, waren aber zu faul, sich mit dem etwas störrischen Thiere zu plagen, um es nach ihren Ansiedelungen zu treiben; sie liessen es daher laufen, fingen statt dessen einen abgerichteten Zugochsen der Compagnie ein und schlachteten diesen. Auf die ihnen wegen dieser Gewaltthätigkeit gemachten Vorwürfe überschütteten die Colonisten den Administrator mit den gemeinsten Schimpfworten; er verstand sie zwar nicht, mich aber, der den ganzen Sachverhalt aufs genaueste

kannte und Zeuge des Vorganges war, empörten sie auf das tiefste.

Die Verbindungswege in den Coloniethälern fand ich sehr schlecht, es waren meistens elende Picaden durch den Urwald, in denen stachelige Gebüsche, herabhängende Lianen, umgefallene Baumstämme und halsbrechende Brücken der nothwendigen Circulation grosse Hindernisse entgegensetzten. Für die seit der Gründung dieser Niederlassungen verflossene Zeit war in dieser Beziehung noch blutwenig gethan, und doch sind ordentliche Verbindungswege zwischen den Ansiedelungen eine der wichtigsten Bedingungen des Aufblühens einer Colonie.

Von Mosquitos hatte ich in der Nähe der Flüsschen sehr zu leiden. Da ich eben aus den kältern Regionen des Innern kam, so war meine Haut äusserst empfindlich gegen die schmerzhaften Stiche dieser hartnäckigen Angreifer. Selbst ein starkes Rauchen des scharfen Minastabacks nützte nur theilweise. Das Gesicht blieb zwar von ihnen verschont, sie setzten sich aber um so massenhafter an die Stellen, wo der Rauch nicht hinkommen konnte, besonders hinter die Ohren und an den Nacken.

Eine grosse Anzahl der Colonisten besuchte mich während der folgenden Tage in Philadelphia, um mir Klagen, Wünsche und Bitten mitzutheilen. Die Colonisten des Thales des Riberão de Sant' Anna, einige Legoas östlich von Philadelphia, klagten hauptsächlich über die ungünstige Lage ihrer Ansiedelungen, die während der Regenzeit zum Theil unter Wasser stehen, was besonders mit den meisten ihrer Wohnungen der Fall und Ursache mancherlei Krankheiten sein soll. Keiner der vielen Ansiedler am Todos os Santos, die ich, von keinem directen oder indirecten directorialen Einflusse beengt, ganz allein in meiner oder in ihren Wohnungen gesprochen habe, brachte irgendeine Klage gegen den Director Herrn Theophilo Ottoni vor. Sie sprachen durchaus achtungsvoll und lobend von ihm, und mehr als einer sagte: „Ja, wenn nur unser Director deutsch mit uns sprechen könnte, so würde es viel besser gehen; wir wissen ja nicht, ob ihm alles so genau, wie wir es sagen, wieder übersetzt

wird und wir sagen auch manches nicht, weil wir es ihm nicht geradezu sagen können.“ Später habe ich in Parceriecolonien von São Paulo genau dieselbe Bemerkung wiederholen gehört und dort wie hier gefunden, dass der Mangel an directer gegenseitiger Verständigung zwischen den Ansiedlern und einem Coloniedirector oder Plantagenbesitzer ein grosser Hemmschuh einer gedeihlichen Entwickelung der Colonisation war. Das so nothwendige gegenseitige Vertrauen kann nur durch directe gegenseitige Verständigung Wurzel fassen.

Weniger günstig als über Herrn Theophilo Ottoni lautete das Urtheil über dessen Bruder Augusto. Er bekleidete das Amt eines Subdelegado (Polizeibeamten) und war zugleich Director-Stellvertreter. Seine Stellung war eine schwierige; sein ganzes Wesen schien mir infolge dessen aigrirt. Natürlich konnte ein solcher Gemüthszustand in dieser Stellung nicht zum Frommen der Colonie dienen.

Wie schon bemerkt, befanden sich zur Zeit meiner Anwesenheit in Philadelphia (Februar 1858) in sämmtlichen Mucurycolonien 1013 Personen. Im Laufe des nämlichen Jahres stieg ihre Zahl durch Importation neuer Colonisten auf 1768 Individuen. Infolge der später zu erwähnenden Vorgänge verminderte sie sich um mehr als zwei Drittheile. Als der kaiserliche Regierungscommissär José Candido Gomes im Jahre 1861 die Colonien für die kaiserliche Regierung übernahm, befanden sich in sämmtlichen Niederlassungen der Mucurycompagnie nur noch 487 Colonisten, Weiber und Kinder inbegriffen. Sie vertheilten sich nach folgenden Verhältnissen:

I. Colonie Santa Clara am untern Mucury:

Ansiedelung am	Macaco	58	Individuen.
„ von	Barreado	11	„
„ „	S. Matheus	9	„

II. Colonien von Philadelphia und dem Allerheiligenflusse:

Ansiedelung von	Canna brava	7	Individuen.
„ „	Sant' Anna	3	„
„ „	Santa Maria	27	„

Ansiedelung am	Todos os Santos	83	Individuen.
„ „	San Jacintho	136	„
„ „	San Antonio	55	„
„ „	San Benedicto	62	„
„	um Philadelphia	36	„

Männlichen Geschlechts 256, weiblichen Geschlechts 231 Individuen.

Nach den Nationalitäten waren:

Deutsche	316	Individuen.
Belgier und Franzosen	31	„
Portugiesen	88	„
Verschiedener Nationalität	52	„

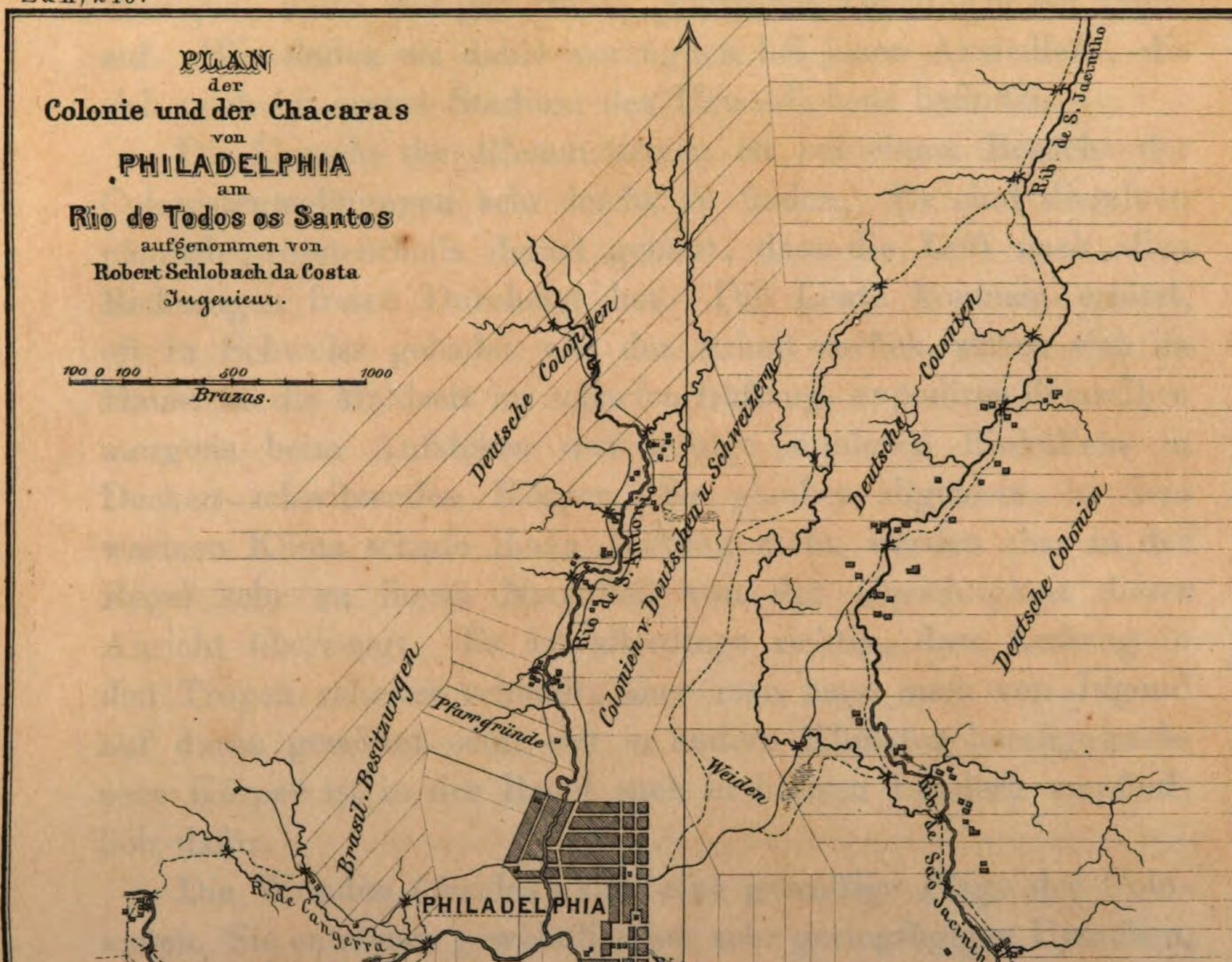
Nach der Religion:

Protestanten	270	Individuen.
Katholiken	165	„
Ungetaufte Kinder	52	„

Sämmtliche Colonisten waren im Besitz von 16,489000 Quadratbrazas Ländereien. Von diesen waren cultivirt 1,759500 und uncultivirt 14,729500 Quadratbrazas.

Das Klima von Philadelphia ist gesund; in den trockenen Monaten soll es sehr angenehm sein, während der Regenzeit fand ich es ziemlich heiss und feucht. Den seit einigen Jahren angesiedelten Colonisten behagt es, keiner klagt darüber; den neuangekommenen ist der Sommer lästig, sowol wegen der Hitze als der vielen Insekten. Sie gewöhnen sich aber bald an diese nur anfangs beschwerlichen Unannehmlichkeiten. Am obern Mucury herrschen keine endemischen Krankheiten wie am untern Verlaufe dieses Stromes. Die meisten Krankheitserscheinungen der Colonisten sind durch ihre Lebensweise bedingt und äussern sich vorzüglich als Affectionen des Nahrungsschlauchs, beim weiblichen Geschlecht als Chlorose, als Rheumen und Wunden. Die gastrischen Affectionen und die Chlorose haben als ätiologische Momente eine fehlerhafte Ernährung durch ungewohnte, zuweilen verdorbene Lebensmittel, die grösstentheils zur Gruppe der Kohlenhydrate und zwar in die Reihe der Amylone gehören und durch den gänzlichen Mangel an Proteinsubstanzen. Je fleissiger die

Zu II, 246.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

Colonisten sind und je verschiedenartigere Nahrungsmittel sie erzeugen, desto weniger treten gastrische Affectionen bei ihnen auf. Wir finden sie daher vorzüglich bei jenen Ansiedlern, die sich noch im ersten Stadium des Urwaldlebens befinden.

Die Ursache der Rheumatismen ist bei einem Besuche der Colonistenwohnungen sehr leicht zu finden. Es sind dieselben nämlich grösstentheils derart gebaut, dass die Luft nach allen Richtungen freien Durchzug hat. Die Leute kommen erhitzt, oft in Schweiss gebadet von der Arbeit zurück, setzen sich im Hause an die Mahlzeit im scharfen Luftzug, exponiren demselben morgens beim Aufstehen den infolge sinnlosen Einhüllens in Decken schwitzenden Körper. Sie glauben allgemein, in dem warmen Klima schade ihnen Luftzug nicht, werden aber in der Regel sehr zu ihrem Nachtheil von der Unrichtigkeit dieser Ansicht überzeugt. Es ist allerdings richtig, dass Luftzug in den Tropen seltener schadet, aber man muss auch von Jugend auf daran gewöhnt sein; der in andern Klimaten herangewachsene Körper ist in der Regel auch in heissen Ländern empfindlich dafür.

Die Wunden (feridas) sind eine gewaltige Plage der Colonisten. Sie entstehen gewöhnlich aus sehr geringfügigen Ursachen, z. B. von Mosquitostichen, Sandflöhen, Zecken, durch Ritzen mit Stacheln oder Dornen u. s. f. Anfangs werden sie nicht beachtet, aber durch Mangel an Reinlichkeit und Kratzen mehr und mehr gereizt, sodass sie oft mit grosser Schnelligkeit an Umfang gewinnen und leicht den Charakter von phagedänischen Geschwüren annehmen. Sie kommen vorzüglich an den Extremitäten, am häufigsten an den Unterschenkeln und Füssen vor. Ich habe sie nicht allein bei den Colonisten, sondern auch bei den Chinesen und Negern gesehen, oft von ungeheuern Dimensionen. Selten beobachtete ich sie bei den eigentlichen Brasilianern, die mit scrupulöser Gewissenhaftigkeit allabendlich ihr Fussbad nehmen. Die Wunden beirren ausserordentlich die Thätigkeit der Colonisten. In verschiedenen Colonien der Küste traf ich brave und fleissige Ansiedler, die infolge solcher Geschwüre

durch lange Zeit an jeder Arbeit gehindert wurden und in eine höchst traurige Lage kamen.

Es ist schwer zu sagen, welche Formen der kleinen, menschenfeindlichen Thierwelt in Brasilien die lästigsten und unerträglichsten sind. Gewiss ist es, dass unter diesen der durch das ganze tropische Amerika verbreitete *Sandfloh* (pulex penetrans) mit in erster Reihe steht. Seine Gestalt, die Art und Weise, wie er sich in die Haut einbohrt, dort seine Eier legt, wie sich der Eiertstock mit seinem Inhalte vergrössert, wie er entfernt werden kann und die zuweilen so gefährlichen Folgen aus Vernachlässigung einer rechtzeitigen Entfernung desselben sind schon so oft beschrieben worden, dass ich mich mit einer wiederholenden Schilderung dieser Verhältnisse nicht aufhalten werde. Ich will nur an den portugiesischen Namen dieses Thierchens einige Bemerkungen knüpfen.

Die Brasilianer nennen den Sandfloh *bicho* oder *bichu*. Man könnte aber gleich die Frage beifügen, was nennen denn die Brasilianer nicht „bichu"? Dieser Ausdruck ist nämlich einer der umfassendsten, den man sich nur denken kann; er begreift alles Mögliche in sich. Ich glaube es so ziemlich richtig auszudrücken, wenn ich sage, dass der Brasilianer jeden lebendigen oder leblosen Gegenstand, der ihm durch seine besondere Gestalt auffällt oder dessen Schädlichkeit ihm bekannt ist, bichu nennt.

Im Portugiesischen heisst bichu der Wurm, bicha der Blutegel, die Schlange. Allgemein wird jedes Insekt, fast jedes Thier, sogar der wilde Indianer mit dem Collectivnamen bichu bezeichnet. Einige Zusammensetzungen des Wortes bicho geben demselben schon absonderliche Bedeutungen, z. B. bicho da cozinha (Küchenwurm) ist der Küchenjunge, bichu da cavalhariza (Stallwurm) der Rossbube, bicho do matto (Waldwurm) eine unangenehme, menschenfeindliche Person. Der Neger bettelt und empfängt ein Almosen oder ein Trinkgeld para matar o bicho (um den Wurm zu tödten). Der Grund dieser Redensart dürfte wol in dem ausserordentlich häufigen Vorkommen von Eingeweidewürmern bei der schwarzen Rasse zu suchen sein, sowie in ihrem Glauben, durch Branntwein dieselben tödten zu können.

Charakteristisch für die weitumfassende Bedeutung des Wortes bichu sind folgende Beispiele: Ein Brasilianer, dem der Erker an dem alten Postgebäude einer Schweizerstadt aufgefallen war, fragte seinen Begleiter: a que sirve ese bichu? (wozu dient dieser bichu?). Zu dem Kaufmanne Herrn H. Sch. in Philadelphia kam eines Sonntags ein Fazendeiro der Umgegend, um seine Einkäufe zu machen. Ein in Farbendruck ausgeführter Ecce homo fesselte seine Aufmerksamkeit; nachdem er eine Zeit lang das Haupt mit der Dornenkrone betrachtet hatte, wandte er sich an Herrn Sch. mit der Frage: como chamase ese bichu? (wie heisst dieser bichu?). Diese Frage ist zugleich sehr bezeichnend für die niedrige Bildungsstufe einer gewissen Klasse brasilianischer Fazendeiros. Einer Sachsin in Philadelphia bot ein Neger Fische (peixe) zum Kauf an. An die weiche Aussprache des p gewöhnt und des Portugiesischen noch wenig mächtig, nahm sie peixe für bichu und sagte naiv zu einer Nachbarin: diese Brasilianer sind doch ein sonderbares Volk, alles, was einen beisst oder juckt und was man isst, nennen sie bechu.

Den Colonisten am Mucury geht es mit dem Portugiesischen noch ziemlich schlecht, da sie meistens unter sich verkehren und mit den Brasilianern nicht in häufige Berührung kommen. Müssen sie mit solchen verkehren, so finden sie doch leicht Dolmetscher oder wissen sich auf irgendeine andere Art zu helfen. Ein Colonist kaufte von einem Tropeiro Speck (toucinho) und dieser verabfolgte ihn mit der gewöhnlichen anpreisenden Redensart der Kaufleute: he muito bom (er ist sehr gut). Ein nebenstehender Colonist, der ebenfalls gern Speck gekauft hätte, tritt zum Tropeiro und sagt ihm auf gut Sächsisch: Herr Neger, verkaufen Sie mir auch etwas muito bom!

Die Ländereien im ganzen Stromgebiete des Mucury sind sehr fruchtbar. Der jungfräuliche Boden erzeugt in grösster Ueppigkeit die meisten intertropischen Culturpflanzen, nur dürfen die atmosphärischen Niederschläge in ausgiebiger Menge und zu gehöriger Zeit nicht fehlen.

An Misernten sind die Colonisten zuweilen wegen Nichtbefolgung landesüblicher Bestellungsart ihrer Feldfrüchte selbst

schuld; auch begehen sie oft den Fehler, den geschlagenen Wald zu stark zu brennen, was bei sehr trockener Zeit und scharfem Winde gar leicht geschieht. Eine solche Roça liefert im ersten Jahre fast keinen Ertrag, im zweiten in der Regel einen sehr reichen.

Zur Zeit meiner Anwesenheit am Mucury hatten sich die Colonisten vorzüglich auf die Erzeugung von Lebensmitteln verlegt, an den Anbau von Handelspflanzen konnten sie bei den Schwierigkeiten, mit denen sie in der jungen Colonie zu kämpfen hatten, noch nicht ernstlich denken. In grosser Ausdehnung bauten sie die Mandioca. Nach 8—10 Monaten sind die Wurzeln schon stark genug, um auf Farinha verarbeitet zu werden, noch früher sind sie blos gesotten geniessbar; ihren höchsten Ertrag geben sie aber erst mit 2 Jahren. Ebenso häufig wurden Knollengewächse gepflanzt, nämlich Kartoffeln, Batatas (besonders die sogenannte Batata de Demerara), Inhams, Cará und mehrere andere Aroideen, vorzüglich die durch fast ganz Brasilien cultivirte Tayoba und die Mangarito. Sie leiden von der Trockenheit weniger als die meisten übrigen Feldfrüchte. Aus den Blättern der letztern wird eine Art Spinat bereitet, die Knollen ähneln etwas den Kartoffeln, sind aber viel feiner und aromatischer. Ich halte sie für das vorzüglichste brasilianische Knollengewächs. Der Mais, eins der werthvollsten Producte für den Colonisten, da er ihm nicht nur eine gesunde Nahrung, sondern auch das beste Mastfutter für seine Schweine liefert, gibt einen durchschnittlichen Ertrag von 80 Alqueires auf 1 Alqueire Aussaat; unter günstigen Verhältnissen wird auch der 120fache Same geerntet. Beim Reis, der in der Colonie eine ebenso grosse Culturfläche einnimmt wie der Mais, ist eine Ernte von 200 Alqueires auf 1 Alqueire Aussaat in frischer Roça und bei normalen Witterungsverhältnissen ein gewöhnliches Erträgniss. Weit hinter diesem Verhältnisse bleibt der Ertrag der schwarzen Bohnen. Man rechnet den 40fachen Samen als eine gute Durchschnittsernte. Es sind übrigens bedeutend höhere Erträge von Colonisten erzielt worden. Sie gehören aber zu den Ausnahmefällen. Die Ernte der Bohnen ist immer etwas unsicher; Regen während der

Ernte verdirbt sie leicht. Auch sind die Gelasse der Colonisten zum langen Aufbewahren dieser Hülsenfrüchte nichts weniger als günstig. Zuckerrohr wird von den Colonisten erst in sehr kleinem Masstabe gebaut. In 6—7 Monaten kann es schon zur Saftgewinnung geschnitten werden; vortheilhafter ist es indessen, es älter werden zu lassen.

Im Jahre 1861 besassen die europäischen Ansiedler in der Colonie Pferde 39 Stück, Ziegen 38 Stück, Schweine 1234 Stück, Hausgeflügel 5665 Stück.

Es ist einigermassen auffallend, dass sie kein Rindvieh besitzen; der Grund davon liegt wahrscheinlich in der Schwierigkeit der Ernährung desselben in jenen Gegenden. Es benöthigt nämlich zu seiner Erhaltung künstliche Weiden. Solche aber können die Colonisten, die über geringe Arbeitskräfte disponiren und noch auf ausgiebige Production von Lebensmitteln für den eigenen Bedarf bedacht sein müssen, nicht anlegen. Im Urwalde finden zwar Pferde und Maulthiere einiges Futter und durch Verabreichung von Maisblättern und Maiskolben können sie hinreichend genährt werden, dem Rindvieh bietet aber die Waldweide fast gar keine Nahrung und Stallfütterung übersteigt noch die Kräfte des Colonisten.

Ausser den europäischen Ansiedlern sind am obern Mucury und am Todos os Santos eine ziemlich beträchtliche Anzahl ärmerer brasilianischer Familien sesshaft geworden. Bei äusserst geringen Ansprüchen, grösster Genügsamkeit und lobenswerthem Fleisse befinden sich diese Leute in einer relativ sehr günstigen Lage. Sie erzeugen über ihren Bedarf und finden für das Mehr immer Absatz.

Von dem so fruchtbaren Boden und gesunden Klima angelockt und in der Hoffnung auf eine grossartige Entwickelung des Mucuryunternehmens haben sich mehrere Fazendeiros aus andern Provinzen mit ihren Sklaven in jene Gegenden gezogen und Plantagen zum Theil von sehr bedeutender Ausdehnung gegründet. Im Jahre 1861 waren deren schon 30 im Mucurygebiet. Die grösste der Fazendas, Monte Christo, des Herrn Joaquim José de Araujo Maia, 1½ Legoas östlich von Philadelphia, zählte über

100 Sklaven. Der Besitzer hatte sich vorzüglich auf die Cultur des Zuckerrohrs gelegt und verarbeitete es auf Zucker und Branntwein. Bei meiner dortigen Anwesenheit hatte er über $\frac{1}{2}$ Million Kaffeesetzlinge; es ist mir nicht bekannt, wie viel Bäume er davon erzogen hat. Einem andern Fazendeiro, dem Dr. Manoel Esteves Ottoni, sind von 50000 ausgesetzten Bäumchen während zwei sehr trockener Jahre 35—36000 eingegangen. Der erste Fazendeiro zwischen Philadelphia und Santa Clara, Antonio José Velloso Soares, hat neben seinen Kaffeebergen noch eine ausgedehnte Baumwollpflanzung, die ihm heute seine Arbeit hundertfältig lohnt.

Die Wälder des Mucury sind ausserordentlich reich an kostbaren Holzarten und an trefflichen Bauhölzern (Madeira de lei), z. B. die *Brauna* oder Garauna (Melanoxylon Brauna), von der es eine schwarze und eine sehr geschätzte röthliche Art gibt; *Pao d'Arco* (Teocoma sp. pl.), *Mondobij*, *Andre Vieira*, der mit der *Aroeira* (Schinas therebintifolius) des Hinterlandes übereinstimmt. Diese Hölzer werden vorzüglich zu Stützen und Pfeilern benutzt, zu Bretern hingegen mehr: *Ipe* (Bignoniae sp.), *Peroba, Itapecurú, Gonzalo*, *Oleo* oder *Balsamo*, *Carvalho, Potomuju, Carne de Vaca, Jacarandá* (Mimosae sp.) von drei verschiedenen Arten, nämlich *Cabiruna, Tau* und *Vermelho*, ferner *Guarubú, Sapucaya* (Lecythis ollaria) der Topfbaum, bekannt durch die höchst eigenthümliche Frucht in der Form eines Topfes mit einem Deckel; wenn der Kern vollständig reif ist, löst sich der Deckel und fällt ab. Der Topfbaum verliert die Blätter, die neu hervorsprossenden sind röthlich und geben dem Baume ein höchst eigenthümliches Ansehen; *Limoeiro, Sucupiro*, *Angelim, Amburuna*, dem Eichenholz sehr ähnlich, aus dessen Rinde ein angenehmer Thee bereitet wird; *Vinhatico*, etwas röthlich; *Cedro, Jequitibo* (der Baum links im Vordergrunde des Holzschnitts von Philadelphia ist ein Jequitibo; er sollte in richtiger Proportion noch einmal so hoch sein, was aber nicht leicht ausführbar war), *Algodoeiro, Lucanga, Araçá*, *Pao do Brasil* (Fernambukholz). Bekanntlich ist die Ausfuhr dieser kostbaren Holzart Regal und wird vom Staate einem Generalpächter verpachtet. Zum eigenen Gebrauch für Haus- und Brückenbau,

zu Bretern und Brennholz darf jeder den Baum, der auf seinem Grund und Boden wächst, beliebig verwenden, nicht aber zur Ausfuhr. Um das Ausfuhrverbot zu umgehen, ist wiederholt versucht worden, aus dem Holze einen dicken Farbenextract zu kochen und dasselbe unter irgendeinem Namen bei den Zollämtern zu verschiffen. Der Betrug ist indessen bald entdeckt worden.

Nur als Brennholz zu gebrauchen, also keine Madeira de lei, sind unter andern zwei riesenhafte Baumspecies des Urwaldes: der *Gameleiro* oder *Higueiro* (Ficus carica) und der *Barrigudo*. Jener erreicht zuweilen einen ganz ausserordentlichen Umfang und ist vorzüglich durch seine scharfkantigen Wurzeln, die zum Theil noch über die Erde hervorragen, und sich noch kantig in dem Stamm fortsetzen, charakterisirt. Er kommt in einzelnen Exemplaren bis an die Grenze der Camposregion vor. Mir hat immer geschienen, als sei kein anderer Baum so reich mit Parasiten bedeckt wie dieser. Der *Barrigudo* (Chorisia ventricosa) ist ein sonderbarer Baum. Einige Fuss über der Wurzel schwillt der Stamm trommelförmig an und bildet einen weiten Bauch (daher auch sein Name „der Bauchige“) und verjüngt sich allmählich wieder gegen die Krone. Es gibt verschiedene Arten von Barrigudo, die botanisch noch nicht genau bestimmt sind. Am häufigsten bemerkte ich eine Art mit schwach riefiger, fast glatter Rinde und grosser weisser Blüte, seltener eine andere, deren Stamm mit stacheligen Höckern bedeckt ist; ich sah diese nicht in Blüte. Der Barrigudo liefert eine Art fast seidenartiger Baumwolle, die sogenannte *paina*. Es gibt eine von gelber und eine von weisser Farbe, sie wird besonders zum Ausstopfen von Kopfpolstern benutzt; spinnen lässt sie sich sehr schwer, da die Fasern zu kurz und zu gerade sind. Der Stamm enthält einen Milchsaft, der durch gemachte Einschnitte reichlich abfliesst; bis jetzt hat er noch keine technische Verwendung gefunden. Das Holz ist sehr leicht und schwammig und umgibt ein weiches Mark, in dem sich zahlreiche grosse Insektenlarven entwickeln. Die Indianer suchen sie sorgfältig auf, braten sie an Stäbchen gereiht bei schwachem Feuer und verzehren sie als Leckerbissen.

Sie mögen wol ähnlich wie die grossen Maden schmecken, die so häufig im Palmmark vorkommen. Ich habe diese oft gegessen und sie schmackhaft, nur etwas zu fett gefunden.

In den Wäldern der nächsten Umgebung von Philadelphia wächst die *Brechwurzel* (Cephalis Ipecacuanha) in ziemlich grosser Menge. Sie wird von den Botokuden gesammelt und als Tauschartikel nach Philadelphia gebracht. Hier lernte ich auch zum ersten mal die *Marácusha*, die Frucht einer Passiflora kennen; sie ist oval, ziemlich 5 Zoll lang und hat eine dicke Schale mit gelber Rinde, die eine schleimige Pulpa, in der unzählige Kerne eingebettet sind, umschliesst; ihr Geschmack ist säuerlich, das Aroma, für mich wenigstens, unausstehlich widerlich.

Am Allerheiligenflusse wie im ganzen Verlaufe des Mucury kommen im Flusssande Chrysolithe vor. In der ersten Zeit des Mucuryunternehmens fand ein brasilianischer Ingenieur der Compagnie einige dieser Halbedelsteine. Er hielt sie für Diamanten und sah sich im Geiste schon Millionär, denn er wollte die vermeintliche Entdeckung so geheim als möglich halten und nur in Verbindung mit einigen wenigen verschwiegenen Personen den Reichthum ausbeuten. Zu diesem Zwecke suchte er vor allem den Director der Compagnie unter den verschiedensten Vorwänden vom Besuche am Mucury abzuhalten, trat mit einem kleinen Roçeiro, der über einige Sklaven verfügte, in Verbindung und heirathete, um ihn mehr zu fesseln, seine Tochter, obgleich er in Rio de Janeiro schon verheirathet war. Allen diesen Vorsichtsmassregeln folgte eine arge Enttäuschung und der überkluge Ingenieur fand es zweckmässig, aus der Gegend zu verschwinden.

Kurz vor meiner Ankunft in Philadelphia war eine kleine Expedition von Brasilianern den Allerheiligenfluss hinaufgezogen, um nach Diamanten zu suchen. Sie hatten an verschiedenen Stellen sogenannte Diamantformationen, besonders Faba preta (Siehe Seite 130) gefunden, aber keine Diamanten. Wir haben schon oben gesehen, dass aus dem Vorkommen der Formação durchaus nicht mit Sicherheit auf das gleichzeitige Vorkommen von Diamanten geschlossen werden kann. Infolge der unterdessen

ausgebrochenen Feindseligkeiten zwischen einigen Indianerstämmen musste die Expedition wieder nach Philadelphia zurückkehren.

Auffallend war es mir, auch in diesen Urwäldern unter der brasilianischen Bevölkerung die feste Ueberzeugung von dem Vorhandensein eines Goldsees (lagoa dourada) tief im Innern der Waldregion zu finden. Die nämliche Rolle, die die Laguna del dorado im Norden des spanischen Südamerika gespielt hat, spielt die Lagoa dourada im frühern portugiesischen Theile dieses Continents. Der Glaube an die Existenz eines Sees mit unermesslichen Goldschätzen hat durch Jahrhunderte die Phantasie der goldsuchenden Spanier und Portugiesen erhitzt und sie zu den abenteuerlichsten Expeditionen getrieben. Die vagsten Gerüchte, die unwahrscheinlichsten Angaben, ja handgreifliche Lügen genügten, um immer wieder gefährliche und hoffnungslose Expeditionen zum Aufsuchen des Goldsees oder Goldlandes ins Leben zu rufen. Trotz der grossen Entwickelung der geographischen Kenntnisse Südamerikas, trotz aller aus Naturbeobachtung deducirten Gegengründe herrscht doch auch heute wie vor dreihundert Jahren bei einem grossen Theil der Bevölkerung des mittlern und nördlichen Südamerika der traditionelle Glaube an das fabelhafte Goldland.

Alexander von Humboldt hat in seiner Reise durch die Aequatorialgegenden Südamerikas diesem Gegenstande weitläufige Untersuchungen gewidmet[1]), fast mehr, als er es verdient. Ich habe in Peru und Brasilien von sonst sehr gebildeten Männern das Vorhandensein eines Goldsees mit der innigsten Ueberzeugung behaupten und mit allen möglichen Gründen vertheidigen gehört; man hätte beinahe glauben können, sie hätten ihn selbst gesehen, und doch war nur die Tradition ihr einziger Anhaltspunkt. Am Mucury versetzte man diese Lagoa dourada in die wenig bekannte Waldregion zwischen diesem Strom und dem Rio Belmonte. Höchst wahrscheinlich gibt es dort Lagoas; sie werden aber jedenfalls mehr Krokodile als Gold enhalten.

Es ist nun Zeit, uns zu den ältern Bewohnern des Mucury-

[1]) Bd. III, S. 348 u. 398. Bd. IV, S. 254 fg.

gebiets, zu den Indianern zu wenden. Dem beobachtenden Reisenden bieten sie reichlichen Stoff zum Studium; freilich darf er dazu nicht gerade die ekelhaften Gestalten auswählen, die in Philadelphia herumlungern und betteln; er muss die Nation in ihrer Gesammtheit und in ihren einzelnen Gliederungen auffassen und untersuchen.

Ich glaube, es wird die richtige Auffassung der gegenwärtigen Verhältnisse der Indianer am Mucury und seinen Nachbarströmen wesentlich erleichtern, wenn ich hier in gedrängtem Umrisse ihre Geschichte berühre, soweit sie auf historischer Basis fusst.

Als im April 1500 der portugiesische Admiral, Pedro Alvarez Cabral, der Entdecker des Landes des „wahren Kreuzes" (Terra da Vera Cruz), später Brasilien genannt, Besitz von jenem Theile der Küste nahm, deren Hinterland die Provinz Minas geraes bildet, waren die Ländereien zwischen dem Rio Belmonte und Rio Doce, die spätern feudalen Capitanien, Porto Seguro und Espiritu Santo, von zwei grossen Hauptstämmen wilder Indianer bewohnt. Der eine war im Besitz der Meeresküste und der nach Westen sich ausdehnenden Urwaldniederungen; der andere hingegen bewohnte das Quellgebiet der Ströme und die Ostabdachung des grossen Gebirgszuges, der sich von Norden nach Süden der Küste parallel hinzieht, die sogenannte Serra dos Aimorés.

Nachweisbar haben in frühern Jahrhunderten an der Ostküste Südamerikas wiederholt grosse Völkerbewegungen stattgefunden. Allmählich in der Hauptrichtung von Süden nach Norden vordringend, haben sich die südlichen Stämme siegreich bis etwas nördlich nach dem Küstenstriche, von dem wir hier sprechen, ausgebreitet. Hier aber fanden sie stärkere und wahrscheinlich auch enger verbündete Nationen, die ihrem weitern Vordringen durch kräftigen Widerstand Einhalt geboten.

Aus dem Stromgebiete des Rio Paraná im Süden des südlichen Amerika setzte sich zu einer Epoche, die wir nicht einmal annäherungsweise bestimmen können, die Nation der *Tupis* in gewaltiger Strömung nach Norden in Bewegung. Sie dehnte sich vorzüglich längs der Küste aus, rieb die dortigen Indianer-

stämme entweder auf, oder drängte sie nach Norden oder trieb sie in die westlichen Gebirge. Wahrscheinlich dauerten diese Kämpfe durch Jahrhunderte und das Vordringen der Tupis war nur ein stossweises, durch heftigen Widerstand erschwertes. Mit Sicherheit ist anzunehmen, dass diese Völkerbewegung lange vor Entdeckung Südamerikas stattfand. Als die Portugiesen Besitz von der brasilianischen Küste nahmen, war einer der mächtigsten der sechzehn Stämme, die nach den ältesten Chronisten die Nation der Tupis bildeten, die Toupinambaults oder *Tupinambaus*, schon bis zum 6.° nördl. Br. vorgedrungen. Die Feinde, die sie hier zu überwinden hatten, waren die *Tapuyas*, ein wilder, kräftiger und zahlreicher Indianerstamm, der aus 76 Tribus bestand. Sie vermochten aber trotzdem der Tupisinvasion nicht zu widerstehen und wurden theils nach Westen ins Gebirge gedrängt, theils gezwungen nach Norden zu weichen, wo sie sich endlich mehr concentrirten und wahrscheinlich an den Nordindianern muthige Verbündete fanden, mit deren Hülfe sie die Tupis in Schach halten konnten. Nun entwickelten sich lange andauernde Kämpfe zwischen den Eroberern und den frühern Besitzern des Landes. Es gelang ihnen indessen nicht, die Eindringlinge zurückzuwerfen und wieder in Besitz ihrer frühern Heimat zu gelangen. Die Tupis blieben Herren der Küste. Unter den einzelnen Stämmen der beiden Nationen brachen zeitweise heftige Kämpfe aus und öfter verbündete sich irgendein Tribus einer Nation mit einem oder einigen der feindlichen, um gegen andere Stämme der eigenen Nation zu kämpfen. Die erbittertsten Kriege in dem Theile der Küste, von dem wir handeln, schien zwischen den *Tupinaus* und *Tupinambaus*, beide der Nation der Tupis angehörend, gewüthet zu haben.

Cabral, als er Besitz von der Küste von Porto Seguro nahm, traf dort die *Tupiniquins*, einen Tribus der Tupis. Sie waren gutmüthig und wenig kriegerisch. Ihre Beziehungen zu den Portugiesen gestalteten sich auch bald freundlich. Sie wurden zum Christenthum bekehrt. Die heutigen Bewohner von São José de Porto Alegre an der Mündung des Mucury bestehen grösstentheils aus Abkömmlingen jener Tupiniquins. In den Gebirgen

aber hausten eine Anzahl Stämme der verdrängten Tapuyas, nämlich die Aimorés, Abatyras, Guerens u. a. m., zugleich auch mehrere Tribus der von den Tupinambaus besiegten oder verdrängten stammverwandten Tupinaus, namentlich die Malalis, Machacalis, Macunis und Patachos.

Diesen Gebirgsindianern mochten die durch portugiesische Halbcivilisation und durch Agricultur des Krieges entwöhnten Küstenindianer wenig gefährlich erscheinen. Sie wagten es wieder, ihre alten Feinde und Bedränger anzugreifen, und zwar mit glücklichem Erfolge. Sie schlugen wiederholt die Küstenindianer und die mit ihnen alliirten Portugiesen und zerstörten im Jahre 1560 mehrere bedeutende Niederlassungen derselben. Ungefähr vier Jahre früher war die Capitania Porto Seguro von ihrem ersten Donatar durch Verkauf in den Besitz des Herzogs von Aveiro übergegangen. Dem Gouverneur von Bahia, Mende de Sá, gelang es zwar, die feindlichen Indianer wieder in ihre Gebirge zurückzudrängen, nicht aber auch sie unschädlich zu machen. Länger als drei Jahrhunderte dauerten ihre Kämpfe gegen die Tupiniquins und die mit ihnen verbündeten Lusitanier. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts unternahmen die Aimorès einen grossen Kriegszug gegen die Küste. Ihnen schlossen sich sogar zwei ihnen sonst feindliche Tribus, die Tupinaus und Tupinambaus, an. Er war vom vollständigsten Erfolg gekrönt. Die Verbündeten zerstörten die portugiesischen Ortschaften Porto Seguro, Santo Amaro, Santa Cruz fast gänzlich. Damit war auch das Schicksal der Capitania für lange Zeit entschieden. Obgleich sie infolge der Heirath ihres Besitzers mit einer Ehrendame der Königin von Portugal zum Marquisat erhoben worden war, bot sie das traurigste Bild der Verwilderung dar und fing erst ungefähr ein Jahrhundert später an sich wieder einigermassen zu erholen.

Wir kennen die genauen Details jener Kämpfe nicht, denn selbst über die Geschichte der portugiesischen Bevölkerung der Capitania zu jener Zeit suchen wir vergeblich in Archiven und Chroniken nach Aufschlüssen.

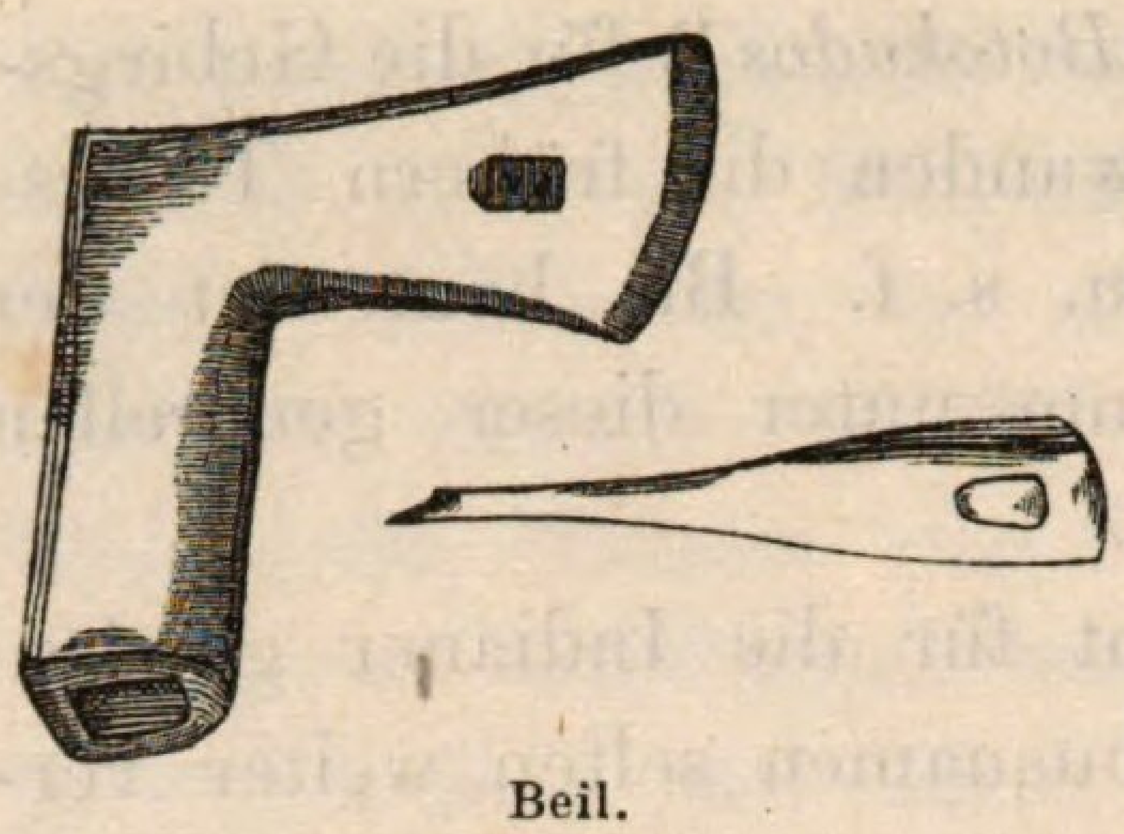
Zur Zeit der obenerwähnten Einfälle tauchte zum ersten

mal unter den Portugiesen der Name *Botokudos*[1]) für die Gebirgsindianer auf und allmählich verschwanden die frühern Tribusbezeichnungen Aimorés, Abatyras u. s. f. Bis heute ist der zum Theil noch unbezwungene Stamm unter dieser generellen Bezeichnung gekannt und gefürchtet.

Die Brasilianer haben überhaupt für die Indianer gewisse allgemeine Benennungen, da die Tribusnamen selten weiter verbreitet oder gekannt sind. Häufig nennen sie dieselben schlechtweg „Indios“ oder „Selvagems“ (Wilde), in einem Theile von Mittel- und Nordbrasilien werden sie nach dem obenerwähnten bedeutenden Volksstamme „Tapuyas“ geheissen, ob sie nun wirklich zu dieser oder einer andern Nation gehören, ganz wild oder halb civilisirt seien; in andern Gegenden Mittelbrasiliens nennt man sie „Caboclos“ (Kupferfarbige); in Südbrasilien gewöhnlich „Bugres“. Ich habe mich vergeblich nach dem Ursprung dieses letztern Namens erkundigt. Ich vermuthe, dass er von dem französischen Worte bougre abstammt und sich wahrscheinlich in der Mitte des 16. Jahrhunderts, während der ersten französischen Besitzungen in der Bai von Rio de Janeiro unter Nicolas Durand de Villegaignon, eingebürgert hat.

Durch die angeführten siegreichen, lange andauernden Kämpfe blieben die Botokuden nicht nur Herren des ganzen Ostabhanges der Serra dos Aimorés, sondern auch der Urwaldniederungen bis ganz in die Nähe der Küste. Ihre häufig wiederkehrenden Angriffe auf die Pflanzungen der portugiesischen Ansiedler und der unterworfenen halbcivilisirten Indianer sind die Ursache der auffallend langsamen Entwickelung jenes Litorales und seiner bis auf den heutigen Tag äusserst spärlichen Bevölkerung.

[1]) Einige Schriftsteller leiten den Namen Botokudos von den portugiesischen Worten boto (stumpf, dumm) und codea (Rinde, Kruste) ab, weil sich diese Indianer den Körper mit einer Art Firniss überziehen sollen. Wol richtiger als diese sehr gezwungene Erklärung, die nicht einmal auf Thatsachen beruht, ist die Ableitung dieses Wortes von dem portugiesischen botoque (Fassspund), da das Stück Holz, welches die Botokuden in einem Schlitze der Unterlippe zu tragen pflegen, in der That viel Aehnlichkeit mit einem Fassspunde hat.



Beil.

In der Fazenda des Oberstlieutenants Antonio José Velloso de Soares, 4 Legoas östlich von Philadelphia, wurde beim Urbarmachen eines Stücks niedergebrannten Urwaldes eine Axt von einer Form, wie sie in Brasilien jetzt gänzlich unbekannt ist, unter der Erde gefunden. Sie war wahrscheinlich das Werkzeug eines Schiffszimmermanns und führt das Fabrikzeichen C V. Vielleicht war es ein Beutestück der Botokuden vom grossen Kriegszuge von 1560. Ganz in der Nähe von Philadelphia wurden Bruchstücke von Ziegeln von grösserer Form als die gewöhnlich gegenwärtig verfertigten und von schlechterm Material ausgegraben. Man erkennt an ihnen leicht, dass der Verfertiger Ziegel machen sah, ohne genau zu wissen, wie sie gemacht werden. Auch findet man an verschiedenen Punkten Spuren früherer Ansiedelungen, sogenannte Taperas und verwilderte Bananen, also Belege, dass in dieser Gegend einst eine mehr sesshafte Bevölkerung lebte. Es wäre zu gewagt, einen bestimmten Schluss aus diesen Ueberresten ziehen zu wollen, doch liegt die Vermuthung nahe, dass sie von den Tupis, und speciell von dem Stamme der Tupiniquins herrühren, die sich nach dem Zurückdrängen der Tapuyasstämme bis zum heutigen Philadelphia ausgedehnt hatten. Später von den Tapuyas geschlagen und bis zur Küste zurückgetrieben, wurden von diesen echten herumschweifenden Jägerhorden die Tupiniquins-Niederlassungen gänzlich zerstört.

Herr Theophilo Benedicto Ottoni hat in einer sehr instructiven Abhandlung[1]) die genauesten Nachrichten über die Indianer des Stromgebiets des Mucury, die wir bisher besitzen, mitgetheilt. Er ist aber anderer Ansicht als der hier ausgesprochenen. Er hält die Botokuden für Tupis und glaubt, dass die erwähnten Culturüberreste von den Tapuyas abstammen; dass also die wilden

[1]) Noticia sobre os selvagens do Mucury em uma carta dirigida ao Senhor Dr. Joaquim Manoel de Macedo.

und gefürchteten Aimorés Träger einer gewissen Cultur waren. Es ist aber ein historisches Factum, dass bei der Ankunft der Portugiesen die Tupis dieses Litoral inne und die frühern Besitzer desselben schon in die Gebirge gedrängt hatten; dass die Tupiniquins (Tupistamm) gutmüthiger Natur und der Civilisation zugänglicher waren. Es scheint daher auch viel naturgemässer, dass diese als Herren der Urwaldniederungen sich bis an die Wälder des Allerheiligenflusses angesiedelt, dort ihre Pflanzungen angelegt, kleine Industrien, die sie von den Portugiesen erlernt hatten, in Anwendung brachten, und Werkzeuge, die sie von denselben erhalten haben mochten, benutzt hatten, als dass ein wilder, kriegerischer Stamm auf einem Streifzuge nach den fremden Ansiedelungen und einem flüchtigen Aufenthalte in denselben Geschmack an einem sesshaften Leben gewonnen habe.

Das Verhältniss zwischen den erobernden Portugiesen und den Indianern war seit dem 16. Jahrhundert im allgemeinen ein getrübtes. Bekanntlich trachteten die Ansiedler so viel als nur möglich, die Eingeborenen für die Feldbestellung und für den Bergbau zu benutzen. Diese aber fanden im ganzen wenig Freude an solchen ihren natürlichen Neigungen mehr oder weniger widerstrebenden Verrichtungen und wollten ebenso wenig in ein Dienstverhältniss zu den Eindringlingen treten. Die gebieterische Nothwendigkeit, Arbeitskräfte zu besitzen, führte die Portugiesen allmählich dahin, sich der Indianer mit Gewalt zu bemächtigen und sie zu unentgeltlichen Dienstleistungen zu zwingen. Binnen kurzem bildete sich eine Indianersklaverei und ein schwunghafter Menschenhandel (Resgate) aus. Banden kühner Abenteurer zogen nach den Urwäldern auf Menschenjagd und verkauften nach der Rückkehr ihre Beute an Grossgrundbesitzer, in denen sie stets willige Abnehmer fanden. Königliche Verordnungen autorisirten gewissermassen dieses empörende Verfahren und nur an den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu fanden die hartbedrängten Urbewohner Vertheidiger und Beschützer. Durch massenhafte Einfuhr von Sklaven von der afrikanischen Küste, verbunden mit einer etwas humanern Gesetzgebung, verminderte sich, besonders im 18. Jahrhundert, die Indianersklaverei, dagegen aber ent-

wickelte sich an vielen Grenzpunkten der Civilisation ein förmlicher Vernichtungskrieg zwischen Portugiesen und Indianern. Ueberlegenheit der Angriffs- und Vertheidigungswaffen sicherte den ersten Erfolg. Die Indianer mit ihren nackten Leibern und den meistens unvergifteten Pfeilen konnten verhältnissmässig sehr wenig gegen die portugiesischen Soldaten ausrichten, deren Körper durch Ringkoller oder dick mit Baumwolle gepolsterte Wämser und ähnlichen Helmen geschützt waren und deren weite mit gehacktem Blei geladene Trabucos oft schreckliche Verwüstungen unter ihren Gegnern anrichteten.

Wilde Bluthunde, die ausschliesslich auf Indianerfährten abgerichtet waren, halfen den nicht weniger blutdürstigen Menschenjägern die feindlichen Lager ausfindig zu machen. Die Offiziere wetteiferten, wer die besten Indianerhunde besitze und ein gewisser Lieutenant (Alferes) Antonio Pereira liess die seinigen Indianerfleisch geniessen, um sie stets bei guter Nase zu erhalten. Als durch die Einführung der weit arbeitstüchtigern Neger die Indianer fast ganz entwerthet wurden, so handelte es sich bei solchen Expeditionen nicht mehr darum, Menschen zu fangen, sondern nur eine möglichst grosse Zahl zu morden. Um diesen Zweck, die Vernichtung der Indianer, in ausgedehntem Massstabe zu erreichen, griffen die Portugiesen zu den niederträchtigsten Mitteln. Sie legten Kleider von Personen, die an Blattern oder Scharlach verstorben waren, in der Absicht in die Wälder, dass Indianer sich diese aneignen und infolge dessen Epidemien unter ihnen ausbrechen und grässliche Verheerungen anrichten sollten. Dieses teuflische Experiment ist ihnen auch oft nach Wunsch gelungen. Niemals haben sich die Spanier, die im Süden und an der Westküste Südamerikas ebenfalls in feindlichen Beziehungen mit den Waldindianern gestanden haben, so feiger, schändlicher und ehrloser Mittel zur Vernichtung ihrer Feinde bedient wie die Portugiesen und ihre brasilianischen Abkömmlinge; keine der gebildeten Nationen Europas hat sich so erniedrigt, ihren Namen und ihre Ehre so geschändet wie diese. Nur des berühmten französischen Marschalls Höhlenräucherung in Algier kann als Pendant jener Scheusslichkeiten dienen.

Trotz der schönen, aber leider so mangelhaft ausgeführten Constitution Brasiliens hat der Vernichtungskrieg gegen die Indianer der Provinz Minas bis auf die neueste Zeit noch fortgedauert. Heute noch leben dort Individuen, denen eine Indianerjagd der höchste Genuss ist und die noch sorgfältig Schweiss- und Spürhunde zu diesem Zwecke pflegen. Nur eine kurze Spanne Zeit ist verflossen, seit ein kaiserlich brasilianischer Militärcommandant als Repressalien für einen von den Indianern begangenen Mord eine Indianeraldea überfiel und als Siegestrophäe *dreihundert Ohren* von grausam abgeschlachteten Indianern in den Flecken S. Matheus, südlich vom Mucury, brachte! Selbst der kaiserliche Commissär, José Candido Gomes, der, wie schon erwähnt, im Jahre 1861 die Mucurycolonien behufs der Uebernahme derselben seitens der Regierung besuchte, neigt sich in seinem Berichte mehr zu den Vertilgungsmitteln hin, als auf rein menschliche Weise die Indianer der Civilisation unterthan zu machen. Es ist nicht auffallend, denn je beschränkter intellectuell geistig ein Mann ist, desto mehr hofft er von der brutalen Gewalt als von Anwendung geistiger Ueberlegenheit.

Ottoni führt in seiner interessanten Abhandlung einige Beispiele an, wie der Vernichtungskrieg gegen die Indianer auch in neuerer Zeit geführt wurde. Der Schauplatz dieser elenden Thaten war das Quellgebiet des Mucury und ein Theil von dem des Jequitinhonha. Die Hauptleiter der Mörderexpeditionen waren zwei indianische Soldaten, *Cró* und *Crahy,* denen sich als dritter würdiger Genosse ein gewisser *Lidoro* zugesellte. Sie handelten aber nur auf höhern Militärbefehl. „Eine Aldea umbringen" (matar uma aldea) war ihr Losungswort, der Zauber, der sie für ihr Henkerhandwerk fanatisirte. Mit Hülfe kaiserlich brasilianischer Soldaten und „Liebhaber" (oft den besten Ständen angehörend) umringten sie während der Nacht die dem Untergange geweihte Aldea und stürmten sie mit dem ersten Tagesgrauen, sodass die aufgehende Sonne nur noch blutrauchende, grässlich verstümmelte Leichname beschien. Die arglosen Indianer hatten gewöhnlich keine Idee von dem ihnen drohenden Verhängniss; sie wurden meistens in tiefem Schlafe überrascht.

Die Soldaten bemächtigten sich immer zuerst der in einer Ecke zusammengestellten Bogen und Pfeile, um so weniger gefährdet die wehrlosen Indianer abzuschlachten. Nur die Kinder (Kurucas) wurden verschont, sie waren die Kriegsbeute! Ein solches Kuruca wurde in der Regel für 100 Milreis verkauft. Selbst in neuester Zeit war der Gewinn, der aus dem Verkauf der erbeuteten Kinder gezogen wurde, das einzige Motiv, um eine Aldea umzubringen. Und dieses geschieht im constitutionellen Brasilien gegen die ursprünglichen Bewohner des Landes! Am Rio Jequitinhonha, am Mucury, am Rio S. Matheus, am Rio Doce sind zahlreiche Beispiele dieser Menschenschlächtereien vorgekommen. Vier Jahre vor meinem Besuche am Mucury leiteten die Henkersknechte Cró und Crahy eine solche Metzelei bei Guariba am Jequitinhonha. Sogar im Jahre 1861 wurde wenige Meilen von Philadelphia eine derartige Menschenschlächterei ausgeführt! Im Jahre 1846 wurde in Marianna, 2 Legoas von S. José de Porto Alegre, an der Mündung des Mucury, der Tribus des Häuptlings Shiporok fast gänzlich vernichtet. Sechzehn Schädel der ermordeten Indianer kaufte ein Franzose und schickte sie an ein pariser Museum.

Betrachten wir nun die Indianer des Stromgebiets des Mucury, wie sie uns vorzüglich durch Ottoni's Abhandlung bekannter geworden sind. Den prädominirenden Stamm bilden die Botokuden. Neben ihnen kommen noch, wie ich im vorhergehenden Kapitel erwähnt habe, Reste der Malalis, ferner Macanis und Machacalis vor. Der Hauptsitz der letztern ist am Rio Jequitinhonha, wo sich von Süden her der Riberão dos Pratos in ihn ergiesst, im *Aldeamento do Farancho,* wo sie in ziemlicher Anzahl sesshaft niedergelassen sind.

Die Nation der Botokuden zerfällt in eine Anzahl Tribus, von denen sich die meisten wieder in unabhängige Horden abtheilen. Am obern Quellgebiet des Mucury und Todos os Santos leben die *Naknenuks.* Auf meine Erkundigungen nach der Bedeutung dieses Wortes wurden mir zwei gerade entgegengesetzte Erklärungen mitgetheilt. Nach der einen Version soll der Name „Herren des Landes“ heissen, nach der andern aber „nicht von

diesem Lande". Ich bin nicht in der Lage zu entscheiden, welche Uebersetzung die richtige ist. Zu den Naknenuks zählen auch die Americanos d'Agoa Branca am Rio Preto, zum Stromgebiet des Jequitinhonha gehörig, wo sie eine bedeutende Aldea besitzen.

Die Naknenuks des Mucury bestehen aus folgenden bekannten Horden, die nach ihren Anführern benannt werden: die Horde des *Poté*, wahrscheinlich die stärkste von allen, nur 2 Legoas von Philadelphia entfernt, die des *Cracatan*, *Braz*, *Poton*, *Timoteo*, *Inhome*, *Felipe*, *Ninkate* und *Nortete*, die letztere, die früher über hundert kampffähige „Bogen" zählte, ist in neuester Zeit auf wenige Familien zusammengeschmolzen.

Die angeführten Namen der Hordenhäuptlinge sind theils indianisch (Cracatan, Poté, Poton, Inhome), theils portugiesisch (Felipe, Timoteo, Braz) von den Brasilianern den Häuptlingen gegeben. Jeder von ihnen hat seinen indianischen Namen, der im gegenseitigen Verkehr der Indianer wol gebräuchlich, von den Brasilianern aber nicht gekannt ist. Diese nennen jeden Häuptling Capitão. Man spricht also von Capitão Timoteo, Capitão Poté u. s. f. Ebenso nennen die Indianer, wie schon bemerkt, jede hervorragende Persönlichkeit, öfters auch den Fazendeiro, bei dem sie arbeiten, der ihnen zu essen gibt, Capitão. Die portugiesischen Namen der Indianer haben zuweilen einen sonderbaren Ursprung. Ottoni gab einst dem Haupte einer kleinen Horde Naknenuks eine grosse Flasche (Garafão) Branntwein, um sie unter seine Leute zu vertheilen. Der vorsorgende, etwas autokratische Anführer entfernte sich mit der Flasche in den dichtesten Wald, um sich dort ganz allein dem Vollgenuss der beträchtlichen Quantität Cachaza hinzugeben. Seitdem ist er nur unter dem Namen Capitão Garafão bekannt. Südlich von der Serra Mapmap Crak, die das Stromgebiet des Mucury von dem des Rio Doce trennt, halten sich am *Rio Aranaú* die erbittertsten Feinde der Naknenuks, die *Aranaús*, auf. Von dem nördlichen Zuflusse des Mucury, dem Rio Pánpan, bis nach Santa Clara streifen die *Bakués* und westlich von diesen bis nahe ans Litoral der Tribus von *Urufu*. An den Quellen des

Rio Preto, der sich mit dem Mucury vereinigt, sind die Rotten von *João Ima*, *Casimiro*, *Maciel* und andern untergeordneten Anführern *Jumerai*, *Caporá*, *Ampaquejú*. Im südlichen Thalgebiet des Mucury begegnen wir am Riberão de Saudade dem Tribus des muthigen Capitão *Poschischá*, etwas weiter östlich des Riberão das Lages den Tribus von *Mekmek*, *Shiporok* und *Potik*, und noch östlicher gegen die Küste hin, schon im Quellgebiet des Rio Matheus, den Horden von *Porokun*, *Batata* und andern; am *Rio Urucu*, als dem grössten südlichen Zuflusse des Mucury, den *Shiporoks* und den Häuptlingen *Juquirana* und *Maron*.

Ueber den Namen *Shiporok* bin ich ebenso wenig ins Klare gekommen wie über den „Naknenuk". Nach einigen bedeutet Shiporok Feind, und mit diesem Namen sollen allgemein die Indianer ihre Gegner bezeichnen.[1] Der Tribus selbst soll sich indessen nicht so nennen. Welchen Namen er sich beilegt, konnte ich nicht erfahren. Ein indianischer Soldat und trefflicher Kenner der Sprache dieser Stämme, von dem ich am Urucu vielfache Erkundigungen über dieselben einzog, versicherte mir, dass Shiporok „von jenseit der Berge" oder „von hinter dem Berge" bezeichne und dieser der eigentliche Name des Stammes sei. In der Sprache der Botokuden heisst Shiporak Bruder und Shiporok Arm. Im Jahre 1816 traf Prinz Maximilian zu Neuwied im Quartel dos Arcos am Rio grande de Belmonte einen tapfern Botokudenhäuptling Namens Jeparak.[2] Es ist nicht unwahrscheinlich, dass seine Horde sich später nach Süden wandte und im Stromgebiet des Mucury sich niederliess. Ungefähr 30 Jahre später waren die Shiporoks an der Lagoa d'Arara am nördlichen Ufer des Mucury und wieder nach circa 8 Jahren finden wir sie am Rio Urucu, einem südlichen Zuflusse dieses Stromes. Bei den undeutlichen, oft verwischten Lauten der Vocale in vielen Worten der Sprache der Botokuden glaube ich, dass die Schreibart des Prinzen Maximilian kein Hinderniss

[1]) Bekanntlich heisst Puri auch der Feind. Es ist der Name eines Indianerstammes am Rio Doce.

[2]) Die Aussprache des g, j und sh am Anfang der Indianernamen vor e und i ist die gleiche.

gegen die Annahme ist, dass der Indianerstamm der Jeparaks, den er am Belmonte traf, mit den Shiporoks am Urucu identisch sei.

Die Geschichte der Indianerhorden ist sehr wenig bekannt. Wir können daher nur Vermuthungen über ihre Züge und Wanderungen aufzeichnen. Sie sind auch meistens von so beschränktem Interesse, dass selbst mühevolle Nachforschungen nie durch bebedeutende Resultate belohnt würden.

Alle die bisjetzt erwähnten Indianerhorden am Stromgebiet des Mucury, mit Ausnahme der Malalis, Machacalis und vielleicht der Aranaús, gehören zum Stamme der Botokuden oder *Engeräkmung*, wie sie sich selbst nennen. Einige Horden sind in festen Wohnsitzen, Aldeamentos oder Aldeas, niedergelassen und wir haben vorzüglich folgende zu erwähnen: Aldeamento do Poton, Aldeamento do Poté, Aldeamento do Cracatan, Aldeamento de Curienca (oder „das Cursiumas"), Aldcamento do Nortete, Aldeamento de São João, Aldeamento d'Agoa boa, Aldeamento dos Aranaús. Im Jahre 1817 waren von diesen acht Aldeamentos 104 Individuen zum Christenthume bekehrt (natürlich nur dem Namen nach), darunter die drei Häuptlinge Poté, Poton und Cracatan. Von den Bewohnern einiger dieser Aldeamentos wird etwas Ackerbau getrieben, der sich aber blos auf den Anbau von Mais und Mandioca beschränkt. Die Kopfzahl dieser Horden ist sehr verschieden. Einige sollen mehrere hundert Individuen zählen, andere aber kaum 80—100 mit blos etwa 20 kampffähigen Kriegern. Aus der Zahl der bogenführenden Krieger kann man mit einiger Sicherheit auf die Seelenzahl der Horde schliessen, da diese durchschnittlich das Vierfache der Krieger beträgt. Ich glaube von der Wahrheit nicht sehr entfernt zu sein, wenn ich die Gesammtzahl der Indianer im Stromgebiet des Mucury auf 2800—3000 Köpfe annehme.

Prinz Maximilian zu Neuwied, der ebenso liebenswürdige und bescheidene als durch und durch wahre Reisende und scharfe Beobachter, hat in dem zweiten Theile seiner „Reise nach Brasilien in den Jahren 1815—1817" eine vortreffliche Schilderung der Botokuden geliefert. Ich möchte daher jeden, der sich mit diesem Gegenstande näher vertraut machen will, auf jene

Abhandlung verweisen. Hier will ich nur die Resultate meiner eigenen Beobachtungen und Erkundigungen mittheilen.

Die Botokuden sind im ganzen genommen kräftige Gestalten von mittlerer Grösse, einzelne Individuen sind gross zu nennen. Ich habe mehrere gesehen, die 5′ 9—10″ massen. Der Oberkörper ist stark entwickelt und muskulös. Der Bauch der Weiber ist meistens gross und unförmlich. Bei beiden Geschlechtern sind die Extremitäten sehr schlank und fast ausser Proportion. Hände und Füsse zierlich. Das Haar ist rabenschwarz, schlicht und stramm. Oft wird es am Hinterkopfe und drei Finger breit über den Ohren querüber ganz glatt wegrasirt und zwar mit den messerscharfen Rändern von Abschnitten von Bambusrohr. Die Stirn ist durchschnittlich niedrig. Die Backenknochen stark entwickelt, vorspringend. Die lebhaften Augen sind eher klein als gross und immer etwas schief geschlitzt. Die Nase ist bald kalmückenartig eingesattelt, bald gerade, bald sanft gebogen, die Flügel immer etwas erweitert. Der Mund ist im allgemeinen weit gespalten, die Lippen sind bald stark, bald etwas weniger wulstig aufgeworfen. Es ist unmöglich, nach der Physiognomie einen Rassentypus festzustellen, da, wie schon aus dem Angeführten hervorgeht, die Gesichtsbildung ausserordentlich variirt; bei manchen Individuen ist sie, die schiefe Augenstellung abgerechnet, eine durchaus kaukasische. Die Weiber leiden am Körper gar keine Haare; auch die Männer pflegen sich dieselben auszureissen. Ich habe indessen mehrere mit spärlichem Barte gesehen.

Die Körperfarbe der Botokuden ist ein schmuziges, fast bronzirtes Braun, bald etwas heller, bald etwas dunkler. Ich erinnere mich in Reisebeschreibungen gelesen zu haben: „Die Farbe der Indianer gleiche frischgescheuertem Kupfer.“ Einen schlechtern Vergleich kann es nicht geben. Weder an der Ost- noch an der Westküste Südamerikas habe ich je eine solche rothbraune Farbe der Indianer beobachtet.

Bei den Botokuden ist eine höchst eigenthümliche Verunstaltung der Ohren und der Unterlippe Sitte. Den Kindern werden zu einer bestimmten Epoche, die vielleicht dem Eintritt der

Pubertät entspricht (nach verlasslichen Mittheilungen soll es auch früher geschehen), die Ohrläppchen und Unterlippe mit einem harten, spitzen Holze durchstochen. In die entstandene Oeffnung wird nun ein glattes, rundes Scheibchen Holz gesteckt und dieselbe dadurch offen gehalten. Diese Hölzer werden von Zeit zu Zeit durch grössere ersetzt und damit so lange fortgefahren, als die Ohren und Lippen noch einer Ausdehnung fähig sind.



Ohrholz.

Die Holzscheiben, von den Brasilianern tahua (wahrscheinlich taboa) genannt, werden aus dem ausgekochten Holze des obenerwähnten Baumwollbaumes (Barrigudo) angefertigt und sind ungemein leicht. Das Lippenholz (nimato) ist durchschnittlich kleiner und dünner als die Ohrpflöcke, aber doch immerhin von ansehnlichem Umfang. Ich habe eins bei einem alten Weibe gemessen, das $2^1/_2$ Zoll Durchmesser, also $7^1/_2$ Zoll Umfang bei einer Dicke von circa $^3/_4$ Zoll hatte. Bei jüngern Individuen, bei denen die Muskelfaser rigider und das Holz gewöhnlich auch kleiner ist, steht dasselbe horizontal von den Zähnen ab, zuweilen ist es sogar etwas nach aufwärts gerichtet. Bei ältern Personen aber hängt es mit der Lippe schief nach unten. Der obere Rand der Scheibe drückt besonders beim Sprechen mehr oder weniger gegen die beiden mittlern untern Vorderzähne und macht sie entweder locker, dass sie frühzeitig ausfallen, oder reibt sie ab. Die Indianer können diese Holzscheiben nach Belieben aus den Lippen herausnehmen und hineinstecken. Beim Essen nehmen sie dieselben gewöhnlich heraus; sie können übrigens das Kaugeschäft auch mit dem Pflocke vortrefflich ausführen. Sowol die Lippen- als auch die Ohrhölzer werden zu Hause und bei den gewöhnlichen Beschäftigungen in der Regel nicht eingehängt. Bei Festen, Kriegszügen, Besuchen in den Ansiedelungen und dergleichen Gelegenheiten dürfen sie indessen nicht fehlen. Eine alte Indianerin, die ihren Lippenpflock entfernt hat, ist mit der tief herabhängenden Unterlippe, aus deren Spalte der Geifer rinnt, und dem zahnlosen Kiefer ein unbeschreiblich ekelhafter Anblick. Wozu brauchen denn die Wilden diese Teller in den Lippen? fragte

ein neuangekommener Colonist, über die sonderbare Zierde im höchsten Grade betroffen; nun, damit sie das Fleisch gleich darauf zerschneiden können, erwiderte ein älterer, pfiffiger Ansiedler.



Botokuden.

Die Ohrhölzer (numá) sind oft noch weit beträchtlicher an Umfang und dicker, und dehnen die Ohrlappen so sehr aus, dass sie bis auf die Schulter hinunterhängen. Prinz Maximilian zu Neuwied erzählt, dass er das cylindrische Ohrholz des Häuptlings Kerengnatuk gemessen und gefunden habe, dass dasselbe 4 Zoll 4 Linien englisches Mass im Durchmesser hielt bei einer Dicke von anderthalb Zoll. Ich habe keine Ohröffnung gesehen, die mehr als 3 Zoll mass. Bei diesem Durchmesser berührt der Ohrlappen beinahe die Schultern. Wenn die Holzscheiben nicht in den Ohren stecken, so hängen die Botokuden die ringförmig erweiterten Ohrlappen über den obern Theil der Ohrmuschel. Da die Männer auf den Jagdstreifereien die Scheiben nicht in die Ohren stecken, so bleiben sie oft bei hitziger Verfolgung des Wildes oder beim Durchschlüpfen durch den dicht verwachsenen Urwald mit dem leeren Hautringe an Zweigen oder Dornen hängen und reissen sich den schmalen Rand des Ohrlappens durch. Man sieht daher auch sehr häufig Botokuden, denen jeder Ohrlappen in zwei schmalen, langen Zipfeln auf die Schultern herunterhängt; wollen sie sich nun bei Festen oder andern

Veranlassungen der Hölzer bedienen, so binden sie die beiden Zipfel mit Bast oder Sipo zusammen und stecken sie wieder in den neugebildeten Ring.

Durch diese Verunstaltungen wird die Physiognomie der Botokuden derart entstellt, dass sie zu den hässlichsten Indianern Südamerikas zählen, obgleich die Gesichtszüge jener Individuen, die unversehrte Ohren und Lippen haben, nicht geradezu unangenehm sind.

Nicht alle Individuen der Botokudenstämme bedienen sich dieser barbarischen Zierathen; der geringere Theil derselben durchbohrt Lippen und Ohren. Bei den Weibern sind die Lippen-, bei den Männern die Ohrpflöcke allgemeiner. Ob das Durchbohren der Lippen und Ohren von bestimmten Vorschriften oder Vorrechten, oder ob es blos als Geschmacksache von der Neigung des einzelnen abhängt, habe ich nicht erfahren können.

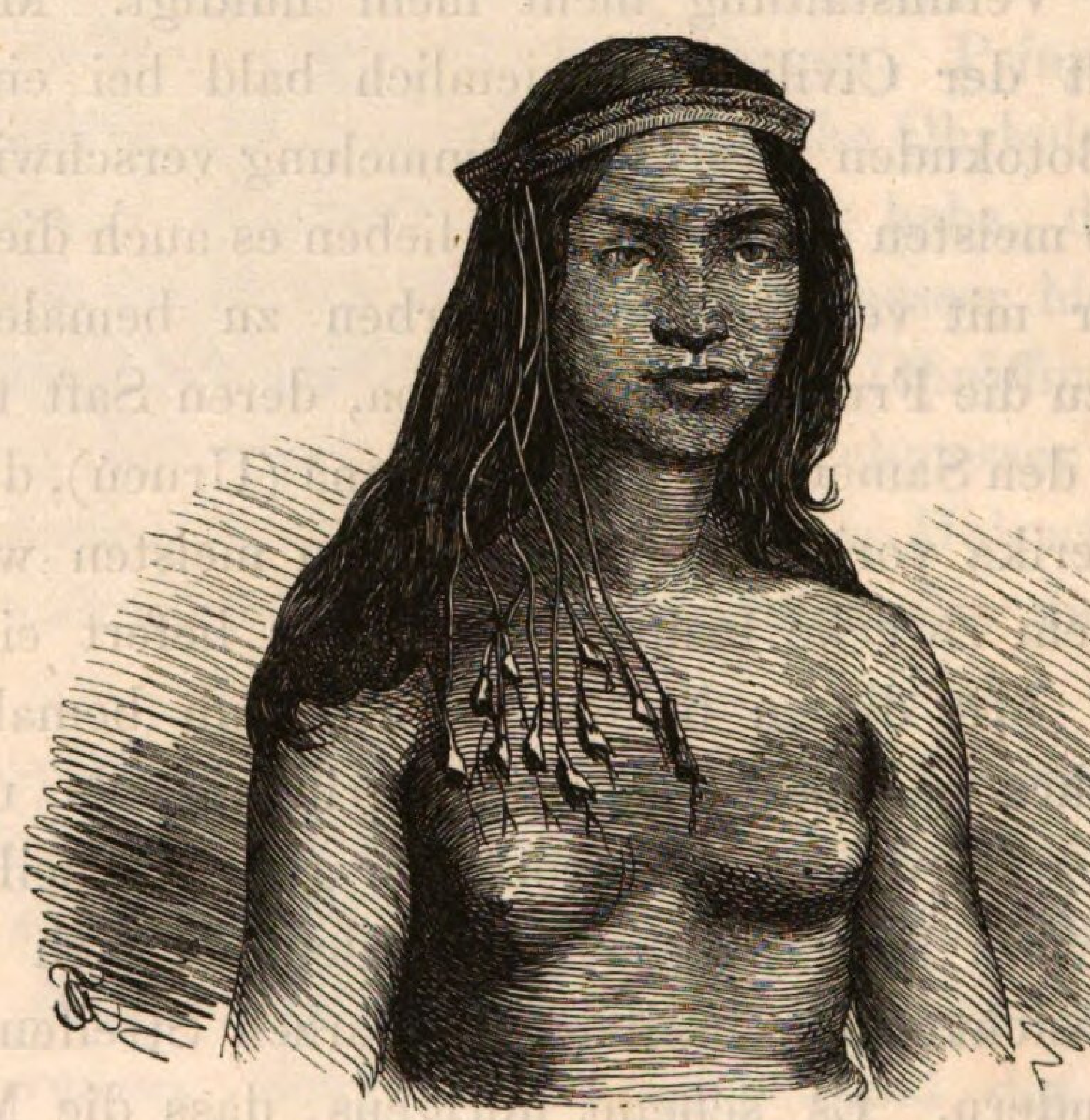
Man will beobachtet haben, dass bei Stämmen, die häufig mit Ansiedlern in Berührung kommen, fast nur noch von ältern Individuen die Pflöcke getragen werden und die jüngere Generation dieser Verunstaltung nicht mehr huldigt. Möglich, dass die Allgewalt der Civilisation ziemlich bald bei einem grossen Theile der Botokuden diese Verstümmelung verschwinden macht.

Wie die meisten Waldindianer, lieben es auch die Botokuden, ihren Körper mit verschiedenen Farben zu bemalen. Sie gebrauchen dazu die Frucht der Genipaba, deren Saft tief schwarzblau ist, und den Samen des Bixia Orellana (Urucú), der fast durch ganz Südamerika vorkommt und von den meisten wilden Indianern zu diesem Zwecke benutzt wird. Er liefert ein intensives Mennigroth. Mit diesen beiden Farben nun bemalen sich die Botokuden ihre nackten Körper so grimmig als nur möglich. In der Regel wird das Gesicht roth, der grösste Theil des übrigen Körpers schwarz angestrichen, oft malen sie sich quer durch das rothe Gesicht einen breiten, schwarzen Streifen von einem Ohr zum andern. Es scheint übrigens, dass die Malerei ganz willkürlich, je nach dem Geschmack des Betreffenden, ausgeführt wird, und nicht, wie es bei andern Nationen vorkommt, nach bestimmten Regeln des Stammes vorgenommen werden muss.

Ein nackter Botokudenkrieger mit seinen Pflöcken in Ohren und Lippen, schwarz und roth bemaltem Körper und einem intensiv rothen Gesicht hat ein wahrhaft dämonisches Aussehen.

Die Farben bewahren die Naknenuks in einem Gliede des grossen Bambusrohrs (Taquarassu) auf, in dem auf der einen Seite die Knotenscheidewand den Boden bildet, die entgegengesetzte Oeffnung durch einen zierlich geflochtenen Deckel verschlossen wird.

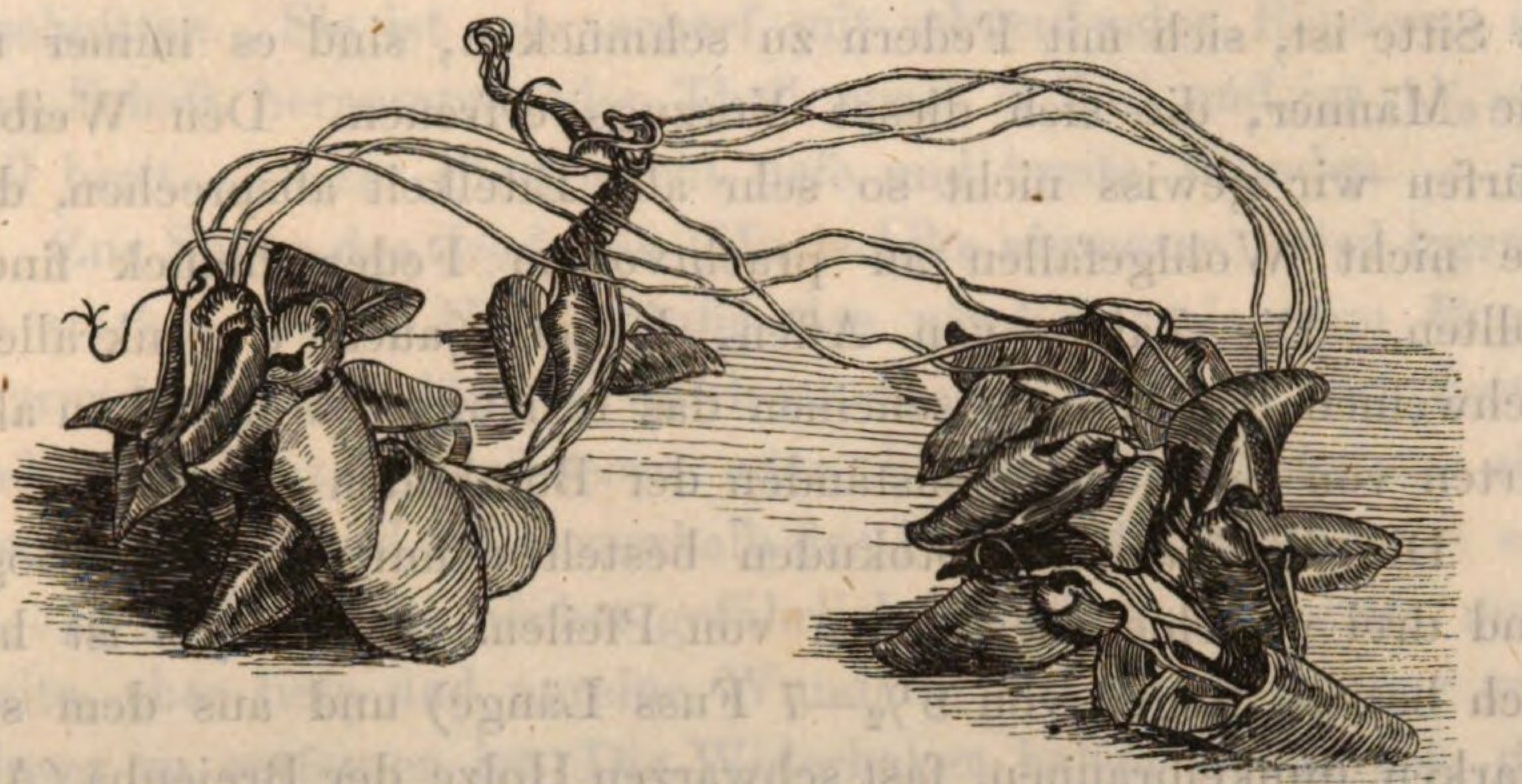
Ausser diesen Malereien habe ich bei den Botokudenmännern durchaus weiter keine Zierathen bemerkt. Das Messer tragen sie gewöhnlich an einer Schnur um den Hals; es ist dies die einzige Art es aufzubewahren und zugleich stets bei der Hand zu haben. Bei einigen Horden, die von einigen europäischen Kleidern Gebrauch machen, wird dieses für den Wilden so ausserordentlich werthvolle Werkzeug in die Tasche gesteckt. Die Anführer der Indianerstämme in der Provinz Espiritu Santo (am Rio Doce), besonders die Puris, sollen sich selbst und ihre Waffen mit Vogelfedern schmücken.



Indianerin mit Stirnband.

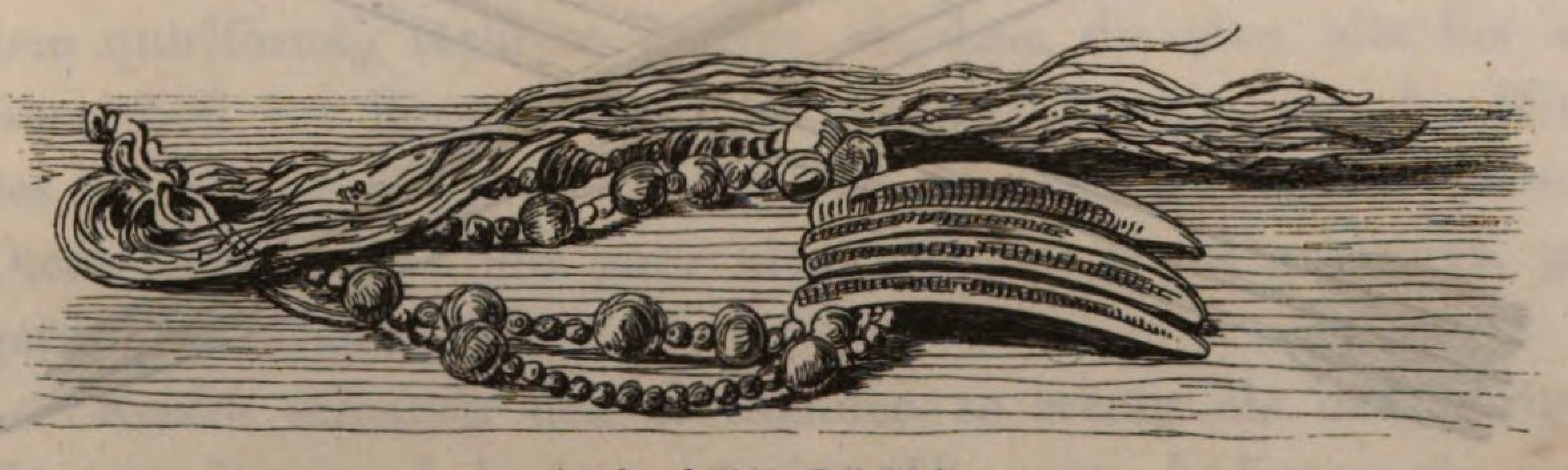
Die Botokudenweiber lieben Schmuckgegenstände sehr, verfertigen auch solche auf ziemlich originelle Weise und behängen

sich mit denselben Stirn, Hals und die Fussgelenke. Eine Stirnbinde, die ich von einem Shiporokamädchen besitze, besteht aus einem etwa $^5/_4$ Zoll breiten, ziemlich gut und fein geflochtenen Bande, von dem eine Anzahl Schnüre herabhängen, an deren Ende immer eine Federspule und vor derselben die Klaue eines Capivará (Wasserschwein, ein Hufnager) befestigt ist.



Collier aus Schweinsklauen.

Das hier abgebildete Collier einer Naknenukindianerin besteht nur aus einer grossen Anzahl an Schnüren aneinandergereihter Klauen des Nabelschweins (Pecari, Dicotyles). Das etwas künstlichere Armband eines Mädchens von der Horde des

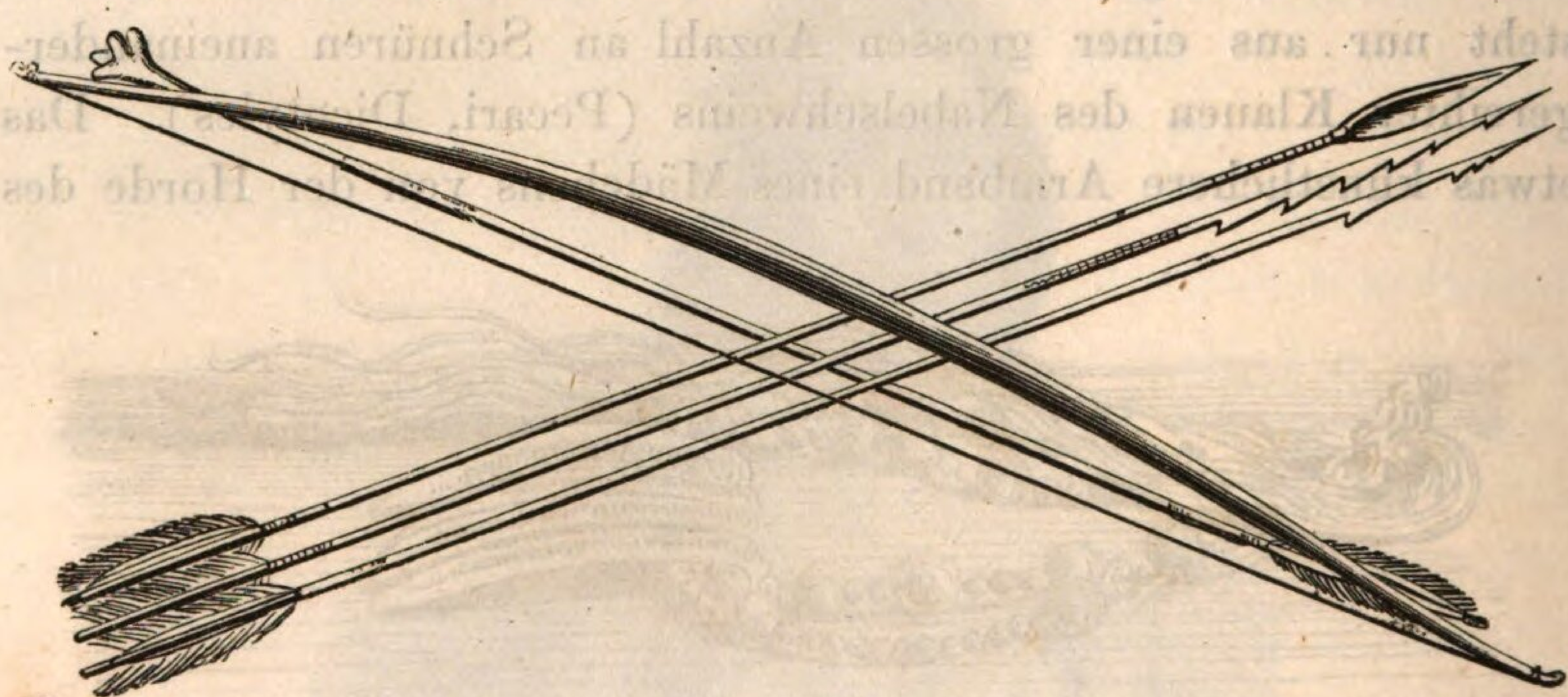


Armband einer Botokudin.

Porokun ist rosenkranzähnlich. Es sind nämlich durch eine Anzahl kleiner, runder, schwarzer; dann wieder grösserer, herzförmiger, brauner oder grauer, sehr harter beerenartiger Früchte feine Fäden gezogen. Die Reihe ist durch vier ebenfalls durchbohrte grosse Schneidezähne des Capivará unterbrochen.

Es ist mir aufgefallen, dass so unschöne Schweinsklauen, unansehnliche Beeren und grosse Zähne von den Botokudinnen als Schmuck verwendet werden, während die befiederten Bewohner des Urwalds in ihrer wundervollen Farbenpracht für Zierathen nicht beachtet werden. Es scheint, als wenn im allgemeinen die Indianerin Südamerikas Vogelfedern als Schmuck nicht verwenden dürfe, denn auch bei jenen Stämmen, bei denen es Sitte ist, sich mit Federn zu schmücken, sind es immer nur die Männer, die sich dieses Vorzugs erfreuen. Den Weibern dürfen wir gewiss nicht so sehr alle Eitelkeit absprechen, dass sie nicht Wohlgefallen an prachtvollem Federschmuck finden sollten. Die Zähne von Affen, Unzen (auch Unzenkrallen), Schweinen und Nagern scheinen das beliebteste Material zu allen Arten von Schmuckgegenständen der Botokuden zu sein.

Die *Waffen* der Botokuden bestehen nur aus dem Bogen und drei verschiedenen Arten von Pfeilen. Der *Bogen* ist lang (ich besitze Bogen von $5\frac{1}{2}$—7 Fuss Länge) und aus dem sehr starken, dunkelbraunen, fast schwarzen Holze der Brejéuba (Airipalme) verfertigt. In der Mitte und an jedem Ende ist er ein Stück weit mit Baumbast umwickelt. Die Schnur oder Sehne



Pfeile und Bogen.

ist aus Baumbast (Embira) oder aus Carahatá (der Faser einer Bromelie) gedreht. Da das Holz sehr wenig elastisch ist und der Bogen in der Mitte oft einen Zoll Durchmesser hat, so ist er sehr schwer zu spannen und es bedarf ziemlicher Kraft und besonders grosser Uebung, um sich seiner zu bedienen.

Die *Pfeile* sind ungefähr von der Länge des Bogens und von Canachuba, einem markigen Rohre ohne Knoten, gemacht. Am Hintertheil des Schafts werden zwei gespaltene Federn mit Imbe Çipo festgebunden, ebenso die Spitze in das Schaftrohr eingesetzt und mit demselben so fest als möglich verbunden. Die Spitze des *Kriegspfeils* (Huaischike conam) wird aus einem Stück des grossen Bambusrohrs (Taquarassu) lang und hohl zugeschnitten. Sie ist sehr scharf mit schneidenden Rändern; ihr vom Schaft herausstehender Theil misst 6 Zoll und ist 1½—2 Zoll breit. Dieser Pfeil macht tiefe und breite Wunden.

Zur Spitze des *Jagdpfeils* (Huaischike niumeran) wird irgendein starkes, zähes Holz, häufig das nämliche wie zum Bogen verwendet; sie ist dünn, ziemlich rundlich — an einer ihrer Seiten sind eine Anzahl grösserer oder kleinerer Widerhaken eingeschnitten — und hat ausserhalb des Pfeilschafts eine Länge von 12—13 Zoll. Diese höchst gefährliche Waffe macht zwar nicht breite, aber tiefe und unreine Wunden, aus denen sie nur sehr schwer zu entfernen ist. Die Widerhaken haben den Zweck, den Pfeil in der Wunde festzuhalten, wenn ein grösseres Stück Wild nach dem Schusse flüchtig wird. Im Kriege wird dieser Pfeil weit seltener als der obenbeschriebene gebraucht.

Der *Vogelpfeil* endlich, oder besser der Pfeil für die kleine Jagd (Huaischike bacan numock) hat keine scharfe Spitze. Sein Zielende ist verdickt und aus einem Baumästchen verfertigt, von dem quirlförmig mehrere Zweige abgehen, die aber alle bis auf einen Zoll vor ihrem Ansatzende gestutzt werden, von der Mitte des Quirls reicht 1—1½ Zoll die abgestutzte Spitze hervor. Dieser Pfeil tödtet nur ganz kleines Wild, etwas grösseres, gut getroffen, betäubt er.

Keulen scheinen den Botokuden so wenig als den übrigen Küstenindianern bekannt zu sein. Hingegen bedienen sie sich, wie Prinz Maximilian erzählt, am Rio Belmonte für ihre Einzelkämpfe langer Stecken. Die aus der Provinz Goyaz gegen Osten nach Minas geraes und São Paulo streifenden Indianer aber führen dagegen Keulen eigenthümlicher Construction. Die folgende Abbildung stellt eine vom Stamme der Coyaposindianer dar.

Sie ist von dunkelbraunem, sehr schwerem Holze (vielleicht auch von der Airipalme), 3 Fuss lang. Das kolbige Ende ist seitlich etwas zusammengedrückt, auf der untern Seite convex, auf der obern concav. Sie ist, gut geführt, ein furchtbares Instrument und weit gefährlicher als die europäischen schneidenden Offensivwaffen.


Keule.

Die Botokuden handhaben, von früher Jugend gewöhnt, Bogen und Pfeil mit grosser Geschicklichkeit. Ihre Sicherheit im Treffen ist aber doch nicht so ausserordentlich, wie sie von vielen Reisenden gerühmt wird. Ich habe mehrere Shiporoks am Urucú Schiessübungen anstellen lassen und gefunden, dass sie weniger Treffer machten als einigermassen geübte Büchsenschützen. Das Verhältniss der Treffer war beim Horizontalschuss und dem Bogenschuss so ziemlich das nämliche. Der indianische Jäger schiesst mit seinem Pfeil offenbar sicherer und *weiter* als der europäische mit seiner Schrotflinte. Von der Büchse aber wird begreiflicherweise der Pfeil an Tragfähigkeit übertroffen. Den ausschliesslich von der Jagd lebenden Waldindianern ist jedenfalls der fast lautlos schwirrende Pfeil eine viel nützlichere Waffe als die weithin knallende Flinte. Auch im Kriege ist der Pfeil eine gefährliche Waffe und der gutzielende Botokude ein keineswegs zu verachtender Gegner.

Die Kunstfertigkeit der Botokuden steht auf einer sehr tiefen Stufe. Sie beschränkt sich auf die Anfertigung der einfachen Waffen, auf Flechten von Futtersäcken aus dem Bast verschiedener Pflanzen, besonders der Embira branca, dem Pao d'Estopa (einer Lechysart), auf das Formen und Brennen sehr roher Töpfe und auf das geschmacklose Aneinanderreihen von Früchten, Zähnen und Klauen zu den schon oben beschriebenen Zierathen. Die Männer beschäftigen sich nur mit der Verfertigung von Waffen. Trotz ihrer Einfachheit müssen sie mit grosser Genauigkeit

hergestellt werden, und bei genauerer Untersuchung finden wir auch, dass sie rein und nett gearbeitet sind.

Häuser bauen die Botokuden nicht. Ihre Wohnungen bestehen blos aus Baumblättern, die zuweilen durch Pfähle verstärkt sind; sie gewähren daher auch nur den nothdürftigsten Schutz gegen die oft rauhe Witterung. Natürlich kann auch von Hausgeräthen kaum die Rede sein. Ein oder ein paar Töpfe von Kürbis- oder Kokosnussschalen, die von der Küste herstammen, die vom Kerne befreiten Früchte des Topfbaumes (Sapucaya) und einige Glieder des dicken Bambusrohrs bilden das ganze Küchen- und Hausgeräth. Als Betten bedienen sie sich des Bastes des Pao d'Estopa; während der kalten Jahreszeit ziehen



Indianer Feuer machend.

sie es vor, auf der vorher durch heisse Steine erwärmten Erde zu liegen, oder sich in warme Asche zu vergraben. Das Feuer unterhalten sie auf das sorgfältigste, um nicht in die unangenehme Lage zu kommen, es auf die bei ihnen höchst mühsame Weise von neuem zu machen. Ihr Feuerzeug besteht aus zwei langen Stäben (die in meinem Besitze befindlichen messen der eine 3 Fuss 10 Zoll, der andere 3 Fuss 8 Zoll bei $\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser) von verschiedenen leichten Holzarten. Der eine Stab wird auf die Erde gelegt und mit dem Fusse gehalten; er hat an dem einen Ende eine kleine Vertiefung, in die das ziemlich abgestumpfte Ende des andern passt. Diesen nimmt ein Mann in seine flachen Hände und dreht denselben mit grosser Schnelligkeit so lange, bis an dem Reibungspunkte Glühhitze entsteht. Sobald dieser Moment eintritt, wird Bast von Pao d'Estopa hingelegt und das Feuer darin aufgefangen. Durch anhaltendes Blasen entzündet sich das Pao d'Estopa zur Flamme.

Die Botokuden geniessen die meisten Nahrungsmittel, besonders das Fleisch, in halbgarem Zustande. Es wird über das Feuer gehalten, bis die äussersten Schichten etwas angebrannt sind und dann verzehrt. Die Gefrässigkeit dieser Indianer ist fast sprichwörtlich geworden. Alle blos auf die Jagd angewiesenen Urwaldindianer charakterisirt ein ungeheurer Heisshunger. Es wird ihnen im allgemeinen nur spärliche Nahrung zutheil, da das Wild im Urwalde durchaus nicht so häufig und so leicht zu erlegen ist, wie man es sich gewöhnlich in Europa einbildet und jede Baumkrone von Hunderten von Vögeln belebt, auf jedem Aste wenigstens ein paar Affen, hinter jedem Stamme eine Unze, an jedem Sumpfe eine Heerde Tapire zu treffen wähnt. Wenn ein glücklicher Jagdzug reiche Beute liefert, so wird sie gierig verzehrt und, da das Fleisch rasch in Fäulniss übergeht, um ja nichts zu verlieren, der Magen so lange vollgestopft, als eine physische Möglichkeit dazu vorhanden ist. Dann folgt eine lange behäbige Verdauungsruhe und dieser oft wochenlang äusserst spärliche Mahlzeiten.

Völker und Individuen, die ausschliesslich auf Fleischnahrung angewiesen sind, haben eine rasche Verdauung und es

äussert sich bei ihnen Heisshunger viel heftiger als bei jenen, die an eine vegetabilische oder gemischte Nahrung gewöhnt sind. Sie können sich aber auch mit einer sehr geringen Quantität ihrer gewohnten Fleischnahrung lange kräftig erhalten, leiden dabei aber stets an Hunger. Bei jeder sich darbietenden Gelegenheit suchen die Botokuden ihren steten Hunger durch übermenschliches Fressen zu stillen und verschlingen mit der Gier des Raubthiers die ekelhaftesten Gegenstände. Sie wählen nicht in der Qualität, es ist ihnen nur um die Quantität zu thun. Das leckere Paca und der schäbige Fuchs, der delicate Mutun (Crax alector) und der stinkende Aasgeier, Mäuse, Schlangen, Kröten, Würmer, Insektenlarven, ungeputzte Eingeweide, alles verzehren sie ohne Wahl mit gleichem Heisshunger.

Durch die Jahrhunderte fortgesetzte, tägliche Verfolgung scheut das Wild des Urwaldes selbst vor dem fast lautlosen Schritte des Botokuden und es kostet auch dem Indianer Mühe, es in den Bereich seines tödtenden Pfeiles zu bringen. Er hat deshalb, dem Beispiel des weissen Jägers folgend, ebenfalls den Hund zu seinem Jagdgefährten erwählt. Fast jede Horde hat einen oder ein paar Stöberer, die sie von den nächstgelegenen Ansiedelungen eintauschen. Ich habe mehrere solcher bedauernswerthen Geschöpfe gesehen; Jammerbilder der grössten Magerkeit. Die Nahrung, die der Botokude geniesst, behagt seinem Hunde selten; er kann sich daher nur bei reicher, aber wie schon bemerkt ziemlich seltener Jagdbeute, gütlich thun; die übrige Zeit hungert er oder ist genöthigt, eine Nahrung zu fressen, die ihm nicht behagt, und schleppt sich als ein mit Haut überzogenes Skelet im Walde herum.

Der Botokude ist zwar ein schlauer und sicherer, aber durchaus kein kühner Jäger. Die Unze z. B. sucht er nicht auf; im Gegentheil, er fürchtet sich vor ihr, vermeidet sie und wagt sich nur an sie, wenn er nicht anders kann. Das Erlegen eines dieser Raubthiere wird daher als Heldenthat betrachtet und von der ganzen Horde durch ein Fest gefeiert. Bei der Exploration des Mucurygebiets durch Ottoni hatte sich eines Tages eins der Maulthiere verlaufen. Die Botokuden erblickten dieses unbekannte

friedlich grasende Ungeheuer. Es wurde sogleich Kriegsrath gehalten und ein Angriffsplan entworfen. Die tapfern Jäger postirten sich hinter einen in Eile aufgeworfenen Verhau von Bambusrohr und Baumästen und beschossen mit einem Regen von Pfeilen das arme, unschuldige Maulthier. Sie feierten eben mit Gesang und Tanz ihren grossartigen Sieg neben dem erlegten Wilde (!), als der das Maulthier suchende Neger auf sie stiess.

Die Botokuden werden zu den Anthropophagen gezählt und sie sind in der That Menschenfresser, aber nicht in der grausam blutdürstigen Bedeutung, die man gewöhnlich mit diesem Begriffe verbindet, sondern blos aus unersättlichem Heisshunger und aus Rache. Ich glaube nicht, dass sie einen Feind erschlagen, um ihn zu fressen, sondern dass sie einen erschlagenen Feind auffressen, weil er ihnen gerade eine gelegene und bequeme Nahrung darbietet und sie überhaupt alles fressen, was sie nur verdauen können.

Mangel an hinreichender Jagdausbeute nöthigt die einzelnen Horden, ihre Jagdstreifzüge weiter auszudehnen und dadurch das Gebiet von andern Horden zu verletzen. Diese ihrerseits vertheidigen das Terrain, an dessen Jagdbenutzung sie gebunden sind, und so entspinnen sich Kämpfe um die Existenz, die oft bedeutende Ausdehnungen annehmen. Da wol meistens Hunger infolge von Wildmangel, sei es wegen abnormer Witterungsverhältnisse, Localveränderungen oder Sterblichkeit unter dem Wilde u. s. f. Ursache der Waldkriege ist, so suchen diese wilden Horden das dringendste thierische Bedürfniss am ersten tauglichen Gegenstande zu befriedigen — an der Leiche des erschlagenen Feindes. Das Verzehren der Feindesleichen war und ist meistens in erster Linie eine Folge des heftigen Dranges, den Hunger zu stillen, dann aber mag auch eine Befriedigung des Rachedurstes dazukommen, und in diesem Falle werden nur gewisse Körpertheile des getödteten Gegners als Leckerbissen dem Siegesmahl beigefügt. Auffallenderweise sucht jeder Stamm den Vorwurf dieser scheusslichen Sitte von sich ab und auf andere Horden zu wälzen. Es mag doch vielleicht bei ihnen das Gefühl vorhanden

sein, dass sie sich durch das Auffressen ihresgleichen selbst unter die Thiere stellen.

Einzelne Horden der Botokuden am Mucury sind sesshaft und treiben etwas Ackerbau; sie stehen zu den Ansiedlern in friedlicher Beziehung, sind zum Theil Christen und verrichten bei ihnen gegen Entgelt Feldarbeiten. Andere herumschweifende Jäger besuchen zuweilen die Colonien und Fazendas, bringen einige Tauschartikel dahin, betteln und stehlen. Ihr Verhältniss zu ihnen ist, wenn auch nicht geradezu feindselig, doch derart, dass diese stets auf ihrer Hut sein müssen. Eine Anzahl nimmt aber eine durchaus feindliche Stellung ein und bildet für die am weitesten vorgeschobenen Niederlassungen eine gefährliche und unbequeme Nachbarschaft.

Die Tauschartikel, die die Botokuden nach Philadelphia oder den Fazendas bringen, sind Thierfelle, Poaya (Brechwurzel, Cephaëlis Ipecacuanha) und schwarzes Wachs wilder Bienen. Aus letzterm machen sie auch eine Art Kerzen. Sie kneten nämlich einen Docht von Bast in einen länglichrunden Wachsknollen



Wachskerzen der Botokuden.

und umwickeln denselben ebenfalls mit Bast. Diese rohen Kerzen brennen zwar sehr lange, geben aber nur ein kleines, trübes Flämmchen. Der werthvollste Tauschartikel ist die Ipecacuanha,

die sie mit leichter Mühe in den Wäldern finden. Die Felle, die sie in die Ansiedelungen bringen, taugen in der Regel wenig und sind meistens von Motten zerfressen.

Der Hunger treibt oft die Botokuden in die Ansiedelungen, um dort für Entgelt zu arbeiten. Während einiger Tage lassen sie sich dort abfüttern, helfen ein wenig nnd kaufen sich für den sehr geringen Tagelohn Taback und Branntwein. Sie kennen einigermassen etwas vom relativen Werthe des Geldes und nennen es *Pataca.* Dieses Wort bezeichnet in Brasilien eine ideale Münze im Werthe von 320 Reis. Sie unterscheiden „Pataca papel“ und „Pataca cobre“ (Papier- und Kupfergeld) und ziehen einem Milreis in Papier (pataca papel) einen mehr als die Hälfte geringern Betrag in Kupfer (pataca cobre) vor. Früher arbeiteten sie blos für die Nahrung, seit sie aber wissen, dass ihnen der Kaufmann gegen Kupfer Branntwein und Taback austauscht, wollen sie auch dieses haben.

Alle Fazendeiros, bei denen Botokuden arbeiten, beklagen sich über deren unglaubliche Faulheit. Auf einen ganzen Tag arbeitet ein kräftiger Naknenuk weniger als ein Neger in 3—4 Stunden. Ihre Arbeitsscheu ist so gross, dass sie selten mehr als 3—4 Tage aushalten. Oft verschwinden sie sogar von der Arbeit, ohne nur ihre Patacas zu fordern. Die Indianer Shiporoks sollen die arbeitsamsten sein und sogar schon 12—16 Tage bei der Ernte in Ansiedelungen ausgehalten haben.

Unter allen Indianern Südamerikas, die ich bisjetzt gesehen habe, steht der Botokude auf der niedrigsten sittlichen Stufe, und nur die Bewohner der südlichsten Spitze Südamerikas und des Feuerlandes dürften ihnen in dieser Hinsicht ebenbürtig sein. Die Indianer des Nordens, des Westens und Südens Brasiliens sind alle geistig weit mehr entwickelt als die Botokuden und übertreffen diese an Kühnheit, Intelligenz und Kunstfertigkeit.

Die Religion der Botokuden, wenn überhaupt von einer solchen gesprochen werden kann, beschränkt sich ausschliesslich auf den Glauben an einen bösen Dämon, Nian-ton, dem sie alles Uebel, was sie trifft, Donner, Blitz u. s. w. zuschreiben. Sie fürchten ihn, ohne ihm durch irgendeine Ceremonie Cultus zu erweisen.

Von einem guten Geiste, im Gegensatze zum Nian-ton, machen sie sich durchaus keine Vorstellung. Eine ziemliche Anzahl Botokuden am Mucury sind getauft, d. h. sie wurden von einem katholischen Priester mit Weihwasser besprengt, aber von der christlichen Religion haben sie nicht den geringsten Begriff. Oft brachten die Indianerinnen ihre Kinder zur Taufe nach Philadelphia, blos um dort ein Pathengeschenk zu erhalten.

Die Familie ist das einzige Band, das diese rohen Naturmenschen aneinanderknüpft. Die Mädchen werden in der Regel sehr jung verheirathet und bleiben bis zu ihrer völligen körperlichen Reife bei den Aeltern. Der Mann aber hat die Verpflichtung, seine Frau, obgleich sie nicht bei ihm wohnt, zu ernähren. Irrig sind die Angaben einiger Schriftsteller, dass bei diesen Stämmen das Recht des Stärkern bei der Auswahl einer Frau gelte und dass gewöhnlich ein junger Mann eine alte Witwe, ein alter Krieger ein junges Mädchen heirathe, damit die mit dem Alter verbundenen Erfahrungen wenigstens des einen Theiles die Existenz der Familie sichern. Meinen einlässlichen Erkundigungen zufolge verlangt der Mann das Mädchen seiner Wahl von dessen Vater und gibt ihm dafür einen gewissen Tribut an Wild oder andern Nahrungsmitteln. Sind beide Theile über den Kaufpreis einig, so findet weiter keine Ceremonie statt. Das Weib folgt dem Manne in seine Hütte oder wird bis zur Mannbarkeit von ihm bei ihren Aeltern ernährt. In der Regel hat ein jeder Mann nur ein Weib, blos besonders geschickte und glückliche Jäger nehmen, wenn sie sie erhalten können, zwei, auch drei. Eheliche Treue ist unter ihnen hoch geachtet. Der Mann bestraft das ehebrecherische Weib, indem er ihm ein Stück Fleisch aus dem Steiss schneidet. Nach Angabe einiger Reisenden soll es auch öffentliche Dirnen unter diesen Indianerstämmen geben. Ich bezweifle die Richtigkeit dieser Angabe, wenigstens für die Waldindianer, die ausschliesslich auf die Jagd angewiesen sind. Wovon sollten sich denn diese unglücklichen Geschöpfe nähren, wenn nicht der Mann oder der Vater für ihren Lebensunterhalt regelmässig sorgt? Auch spricht die Leichtigkeit, mit der die Ehen geschlossen werden, gegen diese Annahme.

Auf dem Weibe des Indianers lasten ausschliesslich alle häuslichen Arbeiten. Bei Jagd- und Kriegszügen muss es auch noch Lebensmittel nachschleppen. Der Mann trägt nur seine Waffen. Bei dem äusserst reizbaren und heftigen Charakter des Botokuden ist es leicht begreiflich, dass das eheliche Verhältniss nicht immer ein sehr zärtliches ist. Es beweisen dies auch die häufigen Narben und Striemen am Leibe der Weiber.

Ich habe schon weiter oben bemerkt, dass ich die Indianertribus und Horden nur als erweiterte, vom Hauptstamme abgesonderte Familien betrachte. Nur selten sucht sich ein Botokude ein Weib aus einer andern als seiner Horde und die durch Blutsverwandtschaft innig unter sich verbunden ist. Darin dürfte auch der Grund der geringen Fruchtbarkeit der Botokuden zu suchen sein; denn die Indianerinnen, wenn sie sich aus ihrem Stamme, besonders mit Weissen oder Negern verheirathen, sind meistens reich mit Kindern gesegnet.

Die Familien leben hordenweise nebeneinander. Jede dieser Horden hat einen Anführer. Er ist der tapferste und stärkste des Tribus, aber es unterordnen ihm keine Gesetze oder Vorschriften die übrigen Glieder seiner Horde; er darf keinen Gehorsam von ihnen verlangen. Seine Autorität ist blos auf den Namen beschränkt und wird stillschweigend anerkannt. Gemeinsame Bedürfnisse, gemeinsame Gefahren vereinigen die einzelnen Glieder der Horde, und da von dem Anführer vorausgesetzt wird, dass er die besten Jagdplätze kenne, im Gefecht der Tapferste sei, so folgen ihm die übrigen, ohne durch eine sociale Bestimmung dazu verpflichtet zu sein. In vorkommendem Falle handelt jeder nach seinem Gutdünken. Diese Association steht kaum höher als die der Thierheerden, an deren Spitze das kühnste und muthigste Individuum steht.

Noch lockerer als das Verhältniss der Familie zur Horde ist das der Horde zum Stamme. Ein Stammoberhaupt gibt es nicht. Die Horden eines Stammes bekriegen sich untereinander und nicht selten geschieht es, dass Horden verschiedener Stämme sich zu einem Streifzuge gegen Horden eines ihrer Stämme

vereinen. Die Familie ist also, wie schon bemerkt, das einzige engere gesellschaftliche Band der Botokuden.

Feste werden gewöhnlich von der ganzen Horde gemeinsam gefeiert. Hauptbedingung dabei ist eine sehr reichliche Mahlzeit; sie finden daher gewöhnlich nach einem glücklichen Kriegs- oder Jagdzuge statt. Gesang und Tanz sind unzertrennlich davon. Beide sind so monoton als nur möglich und haben einen ungemein melancholischen Ausdruck; nur wenn geistige Getränke dabei im Spiele sind, werden sie tumultuarisch wild. Die Gesänge werden improvisirt und beziehen sich auf die das Fest veranlassende Ursache. Sie werden Tag und Nacht mit derselben ohrzerreissenden Melodie wiederholt und enden erst, wenn die Vorräthe aufgezehrt sind.

Ottoni gab vor mehrern Jahren (6. September 1853) in der Nähe des jetzigen Philadelphia den Indianern ein Fest und schenkte ihnen zu diesem Zweck einen Ochsen, den sie ziemlich ungeschickt mit einem ihnen verabfolgten Beile todtschlugen und sogleich an einem mächtigen Feuer zu braten begannen. Die Gedärme wurden einfach durch die Finger gezogen, so oberflächlich ihres Inhalts entleert und in Wasser gesotten. Ein jeder nahm sich mit einem Stück Holz ein etwa ellenlanges Stück aus dem Topfe, steckte das eine Ende in den Mund und zog kauend und schlingend allmählich den Rest nach, gerade so, wie es bei ähnlichen Gelegenheiten die Hunde machen. Branntwein und Farinha würzten das Mahl. Den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht tanzten die Botokuden und sangen fast ohne Unterbrechung den nämlichen improvisirten, monotonen Gesang, der in deutscher Uebersetzung also lautet: „Kapitän (Ottoni) ist gekommen — Kapitän ist gut — Kapitän hat einen Ochsen gegeben — Ochs wurde angebunden — Ochs war wild — Ochs mit dem Beil auf den Kopf geschlagen — Ochs zitterte — Ochs fiel todt um — Ochs ist gut — Kapitän ist gut.“

Die Naknenuks merkten sich diesen festlichen Tag und erschienen drei nacheinander folgende Jahre genau wieder am 6. September in Philadelphia, um bewirthet zu werden. Diese so sehr genaue Zeitrechnung bei einer Nation auf einer so nie-

drigen Bildungsstufe ist jedenfalls eine auffallende Erscheinung. Es war mir nicht möglich über ihre Zeitrechnung oder Jahreseintheilung irgendeinen Aufschluss zu erhalten.

Ueber den Grad der Bildungsfähigkeit der Botokuden kann ich nicht urtheilen. Nach den bei genauen Kennern dieser Nation eingezogenen Nachrichten sollen sie im ganzen genommen ziemlich stupide (brutos), jedoch auch einzelne sehr intelligente Individuen unter ihnen zu finden sein. Sie sind jedenfalls aufmerksame Beobachter der Werkzeuge, Kunstfertigkeiten, Culturmethoden und Gebräuche der Ansiedler und suchen sie gern, soweit es ihnen möglich ist, nachzuahmen, aber unter civilisirten Menschen fühlen sie sich auf längere Zeit nie wohl und bekommen eine nicht zu bewältigende Sehnsucht nach ihren Wäldern.

Ein Botokudenknabe wurde vor längern Jahren einer Familie in Bahia geschenkt. Diese liess ihrem Schützlinge eine sorgfältige Erziehung geben und nachdem er die vorbereitenden Schulen zur Zufriedenheit seiner Lehrer absolvirt hatte, an der Universität als Hörer der Medicin immatriculiren. Mit Glück vollendete er hier seine Studien und erhielt den Grad eines Doctors der Medicin. Eine tiefe Melancholie war immer der Grundzug seines Charakters. Nachdem er einige Monate selbständig die Praxis ausgeübt hatte, verschwand er plötzlich spurlos aus Bahia. Mehrere Jahre später erhielten seine Pflegeältern die verbürgte Nachricht, dass er wieder in die Wälder zurückgekehrt sei und nachdem er mit seinen Kleidern die letzte Spur von Civilisation abgestreift hatte, nun mit Bogen und Pfeil den Kriegern seiner Nation folge.

Die medicinischen Kenntnisse dieser Waldindianer sind sehr beschränkt. Mit Geschick heilen sie äussere Körperverletzungen vorzüglich durch Auflegen von Säften und Blättern gewisser Pflanzen. Grössere Wunden verstehen sie geschickt zusammenzunähen. Ihre Therapie bei innerlichen Krankheiten beschränkt sich auf Reiben, Kneten, Peitschen mit nesselartigen Pflanzen, Scarification der Haut und Erwärmen der Hautdecken des Körpertheils, der dem Sitze des innern Schmerzes entspricht. Selten verwenden sie innerlich Arzneien und, wie mir versichert wurde,

noch seltener mit günstigem Erfolge. Zauberer oder Geisterbeschwörer als Aerzte, wie so viele andere amerikanische Indianer, haben sie nicht.

Sprachlich gehören alle Botokuden zu Einem Stamme, aber unter den verschiedenen Horden kommen sehr abweichende Dialekte vor. Es ist eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung, wie schnell sich unter rohen Naturvölkern durch Abgliederung einzelner Familien vom Hauptstamme und durch das Fortführen eines mehr oder weniger isolirten Lebens Dialekte mit einem abweichenden, ganz eigenthümlichen Sprachschatze bilden. Die Erklärung dieser eigenthümlichen Erscheinung ist nicht leicht. Sie mag ihren Grund in verschiedenen concurrirenden Verhältnissen haben. Eins derselben liegt nach meiner Ansicht in der Sprache der Kinder. Es geschieht selbst bei civilisirten Nationen, dass in Familien gewisse Gegenstände, die von dem an die richtige Aussprache nicht geübten Kinde mit einem besondern, entweder corrumpirten oder gar neugebildeten Worte benannt wurden, sich unter diesem neuen Namen allmählich eingebürgert haben. Natürlich kommen diese Worte nicht über den Familienkreis hinaus und ersterben naturgemäss wieder in demselben. Nicht so bei den Naturvölkern. Ein solches Wort erhält sich, fasst immer mehr Wurzel, wird durch Kinderverkehr auch in andern Familien angenommen und bleibt nun Hordenwort, da keine purificirende Literatur oder Akademie ihm das Bürgerrecht entzieht. Es mag, wie schon bemerkt, dies nur *ein* mitwirkendes Moment bei der Dialektbildung sein, die übrigen alle aufzufinden, kann nur die Aufgabe eines jahrelangen Studiums der Sprache im lebendigen Verkehr mit vielen Horden sein. Die ausserordentliche Einförmigkeit der Lebensweise der Indianer, ihre geringe Bildungsstufe, ihre deprimirte Phantasie bieten wenige Anhaltepunkte für diese Erscheinung dar.

Prinz Maximilian zu Neuwied hat im Anhange zum zweiten Theil seiner Reise durch Brasilien eine kurze, aber sehr interessante Abhandlung über die Sprache der Botokuden am Rio Belmonte vom Director *Göttling* mitgetheilt. Ich empfehle denjenigen, die sich für diesen Gegenstand interessiren, dieselbe dort nachzulesen. Die Botokudensprache enthält viele Nasal-

und Guttural-, aber wenig Kehllaute. An Vocalen sind die Worte reich, aber selten werden sie volltönend und rein ausgesprochen. Wie in allen Indianersprachen kommen auch in dieser viele Onomatopoetica (Klangnachahmungsworte), Reduplicationen und Interjectionsverba vor.

Ich gebe in der Anmerkung[1]) ein kleines Verzeichniss von Worten der Ńaknenuk-Botokuden. Ich habe sie nach deutscher Aussprache nach Angabe eines Botokuden, Namens *Tomnioco,* aus der Aldea *Krisiuma* (oder wie andere schreiben Kursiuma) des Kapitäns *Timoteo* aufgezeichnet. Ein indianischer Soldat diente mir als Dolmetscher. Tomnioco war nicht zu bewegen, in mein

[1]) Vater, pocarem.
Mutter, amerhé.
Bruder, macun.
Kopf, keran$_{g}$-kat.
Nase, kischin.
Auge, ketom.
Stirn, kan$_{g}$.
Mund, macata.
Zähne, kischiun.
Zunge, gschitschiok.
Haar, kränkrä.
Arm, hinhun$_{g}$.
Hand, shipó.
Fuss, paó.
Baum, tschon.
Himmel, toletu.
Sonne, tarutepo.
Wind, moniac.
Bogen, nem.
Pfeil, huaischi oder huaigike.
Messer, krak.
Tasche (für die Vorräthe), tan$_{g}$.
Vogel, pacan$_{g}$.
Tapir, koehek.
Reh, pacurin$_{g}$.
Unze, kóparak.
schwarze Unze, paracoschi.
Schlange, nkaran$_{g}$.
Weg, paraum.
Taback, nan$_{g}$nan$_{g}$.
Branntwein, manian$_{g}$.
Feuer, tschompak.
Stein, tacurúk.
Mais, schoati.
Maisstroh, schoatin$_{g}$ka.
Hunger haben, schinguran$_{g}$.
Durst haben, minion$_{g}$.
es ist kalt, ampuru.
es ist heiss, tepaja.
es ist zahm, jakjemenuk.
tödten, numpak.
frühstücken, noncu.
nachtessen, ampim machi.
schlafen, acome.
jagen, marin$_{g}$.
viel, uruhú
ich weiss, shashi.
nichts, ist aus, nahom.
es ist gut, arehé.
gross, pakeschu.
klein, kutschi.
eins, potschiko.
zwei, nom.
drei, tschocaorhu.
vier, iapeschacoron.
fünf, nonhoron.
sechs, huarchu.
sieben, jopeschacoron.
acht, kischam.
neun, hiniepam.
zehn (viel), uruhú

Zimmer einzutreten, obgleich ich ihm Geld, Taback und Branntwein anbot; es war, als ob er den beengenden Raum fürchte. Es war mir auffallend, bei einer auf so tiefer Stufe stehenden Nation Zahlenbezeichnungen bis zu zehn zu finden. Ich gestehe offen, ich setze in die Richtigkeit der Angaben meines Dolmetschers einiges Mistrauen. Ich hätte das Zahlensystem gern noch weiter verfolgt, um genauern Aufschluss über die Zahlenbezeichnungen selbst zu erhalten, aber mein Dolmetscher wurde abberufen und es war mir nicht möglich, noch einmal mit ihm zusammenzukommen. Es wäre jedenfalls von sprachlichem Interesse, dem Gegenstande eine fernere Aufmerksamkeit zu schenken.

Ich habe jahrelang unter den Indianern der Westküste Südamerikas gelebt, ihre Sprache, ihre Geschichte und die Denkmäler ihrer vergangenen Grösse studirt; es war mir daher doppelt interessant, die Waldindianer Brasiliens zu beobachten und einen Vergleich zwischen jenen und diesen zu ziehen.

Dort finden wir auf magerm Boden und in kaltem, rauhem Klima ein jetzt zwar tief gesunkenes Volk, das aber eine wichtige Vergangenheit aufweist und schon vor tausend Jahren auf einer Bildungsstufe stand, die ihm einen Platz in der Reihe der Culturvölker sicherte. Eine absolute Monarchie mit Nähr-, Wehr-, Lehr- und einem wohlorganisirten Beamtenstande, einem ziemlich ausgebildeten, dem monotheistischen sich nähernden Religionssysteme, einer reichen Sprache, mit einer interessanten Traditionsliteratur und einer eigenthümlichen, wenn auch noch sehr beschränkten Schrift (Knotenschrift, Kepus), namhafte Entwickelung in verschiedenen Künsten, einheimische, in Heerden lebende Hausthiere, Ackerbau mit Düngung und bewunderungswürdiger Bewässerungseinrichtung erhoben die Indianer des Andinischen Hochplateaus zur ersten Nation Südamerikas.

Hier hingegen treffen wir Rassenverwandte auf der niedrigsten Culturstufe ohne irgendeine Spur eines Staatenlebens, ohne irgendeinen religiösen Cultus, mit einer armen, rohen Sprache; ohne irgendein zur Domesticität geeignetes Thier, fast ohne Ackerbau; Menschen, die niemals weder ein selbsteigenes Bedürfniss zu stabilen

Niederlassungen, noch zu einem organisirten Nomadenleben empfanden; Jäger in der rohesten Form, d. h. sie tödten das Gethier des Waldes ohne Wahl, blos um, raubthierähnlich, den Hunger zu stillen. Sie bedienen sich nicht einmal der Felle derselben, um sich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Einzig dem Selbsterhaltungstriebe folgend, ziehen sie dahin, wo sie das meiste Wild finden, in die Region einer starken Baumvegetation. Hier leben sie in tiefer Apathie, Horde an Horde, eine jede für sich abgegrenzt. Mangelnde Jagdausbeute nöthigt sie oft ihre Jagdzüge weiter auszudehnen und daher zu Gebietsverletzungen anderer Horden. Diese ihrerseits vertheidigen das Terrain, an dessen Jagdbenutzung sie gebunden sind, und so entspinnen sich Kämpfe um die Existenz, die oft sehr bedeutende Dimensionen annehmen.

Die offenen, fast baumlosen und verhältnissmässig wildärmern Campos boten dem Indianer, gewöhnt, im dichten Urwalde seine Beute anzuschleichen, nicht Schutz genug zur Erreichung seines Zweckes; vielleicht wurde auch seine an die feuchte, heisse Urwaldluft gewöhnte, empfindliche Haut von der trockenen, frischen Atmosphäre der Campos zu unangenehm berührt, als dass er sich hier hätte heimisch fühlen können. Es scheint, dass er sie nie zu seiner bleibenden Wohnstätte auswählte. Wir finden wenigstens in jener Region keine Spur von alten Baudenkmälern. Wir dürfen auch nicht annehmen, dass atmosphärische Einflüsse sie mit der Zeit zerstört hätten, denn steinerne Monumente trotzen ihren Wechselwirkungen ebenso gut auf den Campos Brasiliens wie in der Puna der Anden.

Die europäische Invasion traf überall in Südamerika am Amazonenstrome und am Tokantin wie am La Plata und an der Küste des Stillen Oceans Indianer auf einer höhern Culturstufe als diejenigen Mittelbrasiliens, insbesondere die Stämme, die die ausgedehnten Ländereien zwischen dem Rio Doce und dem Rio Belmonte bewohnten und noch bewohnen.

Welche Zukunft harrt dieser Indianer? ist eine Frage, die sich von selbst aufdrängt. Ich glaube, ihre Beantwortung ist nicht schwer. Durch die fortwährenden Kämpfe unter sich oder

mit der umliegenden weissen Bevölkerung werden sie sich nach und nach aufreiben, wenn nicht die unsteten Jäger zu sässigen Ackerbauern umgewandelt und durch den Einfluss der Civilisation ihre Sitten milder werden. Tritt dieser Fall ein, so werden sie mit der Zeit sich mit den übrigen Rassen verschmelzen, wie dies mit so vielen Indianerstämmen an andern Punkten des Kaiserreichs geschehen ist. Für diesen Ausgang ist bei der tiefen Bildungsstufe der Botokuden, bei der ungebundenen Wildheit ihrer Sitten und bei ihrer fast unüberwindlichen Arbeitsscheu nur wenig Hoffnung vorhanden.

Alle Indianerstämme vom Jequitinhonha an bis an den Parahyba do Sul sind zwischen der Civilisation und dem Ocean eingekeilt. Der weisse Mensch dringt mit seiner Cultur schon bis in das Herz ihrer Wohnsitze. Weiter ziehen können sie nicht. Im Osten engt sie das Meer ein, im Norden und Süden lebt eine ackerbautreibende Bevölkerung anderer Rasse, und zu den Indianern der Provinzen Matto grosso und Cuyaba im Westen, wenn sie überhaupt davon Kunde hätten, können sie auch nicht auswandern, da sie Hunderte von Meilen durch cultivirtes, offenes Land ziehen müssten. Und was würde sie *dort* erwarten? Neue mächtige Feinde, neue vernichtende Kriege. Es bleiben ihnen also nur zwei Wege offen: entweder sich freiwillig der vorrückenden Civilisation zu ergeben, oder kämpfend unterzugehen. Sie scheinen zu ahnen, dass eine neue verhängnissvolle Epoche für sie beginnt. Treffend sagte einer der Häuptlinge am Mucury: „Weisshand kommt zu Naknenuk und nimmt Naknenuk seine Erde. Was soll Naknenuk thun? Für Naknenuk bleibt nur noch die Luft!“ und dabei streckte er wie flehend die Arme gen Himmel.[1])

Das Verhältniss der Botokuden zur Mucurycompagnie war im ganzen genommen ein gutes. Ernstere Feindseligkeiten fanden

[1]) In der „Revue des deux mondes“ 1863, Tom. XLV, befinden sich einige Artikel unter dem Titel: „Le Brésil et la société brésilienne,“ von einem gewissen Adolphe *d'Assier*. Sie zeugen von einer äusserst oberflächlichen Anschaung, sind voll von Unrichtigkeiten und haben nicht einmal die Eleganz der Sprache, die in der Regel die Artikel in der „Revue des deux mondes“ auszeichnet, für sich.

nur im Anfange bei Eröffnung der Picadas statt. Es wurden im ganzen fünf Arbeiter verwundet, getödtet keiner. Dieses günstige Resultat wurde einzig durch die Umsicht und die Klugheit Herrn Theophilo Ottoni's erzielt, der durch consequent freundliches Entgegenkommen und durch Geschenke sich die Anhänglichkeit und Freundschaft der Wilden zu gewinnen wusste. Im Verlaufe von dreizehn Jahren hatte er das Gebiet der Botokudenstämme nach allen Richtungen ungefährdet durchzogen. Auch mit den Colonisten lebten sie auf ziemlich freundlichem Fusse. Sie bestahlen zwar hin und wieder ihre Mais- und Mandiocafelder, liessen sich aber nie offene Feindseligkeiten gegen sie zu Schulden kommen. Die isolirt stehende Hütte des von der Compagnie angestellten französischen Ingenieurs P., 8 Legoas von Philadelphia, überfielen sie eines Tages, als dieser unweit davon mit Vermessungen beschäftigt und nur seine Gattin mit einem Mädchen allein zu Hause war. Sie raubten zwar Kleider, Küchengeräthe und andere brauchbare Gegenstände, vergriffen sich aber weder an P.'s Gattin noch an dem Kinde. Mehrmals brachte es Ottoni dahin, dass Schuldige von den Horden selbst bestraft oder zur Bestrafung ausgeliefert wurden. Im Rausche machten die Botokuden Excesse von geringer Bedeutung. Ein Indianer, wenn ich nicht irre ein Malali, von Cachaza aufgeregt, belustigte sich eines Tages auf einer Weide vor Philadelphia mit Schiessübungen und wählte sich ein schönes Maulthier der Compagnie als Ziel. Der erste Schuss war auch so glücklich, dass das durch den Hals getroffene Thier mausetodt zusammenstürzte.

Seit 1861, der Epoche, als die Colonien in die Hände der kaiserlichen Regierung übergingen, wendete sich das Blatt. Botokuden, die nach Philadelphia gekommen waren, wurden bei einem Gelage, wie es scheint von einem brasilianischen Soldaten, schwer beleidigt. Sie verschwanden noch in der nämlichen Nacht und bald folgte eine blutige Rache. In Jacupemba wurde die Ansiedelung eines Portugiesen, Namens Coelho Vaz, überfallen und die ganze Familie, aus elf Personen bestehend, grausam ermordet. Ein Chinese und ein paar Neger fielen an andern Punkten ebenfalls als Racheopfer. In Jacupemba sollen die

Häuptlinge Tomanhek, Mekmek, João Hima, Cabo Chico, Ampaquejú und andere vereint gewesen sein. Die brasilianischen Soldaten übten Wiedervergeltung und so begann eine Reihe von kleinern Gefechten und Metzeleien, deren Ende gar nicht abzusehen ist. In *Canna brava* erhielt 1862 der Regierungsingenieur Herr Robert *Schlobach*, wie er mir unterm 23. Juli 1863 mittheilte, auf einer Dienstreise zwei Pfeilschüsse, von denen der eine in der Seite so gefährlich war, dass der Arzt lange an seinem Aufkommen zweifelte.

Der kühnste und intelligenteste Häuptling am obern Mucury war *Pochicha*[1]), dessen Aldea an den Quellen des Rio da Saudade, der sich von Süden her in den Allerheiligenfluss ergiesst, lag. Mit Ottoni lebte er stets in freundschaftlichem Verkehr. Anfangs widersetzte er sich den Arbeitern, die beauftragt waren, den Waldweg zu eröffnen, und erklärte, er wolle keine Strasse über sein Gebiet! Als er aber erfuhr, dass die Arbeiten im Auftrage Ottoni's ausgeführt wurden, liess er sie ruhig geschehen. Auch dieser Chef scheint nach Ottoni's Entfernung vom Mucury eine feindliche Haltung angenommen zu haben und der Rache der brasilianischen Soldaten anheimgefallen zu sein. Nach Briefen aus Philadelphia wurde 1862 eine Razzia gegen seine Aldea ausgeführt und siebzehn der Seinigen, nach andern Angaben eine weit grössere Anzahl, ermordet. Ob unter den Gebliebenen auch der tapfere Häuptling war, habe ich nicht erfahren.

Der schon oben erwähnte kaiserlich brasilianische Regierungscommissar José Candido *Gomes* hat in seinem Liquidationsberichte in blinder Leidenschaft gegen die Mucurycompagnie Ottoni wegen seiner Art, die Botokuden zu behandeln, mit Vorwürfen überhäuft und dabei mit dem grössten Cynismus die historische Wahrheit violirt. Seine Vorschläge, die Civilisation bei den Indianern zu befördern, haben trotz des gleisnerischen Jesuitismus, mit dem sie übertüncht sind, einen hervorstechenden Blutgeruch.

[1]) Pochicha besass eine herkulische Stärke; wenn er einen Gegner umarmte, soll er ihm stets die Rippen gebrochen haben.

Eine fast zehnjährige Erfahrung hat gezeigt, wie richtig der ehemalige Director der Mucurycompagnie die Mittel gewählt hat, um friedliche und freundliche Beziehungen zu den Indianern festzustellen. Seit er vom Schauplatze seiner Thätigkeit abgetreten, ist dort das Losungswort „Mord“ und die Zukunft der Colonien in Frage gestellt.

Wäre gleichmässig auf dem einmal eingeschlagenen Wege fortgeschritten worden, wäre auch der Zeitpunkt näher gerückt, bei den Botokuden williges Gehör und, was vor allem wichtig ist, ein Verständniss für die Lehren des Christenthums zu finden. Gebt dem wilden Waldindianer zuerst körperliche Nahrung, sichert seine physische Existenz und dann, aber erst dann versucht es mit der geistigen.

Auf die ersten Nachrichten von den Feindseligkeiten der Botokuden (1861) sandte der Präsident der Provinz Minas ungefähr 30 Soldaten und ebenso viel die kaiserliche Regierung direct von Rio de Janeiro als Verstärkung des permanenten Militärpostens am Mucury. Die Bewohner der Aldea des Häuptlings Tomanhek am Riberão das Pedras wurden überfallen und zum Theil niedergemetzelt und noch andere Repressalien genommen. Nach Ausbruch des anglo-brasilianischen Conflicts (1862) wurden die Truppen wieder zurückgezogen und die Colonien blieben vorzüglich auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. Während die Regierung aber jeden Act der Selbsthülfe, den man sich dort gegen die Indianer erlaubt, in hohem Grade misbilligt, trifft sie dennoch keine gesunden Massregeln, um einen gesicherten Zustand der Colonien herbeizuführen. Wir finden in diesem Verhältniss, wie in so vielen andern brasilianischen, Mangel an Verständniss und Mangel an Energie.

Die Botokuden, die häufig in Berührung mit den Ansiedlern und den Leitern der Colonien gekommen waren und sich auch schon mit dem Anbau einiger Culturpflanzen in der Umgebung ihrer Aldeas abgaben, wie die Horden des Poté, Poton u. a., betrachten die Weissen als ihre natürlichen Verbündeten gegen die herumschweifenden Waldindianer und finden auch bei ihnen fast immer Hülfe und Unterstützung. Kurz vor meiner

Ankunft in Philadelphia war eine dieser Horden nächtlicherweile von einer andern angegriffen worden. Aus den vorgefundenen Pfeilen erkannten die Ueberfallenen, dass ihre heimtückischen Feinde einem Stamme angehörten, der etwa 15 Legoas entfernt hauste. Sie kamen nach Philadelphia, um Schutz und Hülfe zu suchen. Es wurde eine Verfolgung angeordnet, sie blieb aber vergeblich.

Die Zukunft von Philadelphia, überhaupt von den Mucurycolonien hängt von zwei sehr wichtigen Factoren ab. Erstens von der Unterstützung, die ihnen die kaiserliche Regierung schenkt, und zweitens von dem Verhältniss der Waldindianer zu den Ansiedlern. Seit dem Jahre 1861 sind diese Colonien infolge eines Uebereinkommens mit der ehemaligen Mucurycompagnie in den definitiven Besitz der kaiserlichen Regierung übergegangen. Was diese aber seitdem für sie gethan hat, ist noch blutwenig und den dringendsten Bedürfnissen nicht entsprechend.

Bisjetzt hat, theils infolge trauriger Vorgänge, die ich später noch kurz erwähnen werde, theils aus persönlicher Abneigung gegen den ehemaligen Director der Compagnie als einen der einflussreichsten Führer der liberalen Partei in den massgebenden Kreisen der Reichshauptstadt sich eine unverkennbare Aversion gegen das Mucuryunternehmen kundgegeben, sodass dem gegenwärtigen Director der Colonien kaum hinreichende Subsidien verabfolgt wurden, um die schon gebauten Strassen nothdürftig zu erhalten. Nach meiner Ansicht wird durch eine solche Vernachlässigung auf eine unverantwortliche Weise gegen die ersten Staatsinteressen gesündigt. Die trefflichen Ländereien des ganzen Stromgebiets, das günstige und gesunde Klima des obern Mucury, das wichtige Hinterland, die grossen Opfer, die bisjetzt schon dem Unternehmen gebracht wurden, die reiche Zukunft, der dieser Landestheil bei weiser Benutzung des vorhandenen Materials entgegengehen kann, verlangen gebieterisch die vollste Aufmerksamkeit der Staatsregierung und insbesondere des Agriculturministeriums. Parteihass und Ignoranz können aber sehr leicht bewirken, dass die dortige Colonisation langsam dahinsiecht und der Mucury binnen wenigen Jahren verlassen

und verwildert wieder dem Alleinbesitze der Botokuden anheimfällt.

Wie sich das Verhältniss der Waldindianer gegen die Ansiedler künftighin gestalten wird, ist schwer vorauszusehen, und es wäre etwas voreilig, wollte man aus den gegenwärtigen feindseligen Beziehungen auf die zukünftigen schliessen. Wohl aber kann man mit Bestimmtheit voraussagen, dass, wenn nicht ein von dem gegenwärtigen Systeme gänzlich verschiedenes und vernünftiges befolgt wird, die Botokuden ein grosser Hemmschuh für die künftige Entwickelung der Mucurycolonien sein werden. Vor allem sollte man wo möglich in die Fusstapfen Ottoni's treten und durch freundliches, möglichst loyales Entgegenkommen den Indianern Vertrauen einflössen. Ist einmal ihr Vertrauen geweckt und befestigt, haben sie durch Beispiel und Ueberredung einsehen gelernt, dass das wichtigste Mittel ihre Existenz zu sichern der Ackerbau ist, und fangen sie mehr an sich sässig niederzulassen, dann erst ist es Zeit, an die Katechese zu denken. Soldaten und Priester werden die wilden Waldindianer nicht civilisiren. Durch Pulver werden sie nicht bezwungen, können aber ausgerottet werden; durch Predigten allein werden sie nicht bekehrt, die Bekehrung muss vom Magen ausgehen.

Nach der obenerwähnten Ermordung der Familie des Coelho Vaz und einiger anderer Individuen theilte mir der damalige Agriculturminister Herr Manoel Felizardo de Souza e Melho unterm 24. Juli 1861 officiell mit, die kaiserliche Regierung werde in der kürzesten Frist einen Kapuziner zu den Indianern schicken, um sie zu bekehren. Zwei Jahre später war aber noch kein Kapuziner am Mucury erschienen. Der Herr Minister scheint nicht bedacht zu haben, dass die Kapuziner unserer Zeit nicht von dem nämlichen Geiste beseelt sind wie die Franciscaner und Jesuiten der verflossenen Jahrhunderte, dass ihnen der heilige Eifer, die Erkenntniss der hohen Aufgabe, der bewunderungswürdige Muth und die rücksichtslose Aufopferung, die jene in die dichtesten Urwälder und in die Hütten der wildesten Indianerhorden trieb, gänzlich mangeln. Die Kapuziner in Brasilien (es sind meist Deutsche aus dem Ländchen Tirol) finden es weit behaglicher

und sicherer unter zahmen Deutschen als unter wilden Botokuden, deren Pfeile gar spitz sind, zu leben und sind vollkommen befriedigt, wenn sie protestantische Colonisten und schöne Frauen zur alleinseligmachenden Kirche bekehren. Indianer im Christenthume zu unterweisen, finden sie weit weniger angenehm, als vor jungen Mädchen lascive Predigten zu halten. *Ich sage wahrlich nicht zu viel, denn ich habe die Belege für das Gesagte.*

Was soll am Ende auch ein solcher Kapuziner bei den Botokuden machen? Soll er sie blos taufen ohne sie unterrichtet zu haben? oder soll er sie lehren und bekehren ohne ihre Sprache zu kennen? Wie will er sich die Horden, die ja in heftiger Feindschaft mit den Ansiedlern leben, zugänglich machen? Würden diese Missionare, *die es freilich nur dem Namen nach sind,* die Geschichte der Missionen studiren und sich an dem wahrhaft grossen Wirken der Missionare anderer Orden aus frühern Zeiten ein Beispiel nehmen, dann könnte man freilich auf einen günstigen Erfolg hoffen.



Bettelnde Botokudin.

Während meiner Anwesenheit in Philadelphia kamen und gingen täglich grössere oder kleinere Scharen von Indianern. Einige besonders ekelhafte Weiber, denen der Speichel beständig aus dem Lippenloch rann, bemerkte ich häufig bettelnd in den Strassen herumlungern. Ich sah oft scheinbar sehr alte Indianerinnen mit Säuglingen; in der Wirklichkeit mochten sie gewiss kaum 30 Jahre zählen. Die Indianerinnen altern ausserordentlich rasch, wahrscheinlich infolge der allein auf ihnen lastenden Arbeiten. Oefters begegnete ich Männern, die sich gegen Tagelohn zu Feldarbeiten verdungen hatten, wenn sie abends nach vollbrachtem Tagewerk nach Philadelphia zurückkehrten. Sie trugen jedesmal einige Thiere, die sie im Verlaufe des Tages erschlagen oder erschossen hatten und die sie für ihre Abendmahlzeit zubereiten wollten. Ich untersuchte immer diese zoologisch einigermassen interessante Beute. Einer hatte z. B. fünf bis sechs kleine Vögel (meistens Tanagriden) und ein Paar Fledermäuse; ein anderer trug ein Riesenexemplar der grossen Kröte (Bufo Agua); ein anderer eine vier Fuss lange Schlange und mehrere schwanzlose Ratten (Cavien), während sich ein Kamerad mit einer grossen Eidechse und einem Aasgeier schleppte. Ich gönnte ihnen von Herzen ihr leckeres Mahl, das sie immer halb roh verschlangen. Die Nacht brachten sie in einem der beiden offenen Schuppen der Compagnie zu, dort lagen sie, kaum nothdürftig zugedeckt, auf blosser Erde um ein Feuer herum.

Aeusserst interessant war es mir hier, Botokuden und Chinesen zu vergleichen, und ich war in hohem Grade von der physiognomischen Aehnlichkeit dieser beiden Rassen erstaunt, wie ich es schon 1858 hervorhob. Ich habe Chinesen gesehen, die ich auf den ersten Anblick für Botokuden gehalten hätte, wenn nicht ihr Kopfputz und ihre Kleidung ihren Ursprung verrathen hätten, und wiederum beobachtete ich einige Naknenuks, die vollkommen den Typus der Kulis trugen.

Da mir diese Thatsache ausserordentlich wichtig war, so widmete ich ihr ganz besondere Aufmerksamkeit und suchte mit der grössten Sorgfalt nach Rassenverschiedenheiten. Bei ein-

zelnen Individuen reducirten sie sich auf ein Minimum; selbst im ganzen kann ich sie als unwesentlich in Folgendem bezeichnen. Die Hautfarbe der Chinesen ist mehr gelblich, die der Botokuden mehr braun. Die Augen der Chinesen stehen kaum merklich schiefer als die der Botokuden und sind etwas kleiner; bei jenen sind die Backenknochen etwas hervorstehender, der Mund etwas feiner als bei diesen. Aber *ich wiederhole ausdrücklich,* diese Unterschiede verschwinden bei einzelnen Individuen ganz. Grösser sind die Verschiedenheiten im Körperbau. Der Chinese hat einen kleinern Kopf und ein feineres Knochengerüst als der Botokude, er ist schwächlicher und zarter, was auch leicht begreiflich ist, da sich der eine fast ausschliesslich von vegetabilischer, der andere von halbroher Fleischkost nährt.

Durch die genaue Vergleichung dieser typischen Formen zweier Hauptrassen hat sich in mir die Ueberzeugung befestigt, dass die indianische oder amerikanische Rasse von der mongolischen nicht getrennt werden darf; dass die indianische Bevölkerung Südamerikas nur ein Glied des grossen asiatischen Völkerstammes ist und keineswegs als eigene Rasse im Sinne der ältern Naturforschung betrachtet werden darf.

Schon im Jahre 1840 hatte ich bei Vergleichung des chinesischen Kochs einer mir befreundeten Familie in Lima mit peruanischen Indianern ein gleiches Resultat gefunden; ich legte damals weniger Werth darauf, weil es nur eine vereinzelte Beobachtung war. Durch meine archäologisch-philologischen Studien bezüglich der Bewohner des Incareichs wurde ich zu dem Schluss geführt, dass das Stammland dieser sogenannten Autochthonen Perus im fernen Westen über dem Stillen Ocean zu suchen sei. Aber erst durch die angeführten Vergleichungen in Philadelphia wurde, für mich wenigstens, diese Vermuthung zur Gewissheit.

In den Compagnieranchos in Philadelphia war damals die schönste Gelegenheit zu anthropologischen Studien geboten, denn in dem Raume von wenigen Quadratklaftern waren fast immer vier der sogenannten Hauptrassen vereint, nämlich die kaukasische (in sehr verschiedenen Typen, als Deutsche und Portugiesen), die mongolische, die äthiopische und die amerikanische,

dazu mannichfaltige Kreuzungen dieser Rassen, die mongolische ausgenommen.

Um meinen Wunsch nach einer Jagd in der Umgegend von Philadelphia, die mir als sehr wildreich geschildert wurde, zu erfüllen, wurden mit einigen Fazendeiros und andern Personen die nöthigen Vorkehrungen verabredet. Am bestimmten Tage ritten wir zehn Mann hoch, worunter einige anerkannt gute Jäger, von Philadelphia ab. Wir hatten mehrere Neger als Treiber und nicht weniger als 22 Hunde mit. Es waren grösstentheils Windspielbastarde; sie sind leicht, sehr flüchtig und haben ein gutes Geläute, aber keine besonders gute Nase. Ich sah öfters 10—12 Stück auf ganz frischer Fährte am Waldrande wie toll kreuz und quer rennen, bis ein neu dazugekommener erfahrener die tête nahm und, von der ganzen Meute gefolgt, auf der richtigen Fährte davonsauste. Unter den Jägern fiel mir besonders ein Halbblutindianer auf, der beim Militärposten die Stelle eines Wachtmeisters bekleidete. Er folgte dem Zuge zu Fuss und hatte als Waffe nur eine ungemein lange Reiterpistole. Man versicherte mir, dass er mit dieser ein selten fehlender Schütze sei.

Bei der 1 Legoa von Philadelphia entfernten Fazenda des José Ferreira dos Reis wurde halt gemacht, denn hier sollte die Jagd beginnen. Noch ehe die nöthigen Anweisungen gegeben worden und irgendein Jäger an einem der bekannten Wechsel stand, ertönte schon von allen Seiten her ein lustiges Geläute der Bracken. Nun begann ein tolles Rennen; die Flinte in der Rechten, den Arm weit weggestreckt, den Oberkörper bogenförmig vorgebeugt, mit den Füssen die Flanken des Maulthiers bearbeitend, jagte der eine Reiter hierhin, der andere dorthin, um vernachlässigte Wechsel zu besetzen oder durchbrechendem Wilde den Weg abzuschneiden. Mir wurde ein leichtfüssiger Negerjunge zugetheilt, der mich an den „Ehrenstand“ bringen sollte, und ich ritt in schärfstem Maulthierpace ab, aber 3—400 Schritte, ehe ich den Stand erreichen konnte, sah ich auch schon drei zierliche Rehe über denselben hinübersetzen und im Waldesdunkel verschwinden. Obgleich ich bald die Hoffnung aufgegeben hatte, hier noch zum Schuss zu kommen, stellte ich

mich doch gewissenhaft auf meinem Posten auf, übergab meine Mula dem Neger und liess mich weidlich von den Mosquitos zerstechen. Die Hunde jagten bald näher, bald ferner, nach allen Richtungen knallte es, blos in meiner Nähe liess sich kein Wild erblicken. Ich unterhielt mich indessen an dem muntern Spiel der herrlich befiederten Waldbewohner und belustigte mich an den possirlich schaukelnden Bewegungen einer grossen Schar der brillanten Tucans (Pfefferfresser), die wenige Schritte von mir die dichte Krone eines breitästigen Baumes ihrer beerenähnlichen Früchte beraubten. Als nach zweistündigem vergeblichen Harren die Hunde nach und nach stumm wurden, kein Schuss mehr ertönte und mir die Sonne lothrecht auf den Scheitel brannte, bestieg ich mein Maulthier und ritt nach der Fazenda zurück. Mein schwarzer Begleiter hatte sich klugerweise schon längst weggestohlen, nachdem er die Mula an einen Baum gebunden hatte. Nach dem Lärmen der Flinten und Hunde zu schliessen, glaubte ich eine reiche und interessante Ausbeute auf der Decke zu sehen. Ich traf die Jäger schon vollzählig versammelt und suchte mit den Augen vergeblich nach dem gestreckten Wilde. Auf meine Erkundigungen hiess es, man habe gar kein Wild gesehen; die Hunde hätten gleich anfangs mit einem Sprung Rehe fortgejagt und seien erst vor kurzem ganz müde zurückgekehrt. „Und die vielen Schüsse?“ fragte ich. „Die wurden abgefeuert, um die Hunde abzurufen“ (para chamar os cachorros), erwiderte mir der angesehenste der brasilianischen Jäger. „Auch die ersten, gleich als die Jagd begann?“ frug ich weiter. „Allerdings auch,“ war die sehr kleinlaute Antwort. Ich hielt es für unbescheiden weiter zu inquiriren, vermuthete indessen, dass durch diese Ausrede nur Fehlschüsse vertuscht werden sollten. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn bald erfuhr ich durch einen an der Jagd nicht betheiligten Begleiter, dass sich die Jäger mir gegenüber ob ihres schlechten Schiessens schämten und das „chamar os cachorros“ nur eine Jägerentschuldigung war. Es waren nämlich im Treiben mehrere Rehe, eine Paca, ein Cutia (Agutiart) und eine Tigerkatze gefehlt worden.

Nach einem frugalen Jägerfrühstück besichtigten wir die Farinhamühle und die Bretersäge der Fazenda. Letztere war in grossem Masstabe hergestellt und so eingerichtet, dass gleichzeitig mit acht parallelen Sägeblättern die Holzblöcke zu Bretern geschnitten werden konnten. Sie arbeitete bei unserer Anwesenheit nur mit vier Blättern, lieferte jedoch eine sehr unregelmässige Waare, die indessen in Philadelphia immerhin noch guten Absatz fand. Der Besitzer fing an, allmählich zur Einsicht zu gelangen, dass er, wenn gute, gleichmässige Breter verlangt werden, mit *einem* Sägeblatt weit bessere Geschäfte machen würde, als wenn er mit zwei oder mehrern gleichzeitig schneide.

Da die Meute müde und die Jagdgesellschaft wegen des schlechten Erfolges einigermassen misgestimmt war, so wurde beschlossen, nach Philadelphia zurückzukehren, im Heimwege aber noch einen Trieb zu nehmen. Gesagt, gethan. Als die Hunde losgekoppelt wurden, stellte ich mich an den Rand des Urwaldes, neben den Weg, gegenüber einer kleinen eingebuchteten Lichtung, wo etwas weniger Unterholz als gewöhnlich stand. Ich war überzeugt, einen guten Platz gewählt zu haben. Kaum hatte ich Posto gefasst, so sprengte ein junger Laffe daher, stellte sich einige Schritt von mir auf und band seine keuchende Mula gerade mir gegenüber in die Lichtung an einen Baum. Nun hatte ich genug. Ich setzte den Hahn in Ruhe und lehnte die Büchsflinte an einen prächtigen Palisanderstamm, fest entschlossen, mich um die ganze Jagd nicht mehr zu bekümmern. Bald wurden die Hunde laut und hier und da knallte es. Plötzlich brach mir gegenüber ein Prachtexemplar einer Cuita aus dem lichten Unterholz hervor und blieb, aufmerksam auf die folgenden Hunde lauschend, etwa 15 Schritt vor mir stehen. Hätte ich auch die Absicht gehabt zu schiessen, so wäre es mir doch nicht möglich gewesen, denn das Maulthier des brasilianischen Nimrods stand gerade in der Schusslinie hinter dem Wilde. Um eine Probe seiner grossen Geschicklichkeit zu geben, feuerte dieser auf die nur 10 Gänge von ihm entfernte Cutia und glücklich schlug der Hagel 2 Schritt vor derselben in den Morast. Das Thier wurde mit Koth bespritzt und floh unversehrt in den Wald.

Ich konnte mich nicht enthalten, den trefflichen Jäger zu fragen, ob er durch den Schuss die Hunde habe rufen wollen. Wüthend und ohne Antwort stürzte der junge Held zu seiner Mula, band sie los und sprengte im Galop davon. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Mit weit weniger Eile folgte ich seinem Beispiel, hörte noch mehrere Schüsse, traf aber keinen Jäger mehr bis Philadelphia. Hier erfuhr ich, dass wieder mehrere Schüsse gefehlt und ein Reh krank geschossen wurde. Im Flüsschen in Philadelphia selbst holte es die Meute ein und zerfleischte es auf der Stelle. Wenn ich nicht noch einige Fetzen davon gesehen hätte, würde ich auch in diesen Erfolg einiges Mistrauen gesetzt haben.

So endete diese grosse Jagdpartie. Selten habe ich eine so miserable Aasjägerei gesehen wie diese; aber ich habe wenigstens gelernt, wie man in Brasilien die Hunde abruft! Zwei Tage später wurde ich wieder zu einer Jagd in einer andern Gegend eingeladen. Ich lehnte dankend ab, ich hatte vom ersten Jagdtage vollkommen genug.

Die Brasilianer sind leidenschaftliche Schiesser, Jäger darf man nicht sagen, denn nur höchst selten trifft man einen, der diesen Namen verdient. Man muss sich wundern, dass sie überhaupt auf eine Distanz von mehr als 10—12 Schritt mit ihren elenden Flinten irgendein Wild treffen. Die allgemein gebräuchlichen sind lütticher Dutzendfabrikate der allerschlechtesten Qualität. Sie sind federleicht, der Lauf papierdünn, seine Seele nicht ordentlich ausgearbeitet, die Schlösser mit halb lahmen Federn. Meine Büchsflinte, kaum schwerer als die Flinten, die ich bei Jagden gewöhnlich führe, wog bei einer Probe genau so viel wie vier solcher einfachen brasilianischen Schiessgewehre. Englisches Pulver findet man überall vom ordinären in rothen Blechflaschen mit F, FF, FFF etiketirt, bis zum feinsten Diamantkorn der berühmtesten Fabriken. Die ordinären Sorten werden am häufigsten verwendet. Hätten sie eine grössere Triebkraft, so müsste mehr als die Hälfte der miserabeln Gewehre springen, besonders da sie infolge der Nachlässigkeit, womit sie behandelt werden, oder der grossen Feuchtigkeit der Luft von Rost halb zerfressen sind.

In Brasilien darf jagen wer da will und wo er will. Das Führen von Waffen ist, wenn ich recht unterrichtet bin, an gewisse Vorschriften gebunden; sie werden aber nicht gehandhabt. Jagdgesetze existiren keine, sie thun vorderhand noch nicht noth. Nützliches vierfüssiges Wild gibt es sehr wenig, Raubzeug dagegen in grossem Ueberfluss. Die fast undurchdringlichen Wälder schützen alle Wildarten mehr, als es durch irgendeine legislatorische Massregel möglich wäre.

Es ist in der That eine höchst auffallende Erscheinung, dass die portugiesische Sprache gar keine Jagdliteratur besitzt, mit alleiniger Ausnahme von ein paar Schriften aus dem 17. Jahrhundert, die vorzüglich von der Falknerei handeln. Während in Spanien, Frankreich, Italien, England und vorzüglich in Deutschland von jeher in diesem Gebiete sehr viel und auch Ausgezeichnetes geleistet wurde, hat in Portugal durch nahezu dritthalbhundert Jahre auch nicht ein einziger Schriftsteller die Feder für das edle Weidwerk ergriffen. Diese gewiss beachtenswerthe Thatsache steht in innigster Verbindung mit der physischen und moralischen Decadenz der portugiesischen Nation. Erst im Jahre 1860 hat ein von deutschem Vater abstammender Brasilianer, Herr Ad. *v. Varnhagen,* als gründlicher und gelehrter Schriftsteller in weitesten, als tüchtiger Jäger in engern Kreisen bekannt, durch ein kleines Büchlein „Ueber die Jagd in Brasilien"[1]) der portugiesischen Jagdliteratur Bahn gebrochen. Dieses Schriftchen ist daher trotz aller Mängel und einzelner naturhistorischer Unrichtigkeiten eine werthvolle Erscheinung.

Der Frachtentransport zwischen Santa Clara, da, wo der Rio Mucury aufhört schiffbar zu sein, und Philadelphia wird theils durch Maulthiertropas, theils durch Wagen vermittelt. Die vierräderigen, zweckmässigen und guten Wagen wurden in Philadelphia von deutschen Stellmachern gebaut. Pferde können auf dieser Wegstrecke aus Mangel an hinreichendem Grasfutter

[1]) **A Caça no Brasil, ou Manual do Caçador em toda a America tropical acompanhado de um glossario dos termos usuaes de Caça por um Brasileiro devoto de S. Huberto. Rio de Janeiro em casa de E. & H. Laemmert, 1860, 8.**

als Zugthiere nicht verwendet werden. Man versuchte es mit Ochsen, aber diese hielten aus demselben Grunde nicht aus. Nur die geduldigen, kräftigen und genügsamen Maulthiere bewährten sich auch für diese Transportart. Während der Sommermonate zogen sechs Ochsen in 8—10 Tagen einen mit 100 Arrobas beladenen Wagen von Santa Clara nach Philadelphia. Den nämlichen Dienst leisteten in etwas kürzerer Zeit vier Maulthiere. Jene langten aber gewöhnlich ganz ermattet und dienstuntüchtig am Ziele an, während diese nach kurzer Erholung die Reise wieder antreten konnten. Immerhin ist es auch für diese ausdauernden Thiere ein sehr harter Dienst; denn auf der ungepflasterten, vom Regen fusstief aufgeweichten Strasse bedarf es eines ausserordentlichen Kraftaufwandes, um den schwer beladenen Wagen fortzubewegen.

Die Reise von Philadelphia nach S. José de Porto Alegre machte ich in Begleitung des Herrn Theophilo Ottoni. Er beabsichtigte nämlich, dort den damaligen Präsidenten der Provinz Bahia, Herrn Cansançāo de Sinimbú, der einen Besuch in den Mucurycolonien zugesagt hatte, zu empfangen. Infolge eines Klostervorfalles in der Stadt Bahia musste die beabsichtigte Reise des Präsidenten unterbleiben.

Fünftes Kapitel.

Reise von Philadelphia nach Rio de Janeiro.



ir verliessen Philadelphia in zahlreicher Begleitung, die uns bis zu der 2 Legoas entfernten Fazenda Monte Christo, wo wir die Nacht zubrachten, Gesellschaft leistete. Der Weg dahin war zum Theil sehr gut, streckenweise aber, trotz aller Anstrengungen, ihn in gutem Zustande zu erhalten, wirklich schlecht. Das Terrain ist für Strassenbau ausserordentlich ungünstig, indem das verwitterte Gestein bei anhaltendem Regen fusstief breiig wird. Felsen zum Brechen von Strassenschutt sind äusserst selten, Geröll nur an wenigen Stellen und in geringer Menge; das Aufführen von Sand kann natürlich nie eine hinreichend solide Grundlage bilden.

Wir begegneten mehrern Trupps Naknenuks von der Horde des Capitão Poton. Sie gingen ganz nackend, nur einige wenige trugen einen Schamgürtel. Sonderbarerweise hatte ein jeder ein grosses Aroideenblatt auf dem Kopfe. Da es in Strömen regnete, so vermuthe ich, dass sie durch diese Bedeckung wenigstens ihr Haupthaar trocken erhalten wollten.

Da, wo der Rio do Poton von Südwest nach Nordost dem Allerheiligenflusse zuströmt, liegt dicht an der Strasse die Fazenda des Herrn Augusto Ottoni und $^1/_2$ Legoa weiter thalaufwärts die ausgedehnte Fazenda Monte Christo des Herrn Joaquim José de Araujo Maia, eines Schwagers der Brüder Ottoni. Nach eingenommenem Mittagsmahl kehrten unsere Begleiter nach Philadelphia zurück und ich benutzte die Abendstunden zu einem Ritte durch die Plantage. Diese grosse Ansiedelung hat eine Quadratlegoa Flächeninhalt von ausgezeichnetem Boden. Nach der Eröffnung des Mucury, bei der Maia selbst sehr thätig mitwirkte, erwarb er sich diesen Besitz und siedelte mit seiner Familie und seinen sämmtlichen Sklaven aus einer südlichen Provinz hierher. Er ist ein thätiger und sehr intelligenter Landwirth. Damals war es seine Absicht, sich vorzüglich auf die Kaffeecultur zu verlegen; er hatte auch schon gegen eine Million Setzlinge, die vortrefflich gediehen. Da er über bedeutende eigene Arbeitskräfte gebieten konnte, so waren trotz des kurzen Bestehens der Fazenda bedeutende und vielseitige Culturen und Bauten in Angriff genommen. Poton's Indianer halfen zuweilen ein paar Tage bei den Feldarbeiten, einer von ihnen für ein Waldbeil sogar fünf Tage lang. So lange hatte es noch kein anderer ausgehalten. Ihren abenteuerlichen Namen verdankt die Fazenda dem bekannten Roman Dumas'.

Am folgenden Morgen verliessen wir gegen 10 Uhr das Thal des Poton und bogen 1 Legoa weiter von der Hauptstrasse in das nach Süden sich eröffnende Thal des Rio Itamanhuec, um in der gleichnamigen Fazenda des Dr. Manoel Esteves Ottoni einen kurzen Besuch abzustatten. Der Besitzer dieser grossen und schönen, aber ebenfalls noch mit den ersten Schwierigkeiten

kämpfenden Plantage war wenige Tage früher zu den Wahlen nach Minas novas abgereist.

Vom Nordufer empfängt der Rio de Todos os Santos den kleinen Rio de *Santa Maria*, an dem einige deutsche Ansiedler wohnten, und ein paar Legoas weiter nach Osten den Rio de *Santa Anna*, an dem sich ebenfalls mehrere Colonisten niedergelassen haben. Bald nachdem man die Parallele der Barre des Rio de Santa Anna passirt hat, verlässt die Strasse den Allerheiligenfluss. Bis hierher zieht sie sich dicht an dessen Südufer hin; von hier an aber beschreibt der Fluss einen grossen nördlichen Bogen, um sich 16 Legoas westlich von Santa Clara mit dem Rio Mucury zu vereinen, während die Strasse sich in ziemlich gerader Richtung nach Osten fortsetzt. Anderthalb Legoas von Itamanhuec entfernt liegt die Fazenda *Estrema* des Oberstlieutenants Antonio José Velloso Soares. Sie ist die erste an dieser Strasse gegründete Fazenda und von ihrem ausserordentlich thätigen Besitzer auch auf eine bedeutende Culturstufe gebracht worden. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich mit Baumwollbau. Wenige Tage vor unserer Ankunft hatte er den ersten Kaffee seiner Plantage, überhaupt der ganzen Mucuryansiedelungen eingeerntet und bot uns mit wahrer und leicht begreiflicher Freude ein treffliches Getränk von seinen Erstlingsbohnen an. Eine Legoa weiter erreichten wir den von Süden fliessenden *Ribeirão da Saudade*, das Sehnsuchtsflüsschen, so benannt von dem deutschen Ingenieur, der diese Strassensection baute und damals, noch wenig vertraut mit dem Portugiesischen, den Fluss anders benannte, als er es beabsichtigte. Die Portugiesen sind stolz auf ihr schönes, vielbedeutendes Wort *Saudade;* wenn aber einer ihrer Dichter singt, dass keine andere Sprache eine ähnliche Bezeichnung für die Gefühle, die dieses Wort ausdrückt, besitze, so müssen wir es seiner Nationaleitelkeit verzeihen, denn schwerlich hat er unser deutsches „Heimweh“ gekannt.

Hinter dem Flüsschen führt der Weg im Zickzack über einen niedrigen Gebirgszug; es ist der nördliche Ausläufer der *Serra Map Map Crak* und zwingt den Allerheiligenfluss, sich mehr nördlich gegen die *Serra Itamanhuec* zu biegen. Der Weg über

die Serra ist ziemlich gut. Beim Hinabsteigen sah ich zwei Affen (Lagothrix canus), die zu den grössten Südamerikas gehören. Sie waren nicht scheu und folgten uns sogar eine Strecke weit von Baum zu Baum. Nicht weit davon ertönte rechts aus einer Schlucht ein sich mehr und mehr näherndes Grunzen und Durchbrechen durch das Dickicht. Mit dem Ausrufe: „taitetus"! sprang Ottoni's Neger aus dem Sattel und machte sich schussfertig, und kaum war ich seinem Beispiel gefolgt, als auch schon ein gewaltiges Rudel (vara) Wildschweine (taitetus, Dicotyles torquatus) den Abhang herauf und dicht an uns vorbei über die Strasse brachen. Zu unserm grossen Aerger versagten alle vier Schüsse der beiden Doppelflinten. Wir durften uns freilich nicht darüber wundern, denn den ganzen Tag hatte es ununterbrochen geregnet, und zum frischen Laden blieb uns keine Zeit. Die Schweine waren uns so nahe, dass der Neger Manoel eins davon mit dem Flintenkolben über den Abhang zurückschlug, aber ohne dasselbe zu tödten oder zu betäuben; dazu sind die brasilianischen Flinten viel zu leicht und schwach. Das Rudel zählte 40—50 Stück Schweine.

Am Fusse des Gebirgszuges ist das Thal des *Riberão da Canna brava*, der ebenfalls von Süden her dem Allerheiligenflusse zuströmt. Hier fand ich ein paar Familien Schweizer aus dem Canton Luzern angesiedelt. Sie waren früher Parceriecolonisten in Jituba in der Provinz São Paulo und von dem damaligen schweizerischen Generalconsul, Herrn David, aus ihren dortigen drückenden Verhältnissen erlöst und nach den Mucuryansiedelungen befördert worden. Ihre äusserst elenden Hütten, ihre bisher vorgenommenen sehr spärlichen Rodungen liessen nicht gerade auf fleissige Colonisten schliessen. Sie beklagten sich bitter über Mangel an Lebensmitteln, und ich fand diese Klage auch ganz begreiflich, da die guten Leute hier, wo sie von der Compagnie auf Credit monatlich per Kopf 4 Pfund Speck, $^1/_2$ Alqueir Farinha, $^1/_4$ Alqueir Bohnen und 16 Pfund Fleisch erhielten, ebenfalls, wie in ihrer Heimat, vier Mahlzeiten im Tage halten wollten. Wenn man auf Rationen gesetzt ist, muss man sich haushälterisch nach der

Decke strecken, und wenn man im brasilianischen Urwalde lebt und noch nicht *ein* Korn geerntet hat, muss man sich harte Entbehrungen gefallen lassen. Aus spätern directen Nachrichten dieser Ansiedler habe ich mit Vergnügen ersehen, dass sie endlich durch Fleiss und Ausdauer ihre Lage ziemlich günstig gestaltet haben. Beim Aufstande der Indianer im Jahre 1861 wurden sie von diesen hart bedroht, mussten sogar für mehrere Tage Zuflucht in Philadalphia suchen.

Von Canna brava an steigt die Strasse wieder über einen niedrigen Gebirgszug in das Thal des *Corrego do Tanqui,* in dem wir noch einmal auf ein Rudel von etwa 20 Stück Wildschweinen stiessen, ohne jedoch einen neuen Jagdversuch mit unsern wenigstens für diesen Tag nutzlosen Flinten zu machen. Eine und eine Viertellegoa weiter erreichten wir den *Corrego d'ouro* oder Goldbach, so genannt, weil einst ein Tropeiro ein paar Goldblättchen im Bachsande gefunden hatte. Hier trafen wir mit unsern Ladungen zusammen, die von Philadelphia direct hierher gekommen waren. Wir fanden in einem Rancho der Compagnie ein leidliches Obdach und aus dem mitgenommenen Mundvorrath war bald ein einfaches Nachtessen bereitet.

Die im Verlaufe des Tages zurückgelegte 6½ Legoas lange Strasse ist ziemlich gut; an manchen Stellen hätte indessen bei etwas mehr Erfahrung der Ingenieure ein günstigeres Resultat erzielt werden können. Sie hat eine durchschnittliche Breite von 16 Palmos (12 Fuss). Auf jeder Seite derselben hat sich die Compagnie einen Landstrich von 4 Klafter Breite ausbedungen, um durch Rodungen derselben das Eindringen der Sonnenstrahlen auf die Strasse zu erleichtern. Wir hatten 24 Brücken passirt, alle in gutem Zustande, von hartem Holze (Madeira de lei), mit dreizölligen Bretern belegt. Die kürzeste mass 25 Palmos (18 Fuss), die längste über den Riberão da Saudade 129 Palmos (97 Fuss).

So früh als es beim brasilianischen Reisen überhaupt möglich ist, setzten wir den folgenden Morgen unsern Weg fort, passirten zuerst die 79 Fuss lange Brücke über den Corrego d'ouro, überschritten bei einer Steigung von 3—5 Procent den *Morro de Cupan* und gelangten in das Thal des vielfach ge-

wundenen *Riberão das Lages*, der seinen Namen von den grossen Steinplatten in seinem Bette führt. Er ergiesst sich in den *Rio Urucu*, den grössten Zufluss des Mucury. Die Strasse führt längs des linken Ufers des Riberão das Lages, in den sich, von Süden kommend, der *Riberão das Palmitas* ergiesst. Unfern von dieser Stelle liegen ein paar Hütten, das sogenannte *Quartel.* In der einen rechts vom Wege wohnte Herr P., ein Franzose, Ingenieur der Compagnie, dessen Gattin uns mit echt französischer Liebenswürdigkeit empfing. Welch ein trauriger Aufenthalt, voll von Entbehrungen, für eine Dame von Bildung! Die elende Hütte schützte nicht einmal hinreichend vor dem gewaltig herabströmenden Regen. Der Fussboden des einzigen Gemachs war fast zu einer Pfütze umgewandelt. Hier war es, wo, wie ich schon oben erwähnte, Madame P. von den Botokuden überfallen und ausgeplündert wurde. Die Hütte links am Wege war von deutschsprechenden Ansiedlern, den bessern Ständen angehörend, bewohnt. Das Innere der ärmlichen Wohnung machte durch seine Reinlichkeit einen überraschend freundlichen Eindruck; aber — wie manche Illusion mag unter diesem Palmdache zerstört worden sein, wie mancher thränenschwere Blick sich nach der fernen Heimat gerichtet, wie mancher tiefe Seufzer sich der beklommenen Brust entwunden haben!

In einiger Entfernung vom Quartel setzt der Weg auf das rechte Ufer des Riberão das Lages über. Da, wo er von Süden einige kleine Zuflüsse erhält, trafen wir mehrere Ansiedelungen, deren Bewohner sich bitter beschwerten, dass ihnen die Wilden binnen acht Tagen schon zweimal, das letzte mal am vorhergehenden Tage, ihre Felder stark geplündert hätten. Wie ich später erfuhr, gehörten diese Indianer zu einer unbekannten Horde, deren Aldeamiento, wenn sie überhaupt eins besass, bisher noch nicht ausfindig gemacht werden konnte.

Eine Legoa östlich vom Quartel biegt sich die Serra Map Map Crak fast ganz nach Norden, setzt sich aber, wie wir dies bei brasilianischen Gebirgszügen so oft finden, bei dieser Biegung in zwei Bergstöcke ab und bildet einen tiefen Einschnitt, durch den sich der Riberão das Lages nach Osten durchwindet. Der

südliche Bergstock erscheint, von Osten betrachtet, als ein etwas abgestumpfter Kegel, von Norden gesehen als eine perpendiculäre kahle Felswand von circa 400 Fuss Höhe. Von ihm streicht in östlicher Richtung die *Serra de Santa Ottilia.* Sie scheidet die Gewässer des Ribeirão das Lages und des Rio Urucu, die sich unterhalb der Militärcolonie vereinigen. Der nördliche Bergstock gewährt einen prächtigen Anblick; er stellt sich dar, als ob er blos aus einer einzigen, stark geneigten, nur mit spärlicher Vegetation bedeckten Steinplatte bestehe. Bei dem heftigen Regen, der uns begleitete, schoss das Wasser wie in gemeisselten Rinnen aus dem fast pyramidenförmigen Stocke herunter. An ihn schliesst sich die Fortsetzung der Serra Map Map Crak an.

Wie schon bemerkt, ist das Gebiet des Allerheiligenflusses nach Norden von der Serra Itamanhuec begrenzt, nach Süden von der Serra Map Map Crak. Erstere scheidet die Gewässer des Rio de Todos os Santos von denen des Mucury pequeno, letztere den Allerheiligenfluss vom östlichen Rio Urucu, dem Flussgebiete des Rio de S. Matheus und dem Stromgebiete des Rio Doce.

Nachdem man den nördlichen Gebirgsstock umgangen und sich wieder thalwärts gesenkt hat, führt die Palmenbrücke (Ponte dos Coqueiros) wieder über den Ribeirão das Lages. Hier trafen wir bis zur nächsten Brücke (Ponte do Maia) ein Stück vortrefflicher Strasse, von dieser aber bis zur Coloniebrücke (Ponte da Colonia) eine jämmerlich schlechte Wegstrecke. Vor der Brücke bogen wir rechts vom Wege ab, verfolgten $^1/_4$ Legoa lang eine Picada und gelangten zur Militärcolonie (Colonia militar do Urucu).

Durch Decret vom 24. Februar 1854 wurde die Gründung einer Militärcolonie am Mucury bestimmt. Ihr Zweck war, die entstehenden Ansiedelungen und den Waarentransport gegen allfällige Angriffe der Botokuden zu schützen. Anfangs wählte man dazu den Sitio S. Matheus, 3 Legoas von Santa Clara entfernt; später aber fand man es für zweckmässiger, die Colonie mehr nach Westen, an den Zusammenfluss des Rio Urucu mit dem Ribeirão das Lages zu verlegen. Dorthin wurden 20 Sol-

daten, von denen fünf verheirathet, versetzt, nebst 31 Familien unglücklicher Weinbauer von der Insel Madeira. Die kaiserliche Regierung streckte diesen die Unkosten der Ueberfahrt (9:285 Milreis) vor und wies jeder Familie 40000 Quadratbrazas[1]) Land (100 Brazas Front bei 400 Brazas Tiefe) an.

Während meiner Anwesenheit in der Colonie bestand dieselbe aus 24 Soldaten, von denen 7 Familie hatten und Grundbesitzer waren, und 159 Portugiesen, Weib und Kinder inbegriffen. Die Leitung derselben war einem Hauptmann als Director und einem Lieutenant als Vicedirector anvertraut. Sie war indessen nichts weniger als lobenswerth. Im Jahre 1858 siedelte die kaiserliche Regierung noch weitere 164 Holländer und Belgier dort an. Sie hatten in den ersten Jahren mit ausserordentlichem Elende, Hunger und Krankheiten zu kämpfen, wovon der grösste Theil der Schuld auf die unfähige und gewissenlose Direction fiel. Im Jahre 1861 war folgender Bevölkerungsstand in der Colonie mit Ausschluss der Soldaten:

1	brasilianische Familie	mit	6	Personen,
26	portugiesische Familien	„	117	„
15	holländische „	„	69	„
3	belgische „	„	15	„
1	schweizerische Familie	„	4	„
1	preussische „	„	5	„
1	englische „	„	5	„
		Im ganzen	221	Personen.

Davon waren 125 Männer, 96 Weiber; 151 Katholiken, 70 Protestanten. Sie standen damals unter der Leitung des Lieutenant José Feliciano Bueno Mamoré, der den Ruf eines verständigen, tüchtigen und durchaus ehrenwerthen Mannes genoss.

Der Centralpunkt der Colonie ist ein sehr grosser, etwas nach Norden geneigter Platz, auf dessen Nordseite eine lange, höchst einfache Kaserne, in der sich die Wohnungen der Beamten befinden, steht. Die übrigen drei Seiten werden durch die Häuschen der Colonisten gebildet. Das Holz zu einer Kapelle

[1]) 1 Braza = 7 engl. Fuss, 22 Decimeter, 7 preuss., 6,93 österr. Fuss.

lag bereit, ihr Bau war aber noch nicht angefangen. Ich besuchte die meisten Familien in ihren ärmlichen Wohnungen. Einer der Colonisten, jedenfalls ein überlegender Kopf, hatte von Madeira aus eine einfache Handmühle mit zwei Steinen mitgebracht. In der Colonie leistete sie die ausgezeichnetsten Dienste zum Mahlen der Farinha. Ihr Besitzer lieh sie den übrigen Ansiedlern gegen Naturalabgabe von Mais und machte damit brillante Geschäfte. Ich traf viele Kranke, die meisten an den Folgen einer fehlerhaften Ernährung leidend. Die Colonisten nährten sich nämlich fast ausschliesslich von Kürbissen, Batatas und Farinha. Sie bauen zwar Reis im Ueberflusse, Mais, Mandioca und Zuckerrohr, aber statt den Reis selbst zu essen und mit dem Mais Schweine zu füttern, verkauften sie lieber diese Erzeugnisse und begnügten sich selbst mit der möglichst elenden Kost. Bei der Direction war eine Art Bader (enfermeiro) angestellt; es schien mir aber, als sei seine Hülfe mehr als eine selbst sehr gefährliche Krankheit zu fürchten. Sein Medicamentenvorrath beschränkte sich auf einige wenige der allernöthigsten Arzneien.

Bald nach unserer Ankunft erschienen einige Dutzend Indianer und begrüssten Ottoni mit dem Ausrufe: „Pochirun ere hé, hé!“ (weiss Hand ist gut). Mit Hülfe des Soldaten Celestino, der ihrer Sprache vollkommen mächtig ist, unterhielt ich mich längere Zeit mit diesen Wilden. Sie gehörten zum Stamme des Shiporoko und nannten sich selbst so. Celestino übersetzte mir diesen Namen durch „von jenseits der Berge“. Sie sagten, dass sie vom Aldeamento Ukh kämen, das östlich am Mucury liegen soll. Sie hatten schon seit mehrern Wochen den Colonisten bei ihrer Ernte gegen eine Belohnung an Feldfrüchten geholfen. Gewöhnlich kamen einige, um ein paar Tage zu arbeiten, entfernten sich dann, kehrten wieder mit ihren Weibern und Kindern zurück und blieben so lange, als es ihnen gerade behagte. Diese Indianer zeichneten sich vor allen andern von mir bisher gesehenen durch einen viereckigen Kopf, sehr stark schief geschlitzte Augen, eine eingesattelte dicke und breite Nase aus. Sie hatten aber durchaus einen recht freundlichen Gesichtsausdruck.

Ihre Sprache war mir ausserordentlich auffallend, denn nach jedem Satze oder einzelnen Worte gaben sie einen höchst eigenthümlichen Laut von sich, indem sie stark Luft einzogen und einen unbestimmten Kehllaut ausstiessen; er ähnelte dem Schluchzen (singultus) oder einem ähnlich tönenden Schmerzenslaut. Ich redete sie portugiesisch an, das sie nicht verstanden, aber sie wiederholten immer genau und richtig meine eigenen Worte. Ich versuchte es mit deutschen Worten und auch diese repetirten sie auffallend genau, hängten ihnen aber jedesmal den schon erwähnten Laut an.

Während wir unser Mittagsmahl einnahmen, stellten sie sich scharenweise vor die offene Zimmerthür und sahen uns mit grosser Aufmerksamkeit, wol auch mit etwas Neid zu. Abends liess ich von einigen von ihnen Schiessübungen mit Pfeil und Bogen nach dem Ziele ausführen und machte aus Stückchen Rolltaback von verschiedener Grösse Prämien, worüber sie sehr erfreut waren. Sie schossen, im ganzen genommen, sowol horizontal als im Bogen, gut, jedoch nicht mit jener ausserordentlichen Präcision, wie sie von manchen Reisenden hervorgehoben wird.

Einige Stunden nach unserer Ankunft schickte der Director den Caporal Celestino mit fünf Soldaten auf einen Streifzug gegen die Botokuden, die in den verflossenen Tagen die nahe gelegenen Ansiedelungen geplündert hatten, und gab ihnen den Befehl, womöglich einige von ihnen oder alle, gutwillig oder gezwungen, zur Stelle zu schaffen. Den Soldaten schlossen sich etwa ein Dutzend Shiporoks freiwillig an. Der Zug galt nämlich einem ihnen feindlichen Stamme. Der Abzug dieses kleinen Detachements war höchst originell. Voran Caporal Celestino mit seinen fünf schlecht equipirten Soldaten, hinter ihnen im Gänsemarsch die Shiporoks mit Bogen und Pfeil und als einziges Uniformstück einen Schamgürtel und eine einer rothwollenen Schlafhaube ähnliche Mütze. Solche Hauben sind für die Botokuden immer ein Gegenstand des sehnlichsten Wunsches und sie arbeiten, um eine solche zu erhalten, weit länger und fleissiger als für irgendeine Quantität Lebensmittel.

Beiläufig sei bemerkt, dass ich nachträglich Kunde von der

Erfolglosigkeit dieses Streifzuges erhielt. Das Detachement hatte zwar noch am nämlichen Abend die Fährte der räuberischen Indianer gefunden und sie zwei Tage lang verfolgt, sich aber aus Furcht, von einem weit überlegenen Feinde angegriffen zu werden, schliesslich zurückgezogen.

Am folgenden Morgen besuchte ich vor dem Frühstück die Schule, in der etwa 25 Knaben den ersten Unterricht genossen. Ich war überrascht, die Schulkinder durchgehends reinlich angezogen und gewaschen zu sehen. Für den an das reine Portugiesisch Gewöhnten ist die schnelle, singende und verschieden accentuirte Sprache der Madeiraner fast unverständlich.

Die Mädchen der Colonisten wurden von der Frau des Vicedirectors im Nähen unterrichtet. Lesen und Schreiben lernen sie nicht.

Gegen 10 Uhr brachen wir auf und erreichten nach einer kleinen halben Stunde wieder die Hauptstrasse. Ich musste in der Militärcolonie eins meiner Maulthiere als gänzlich unbrauchbar zurücklassen. Durch das zahllose Beschlagen während der verflossenen Monate waren seine Hufe derart kurz geworden, dass es nicht mehr möglich war, ein Eisen aufzulegen, ohne die Nägel in die Weichtheile zu treiben, und da die Hornschalen infolge der täglichen Regen ganz weich waren, so konnte das Thier ohne Eisen den Marsch auch nicht fortsetzen. Die Halbindianer von Goyaz befolgen ein sehr zweckmässiges und eigenthümliches Verfahren, um diesem Uebelstande vorzubeugen. Vor der Regenzeit nämlich reinigen sie die Hufe der Maulthiere sorgfältig und tränken sie möglichst heiss mit einer Mischung von Wachs und Talg. Die Hufe werden dadurch fast stahlhart und nutzen sich, trotzdem die Thiere unbeschlagen gebraucht werden, doch nur sehr wenig ab.

Kurz bevor wir zur ersten Brücke über den von Süden strömenden Urucu gelangten, machte mich Ottoni auf einen schwachen Rauch im Walde aufmerksam und äusserte die Vermuthung, es dürfte dort wol eine Horde Indianer lagern. Bald darauf sprang auch ein kleiner, schwarzer, spindeldürrer Köter bellend aus dem Walde gegen uns. Ottoni wiederholte nun

seine Vermuthung mit grösserer Bestimmtheit, und in der That waren wir kaum über die Brücke geritten, als rechts aus dem Walde drei kräftige Botokuden mit Bogen und Pfeil hervortraten. Ihr Gesicht und Oberkörper waren zur Hälfte schwarz, zur Hälfte ziegelroth angestrichen, was ihnen einen ganz grimmigen Ausdruck verlieh. Aber trotz ihres wilden Aussehens hatten sie durchaus friedliche Absichten, denn dicht hinter ihnen stürzten von der Waldhöhe herunter, gleich einem Bienenschwarm, Scharen von Weibern und Kindern. Ich zählte im ganzen nur 3 Männer und 57 Weiber, Mädchen und Kinder von allen Altersstufen. Die übrigen Männer der Horde waren auf einem Jagd- oder Kriegszuge und hatten diese drei als Sauvegarde des weiblichen Theiles zurückgelassen. Alle waren vom Scheitel bis zur Sohle splitternackt. Einige alte Weiber hatten ausserordentlich grosse Tahuas in den Unterlippen, andere trugen grosse Ohrhölzer, oder hatten lange, zerrissene Ohrlappen oder holzlose, schlaff herunterhängende Lippen. Sie machten einen sehr ekelhaften Eindruck. Die Mädchen und zum Theil auch die Kinder waren an verschiedenen Körpertheilen mit der ziegelrothen Farbe aus dem Samen des Urucu (Bixia orellana) phantastisch bemalt. Mehrere hatten ihren Kopf, Hals, Hand- und Fussgelenke mit Zierathen, wie ich sie oben beschrieben habe, geschmückt. Die kleinen Kinder waren gerade wie Affen an ihre Mütter festgeklammert. Alle stürzten auf uns zu, umarmten unsere Knie, unsere Maulthiere und bezeigten auf alle mögliche Weise, besonders durch Schreien oder Lachen, ihre Freude. Es war eine neue, überraschende Scene. Wir konnten uns leider gegenseitig durchaus nicht verständlich machen und verliessen, nachdem ich noch eine Menge Stückchen Rolltaback unter sie vertheilt hatte, von dankbarem Jauchzen begleitet, diese primitiven Bewohner des Urwaldes.

Wir überschritten, unsern Weg verfolgend, noch zweimal den Rio Urucu. Bei der dritten Brücke trafen wir einen Trupp von ungefähr 30 Chinesen mit Strassenarbeiten beschäftigt; eine Viertelstunde weiter erblickten wir in einer Waldlichtung ihre Zeltstadt und unweit davon eine zweite Schar ebenfalls bei

Erdarbeiten der Strasse. Sie trugen in kleinen Körbchen auf den Schultern oder dem Kopfe Erde und Steine mit ameisenartiger Emsigkeit. Was ihnen an Körperkraft abgeht, ersetzen sie durch Fleiss. Die kaiserliche Regierung hatte, wenn ich nicht irre, im Jahre 1855 den Versuch mit der Einführung von Kulis als Tagelöhner oder Colonisten gemacht und durch Decret vom 25. August 1856 der Mucurycompagnie einige und achtzig derselben unter der Bedingung überlassen, dass sie gegen einen fixirten Tagelohn beim Strassenbau arbeiten und auf diese Weise die von der Regierung ihnen vorgeschossenen Ueberfahrtsunkosten abtragen sollten. Der Termin, in dem auf diese Art ihre Passage bezahlt werden konnte, war auf fünf Jahre berechnet. Ich glaube auch, dass fast alle in diesem Zeitraume schuldenfrei werden; einige waren es schon nach drei Jahren. Diese Chinesen standen unter der Leitung eines farbigen Aufsehers, Namens Herculano, eines ungebildeten, brutalen Burschen, der die armen Teufel oft schwer mishandelt haben soll. Wenige Wochen vor meiner Ankunft in Philadelphia war einer der Kulis krank am Wege zurückgeblieben. Am folgenden Morgen suchten ihn seine Kameraden, fanden aber nur noch ein Stück von seinem Schädel, einige Fetzen Kleider und die Schuhe. Aus den Fährten rings um diese Ueberreste ging unzweifelhaft hervor, dass eine Unze während der Nacht den Unglücklichen aufgefressen hatte.

Von dem Punkte an, wo wir die Chinesen trafen, führt die Strasse über einen etwas über 400 Fuss hohen, dichtbewaldeten Bergrücken, 1300 Brazas lang bergan, mit einer durchschnittlichen Steigung von 5 Procent und ebenso lange, bei nämlicher Senkung bergab in das Thal des *Ribeirão d'Areia*, des grössten nennenswerthen südlichen Zuflusses des Rio Urucu. Mit einem Umwege von etwa einer Viertellegoa hätte diese Steigung, die bedeutendste auf dem ganzen Wege von Philadelphia nach Santa Clara, leicht umgangen werden können; dem Wagenverkehr bietet sie bedeutende Hindernisse. Ehe man die Höhe des Ueberganges erreicht, erblickt man in der Ferne nach links die scharf prononcirte Serra de Map Map Crak („sehr glatte Felsen“ auf deutsch), als zwei ziemlich hohe

Gebirgsstöcke, von denen der eine mehr zuckerhutförmig, der andere aber steiler und oben terrassenförmig abgeplattet ist. Von diesem Stocke scheint die ganze Serra ihren Namen zu haben. Sie scheidet hier die Gewässer des Allerheiligenflusses von denen des Rio Urucu. Ungefähr 1 Legoa vom Ribeirão d'Areia entfernt liegen üppig fruchtbare Ländereien, „Boa Vista" genannt, die sich vortrefflich zu einer Ansiedelung eignen würden. Drei Viertellegoa weiter gelangten wir zum *Ribeirão da caja das Pedras*, ebenfalls einem kleinen Zuflusse des Rio Urucu, und schlugen in einem halbverfallenen Rancho unser Nachtquartier auf. Die Ladungen langten ein paar Stunden später an, und wir konnten die Zwischenzeit benutzen, um das Dach unserer von drei Seiten wandlosen Hütte ausbessern und den Raum unter demselben von Ungeziefer und Reptilien aller Art etwas reinigen zu lassen. Beides that noth, denn der Regen strömte von oben herein und beim Absteigen hatte ich meine Satteldecke zufällig auf eine grosse Korallenschlange gelegt, die bald zischend und züngelnd unter der unerwünschten Hülle hervorkroch.

Die Landschaft auf der heute zurückgelegten $5^1/_4$ Legoas langen Wegstrecke hatte so ziemlich den nämlichen Charakter wie die an den vorhergehenden Tagen durchreiste, nämlich den des dichten Urwaldes. An blühenden Pflanzen sah ich nur einige höchst sonderbare Orchideen und ein paar prachtvolle Passifloren. Die Thierwelt war vertreten durch einige Scharen possirlicher Affen aus den Gattungen Cebus und Ateles, einigen flinken Coatis, scheuen Araras, lärmenden Papagaien, vereinzelten Weihen und blendendweissen Reihern. Wie immer seit Wochen wurde die nächtliche Ruhe durch den lauthämmernden Schmiedefrosch (Hyla faber) gestört. Natürlich fehlte es in der unmittelbaren Nähe des Flüsschens auch nicht an dichten Schwärmen blutdürstiger Mosquitos. Seit unserer Abreise von Philadelphia hatten unsern Maulthieren, 13 an der Zahl, schon einige und dreissig Hufeisen aufgenagelt werden müssen, der sprechendste Beweis für das schlechte Baumaterial der Strasse.

Früh morgens ritten wir ab. Der Weg führte ziemlich gut über eine Depression einer von Ost nach West streichenden Hügelkette,

die in der Richtung Südnord einen niedern Gebirgszug, den „Teufelsberg“ (Morro do diavo), abgibt. Die Strasse überschreitet den kleinen *Ribeirão de S. Domingo*, der im Teufelsberge entspringt, mit dem Ribeirão da Caja das Pedras fast parallel fliesst, und führt mit einer Steigung von 3—5 Procent über den Morro do Diavo und an dessen nördlicher Abdachung über den *Ribeirão do Mamoeiro.* Dieses Flüsschen nimmt den Ribeirão de S. Domingo auf und, beide vereint, fliessen dem Rio Urucu zu. Der Hauptgebirgszug ist hier ein westlicher Ausläufer der Serra do Mar. Ihr Rücken führt den Namen Chapada do Mamoeira. Sie gibt nach Norden und nach Süden niedrige Ausläufer ab. Die Strasse folgt bald nördlich, bald südlich dem Kamme des Gebirges, überschreitet dessen Einsattelung und senkt sich schnurgerade in das Thal des *Ribeirão das Pedras*, der, von Südwest nach Nordost fliessend, sich in den Rio Mucury ergiesst. Der 3 Legoas lange Weg über die Chapada ist fast durchgehends sehr gut; nur da, wo der Urwald bis dicht an die Strasse stösst und diese dadurch der Sonnenstrahlen beraubt wird, ist sie kothig und morastig, da aber, wo der Wald einige Klafter breit vom Wegrande niedergeschlagen ist, fest und trocken.

Wir begegneten einem Tropeiro mit Waaren nach Philadelphia, der in wenigen Tagen in Santa Clara zehn seiner Maulthiere an einer eigenthümlichen Krankheit, „mal triste“ genannt, verloren hatte. Die von diesem „traurigen Uebel“ befallenen Thiere verlieren die Fresslust, fangen an Blut zu harnen und gehen gewöhnlich nach 2—3 Tagen zu Grunde. Ob die Ursache dieser Krankheit in dem höchst ungesunden Klima Santa Claras liegt, oder im Genusse schädlicher Futterkräuter zu suchen sei, ist nicht ermittelt, wahrscheinlich aber vorzugsweise im letztern. Einer der Tropeiros hatte sich in Santa Clara ein heftiges Wechselfieber geholt; wir gaben ihm den Rath, nach der Militärcolonie zu reiten und sich dort Chinin nach meiner Verordnung geben zu lassen.

Zahlreiche Skelete von Ochsen und Maulthieren längs des Weges zeugten hinlänglich von der Schwierigkeit des Transports auf dieser Strasse. Dieses „todte“ Kapital der Gesellschaft

erhielt immer während der Sommermonate den grössten Zuwachs. Solange nicht die Strasse in weit bessern Zustand gesetzt wird, und vorzüglich solange nicht durch ausgedehnte künstliche Weiden längs der ganzen Wegstrecke in ausgiebigem Masse für reichliche Ernährung der Zug- und Lastthiere gesorgt wird, ist auch keine Aussicht vorhanden, dass sich die Transportverhältnisse günstiger gestalten werden. Ungesundes Klima, erstickende Hitze, grundlose Wege und mangelhafte Fütterung werden immer sowol Maulthiere als Ochsen decimiren.

Ueber den Ribeirão das Pedras führte noch keine Brücke; es arbeiteten aber in der Nähe desselben einige und dreissig Deutsche an der Strasse, da die vom Ribeirão da caja das Pedras bis hierher nur provisorisch war. Diese Arbeiter waren Preussen.

Gelegentlich einer Reise nach Europa erhielt einer der Ingenieure der Mucurycompagnie von der Direction der Compagnie den Auftrag, 300 Individuen als Strassenarbeiter zu engagiren. Der Vater des Betreffenden soll, wie mir erzählt und wie es auch später in der Deputirtenkammer in Rio de Janeiro umständlich erörtert wurde, bei der Ausführung des Auftrages thätig gewesen sein und ohne Vorwissen seines Sohnes mit Hülfe von Polizeicommissaren eine grosse Anzahl aus dem Zuchthause von Potsdam entlassener Verbrecher für den Mucury engagirt haben. Es wurden in der That 117 dieser saubern Gesellen eingeschifft. Beim Anlaufen entflohen 11, in Rio de Janeiro 2; die übrigen wurden an den Mucury gebracht. Bald nach ihrer Ankunft begannen unter ihnen Arbeitsverweigerungen und andere Excesse, die einen bedrohlichen Charakter annahmen. Die so rücksichtslose Handlungsweise des Vaters hat wiederholt das Leben seines Sohnes in die grösste Gefahr gebracht, denn die verwegenen Excedenten waren bereit, ihre gefährlichen Drohungen zur Wirklichkeit zu machen. Nur mit Militärhülfe konnte die böse Rotte gebändigt werden. Fünf von ihnen wurden gefänglich nach Caravelhas, 14 nach S. Matheus geschickt, eine Anzahl entfloh nach dem Innern der Provinz Minas, der Rest bequemte sich endlich zu den contractlichen Arbeiten.

Die Abtheilung am Ribeirão das Pedras arbeitete unter der

Leitung eines schweizerischen Ingenieurs Sch., der anderthalb Jahre später dem gefährlichen Klima des untern Mucury erlag. Sch. klagte mir bitter über die Roheit, Faulheit, Widerspenstigkeit und Diebereien dieser Potsdamer.

Unter den Deutschen am Mucury waren überhaupt ziemlich viele verworfene Individuen. Man erzählte mir unter anderm von einem Preussen, der seine kaum mannbare Tochter den Chinesen gegen ein Quantum Branntwein verkauft hatte. Ueber die Sittlichkeit der deutschen Weiber und Mädchen in den Mucuryniederlassungen hörte man im allgemeinen wenig Lobendes. Aehnliches wiederholte sich in den meisten übrigen Colonien. Der Grund davon liegt hauptsächlich in dem laxen Leben während der Ueberfahrt am Bord der Auswanderungsschiffe.

Vom Ribeirão da caja das Pedras bis zum Ribeirão das Pedras sind 5½ Legoas, ebenfalls Urwaldweg. Ich sah an diesem Tage noch weniger Thiere als an den verflossenen; nämlich nur drei grosse Sahuis (Cebus robutus), eine braungelbe Cutia, ein paar niedliche Eichhörnchen, einige mehrere Schuh lange Leguane und vier oder fünf schlanke grüne Baumschlangen.

Am Ribeirão das Pedras hatte die Compagnie zwei grosse Magazine, wovon eins mit Zink gedeckt, einen Rancho und zwei Wohnungen erbauen lassen. Hier hatte sich ein Lombarde, Namens Gazanelli, niedergelassen und seine Ansiedelung „Novo Milano" getauft. Er besass grosse Strecken durch eigene Kräfte urbar gemachtes Land, auf denen die Feldfrüchte in ausserordentlicher Ueppigkeit standen. Er hatte auch schon glückliche Versuche mit Seidenzucht gemacht. Gazanelli hat mit seltener Ausdauer, Thätigkeit und Klugheit alle seine Arbeiten durchgeführt und scheint dabei auch vom Glück begünstigt zu sein. Vor einigen Jahren übernahm Gazanelli den Waarentransport von Santa Clara zum Ribeirão das Pedras und kaufte zu diesem Zwecke von der Compagnie die nöthigen Wagen und Maulthiere. Den Handel mit Jacarandaholz soll er ebenfalls mit günstigem Erfolge betrieben haben. Ein schönes, rastlos thätiges, verständiges Weib stand ihm zur Seite und mehrere blühende

Kinder wiegten ihn in der Hoffnung, in einigen Jahren an ihnen eine kräftige Stütze zu finden.

Wir benutzten eins der Magazine als Unterkommen für die Nacht und speisten mit Gazanelli und seiner Familie. Ein junger Franzose, V., aus guter Familie, der mit seinem Bruder den Waarentransport vom Ribeirão das Pedras nach Philadelphia übernommen, hatte den Tisch mit wohlschmeckendem Wildpret versehen. Er ist einer der leidenschaftlichsten Jäger, die mir vorgekommen sind. Meine kleine Flinte, deren ich oben erwähnte, (Bd. I. S. 261) blieb in seinem Besitz.

Nach Tisch drehte sich das Gespräch um europäische Neuigkeiten und Politik, ein Kapitel, das Gazanelli auf das lebhafteste ausbeutete. Als er erfuhr, dass ich in Oesterreich ansässig sei, wurde er auffallend zurückhaltend gegen mich. Heute dürfte seine Stimmung wahrscheinlich weniger erbittert sein als im Jahre 1858. Ich hätte gern etwas Näheres über seine frühern Verhältnisse erfahren. Nach dem Grade seiner Bildung schien er den bessern Ständen anzugehören. Ich vermuthe, dass zu vieles Politisiren in seinem Heimatlande die Hauptursache seiner Auswanderung, schwerlich einer ganz freiwilligen, gewesen sein dürfte.

Mit der Anwesenheit der potsdamer Strassenarbeiter war Gazanelli nichts weniger als zufrieden; er beklagte sich sehr über dieselben und versicherte, er müsse seit ihrer Anwesenheit ganz besondere Massregeln zur Verwahrung seines Eigenthums nehmen. Ungefähr $^3/_4$ Legoa von Neu-Mailand entfernt liegt der Sitio de Jacupemba, wo, wie schon erwähnt, im Jahre 1861 der portugiesische Ansiedler José Coelho Vaz sammt sieben Mitgliedern seiner Familie ermordet wurde.

Vom Ribeirão das Pedras nach Santa Clara sind $6^1/_2$ Legoas. Wir brachen um 7 Uhr auf und ritten zuerst einen breiten, niedrigen Bergrücken, eine sogenannte Chapada, hinan, über den die Strasse beinahe 3 Legoas lang mit geringen Steigungen und Senkungen verläuft. Ich kenne kein deutsches Wort, das den physikalisch-geographischen Begriff von *Chapada* genau wiedergibt. Die Chapada bildet hier gewissermassen die Wasserscheide zwischen

dem Rio Mucury im Norden und dem Rio S. Matheus im Süden. Da, wo die Strasse über den kleinen Bach *Ribeirão de Jacupemba*, der sich von Süden her in den Ribeirão das Pedras ergiesst, führt, liegt eine Ansiedelung von Portugiesen von der Insel Terceira (einer der Azoren). Als wir vorüberritten, waren nur die Weiber zu Hause und klagten über Mangel an Nahrung. Sie hatten von der Compagnie für zwölf Tage Lebensmittel gefasst, dieselben aber schon am achten Tage aufgezehrt. Da sie nach ihren eigenen Aussagen ihr Deputat contractmässig erhalten hatten, so war es wol zum grössten Theil ihre eigene Schuld, dass sie nun vier Tage lang darben mussten. Nach ihren unverhältnissmässig kleinen Roças zu urtheilen gehörten sie jedenfalls nicht zu den fleissigen Colonisten. Eine Stunde später begegneten wir der ganzen männlichen Bevölkerung dieser Ansiedelung, wie sie, schwer mit Mandiocawurzeln beladen, zu den Ihrigen zurückkehrte.

Im Jahre 1854 wurde, wie ich schon oben bemerkte, die Militärcolonie auf einem Punkte, S. Matheus genannt, auf dieser Chapada angelegt und später an den Rio Urucú translocirt. Der damalige Militärcommandant liess gleich bei der Gründung der Colonie ausgedehnte Roças brennen und mit Mandioca bepflanzen. Als dieser Ort von der Colonie aufgegeben wurde, überwucherten die Felder mit Capoeira, die Mandioca aber entwickelte sich trotz des Mangels an jeder Pflege auf das üppigste. Dieses herrenlose Gut machten sich nun in erster Reihe die Botokuden zu Nutze, lagerten sich mit ihren Familien in der Nähe und assen so lange solche Wurzeln, bis sie ihrer überdrüssig wurden, zogen dann ab, kehrten aber immer wieder in kürzern oder längern Zwischenräumen zu dieser reichen Fundgrube zurück. Die Tropeiros ihrerseits schlugen besonders gern in der Nähe dieser alten Mandiocafelder ihr Nachtquartier auf, um die mitgenommenen Mundvorräthe für die Weiterreise zu sparen, und die Portugiesen von Jacupemba endlich fanden in ihrer Noth hier immer sichere Nahrungsmittel. Zwei der Burschen trugen an einem Stocke eine Mandiocawurzel, die lebhaft an die berühmte Traube aus dem Lande Kanaan erinnerte; sie hatte einen

Durchmesser von sechs Zoll an der Basis, eine Länge von drithalb Fuss und wog etwas über funfzig Pfund. Weit grösser und schwerer sollen diese Wurzeln bei einiger Pflege am untern Mucury werden. Man versicherte mir, dass in einer dortigen Fazenda eine solche Wurzel im Gewichte von 104 Pfund (!) ausgegraben wurde. Mein Gewährsmann verbürgte die Richtigkeit dieser Angabe.[1])

Gegen Mittag machten wir bei der Ansiedelung des ehemaligen Compagnieingenieurs, Herrn H., der die auserlesene Preussenschar von Potsdam spedirt hatte, einen kurzen Halt. Die etwa 2 Legoas von Santa Clara entfernte Niederlassung war noch in den ersten Anfängen und eben sollte die provisorische Hütte durch ein wohnliches Gebäude aus Luftziegeln ersetzt werden. Möglich, dass Herr H. seine vielseitigen Talente hier reichlich verwerthen kann. Der Boden ist ausserordentlich fruchtbar, das Klima aber ungesund.

Ein heftiger Platzregen überraschte uns, nachdem wir etwa $1/2$ Stunde früher Herrn H.'s Wohnung verlassen hatten, und mit ihm erschienen Miriaden von Mosquitos, um uns unsaglich zu peinigen. Auch die dicksten Rauchwolken vom scharfen Minastaback blieben gegen ihre ungestümen Angriffe ganz wirkungslos und es brauchte viele Resignation, um sich dabei in Geduld zu fassen. Zu meiner Ueberraschung sah ich unweit der Strasse wieder meine Lieblingspalme, die stolze Indaja. Rings umgeben von der grossartigsten Waldvegetation macht sie aber nicht mehr den erhabenen Eindruck wie weiter nach Westen fast an der Camposgrenze.

Ein weisses Gebäude auf einer Anhöhe, rechts vom Wege, *Boa vista* genannt, wurde während des Strassenbaues für die

[1]) Der bekannte Botaniker Francisco Freire Allemão erzählt, man habe ihm in der Hauptstadt der Provinz Ceará mitgetheilt, dass ein einziger Stock der Varietät, die man „Manipeba" nennt und die 12—16 Jahre andauern soll, eine volle Karrenladung im Gewichte von 14 Arrobas (448 Pfund) gab. (Trabalhos da Commissão scientifica de Exploração I. Introducção; Relatorio da Secção botanica pag. CIX.)

Ingenieure errichtet und diente später zur provisorischen Unterkunft der neuangekommenen Colonisten.

Endlich hörten wir links von der Strasse ein gewaltiges Rauschen und, indem wir um eine Wegecke bogen, erblickten wir den Mucury breit und hoch sich daherwälzen. Infolge der Monate andauernden Regen war er ausnahmsweise stark angeschwollen. Unweit der Stelle, wo wir uns seinem Ufer näherten, stürzt er sich über eine schiefe Felsenebene und bildet die sogenannte *Cachoeira de Santa Clara*, über die hinaus nach Westen eine Dampfschiffahrt auf diesem Strome nicht mehr möglich ist. Wenige Minuten später erreichten wir *Santa Clara*. Dieser Ort, von Ottoni gegründet, besteht nur aus einem grossen, mit Zink gedeckten Magazin der Compagnie, einem zweiten mit Ziegel gedeckten Gebäude, der sogenannten „Hospedaria", das für Ankömmlinge bestimmt war, einer Wagner- und Schmiedewerkstätte, einem andern kleinen Hause, einem Rancho und einigen armseligen Wohnungen von Colonisten. Der Platz für den Ort ist nicht günstig gewählt, etwas weiter flussabwärts hätten sich jedenfalls viel vortheilhaftere Lagen zu diesem Zwecke geboten; aber man wollte eben den letzten Punkt, bis zu dem ein Dampfboot vordringen kann, als Hafenplatz benutzen.

Santa Clara gegenüber, am linken Ufer des Stromes, befanden sich ebenfalls einige Häuschen von Ansiedlern. Dort wollte vor einigen Jahren die Compagnie eine grossartige Sägemühle errichten, um kostbare Hölzer für den Export zu schneiden. Die ganze Angelegenheit scheint aber wenig intelligenten Kräften anvertraut und ganz verkehrt ausgeführt worden zu sein. Die Säge wurde zwar hergestellt, hat aber nie ordentlich gearbeitet und wurde schliesslich bei Hochwasser vom Mucury weggeschwemmt.

Die Cachoeira de Santa Clara bildet die Grenze der Provinz Minas geraes im Westen und der Provinz Bahia im Osten. Santa Clara selbst liegt schon auf dem Territorium der letztern. Das Klima ist drückend heiss und äusserst ungesund. Die meisten Einwanderer und selbst ein Theil der Eingeborenen erkranken

nach mehrwöchentlichem Aufenthalte daselbst, oft auch schon früher an höchst gefährlichen Flussfiebern.

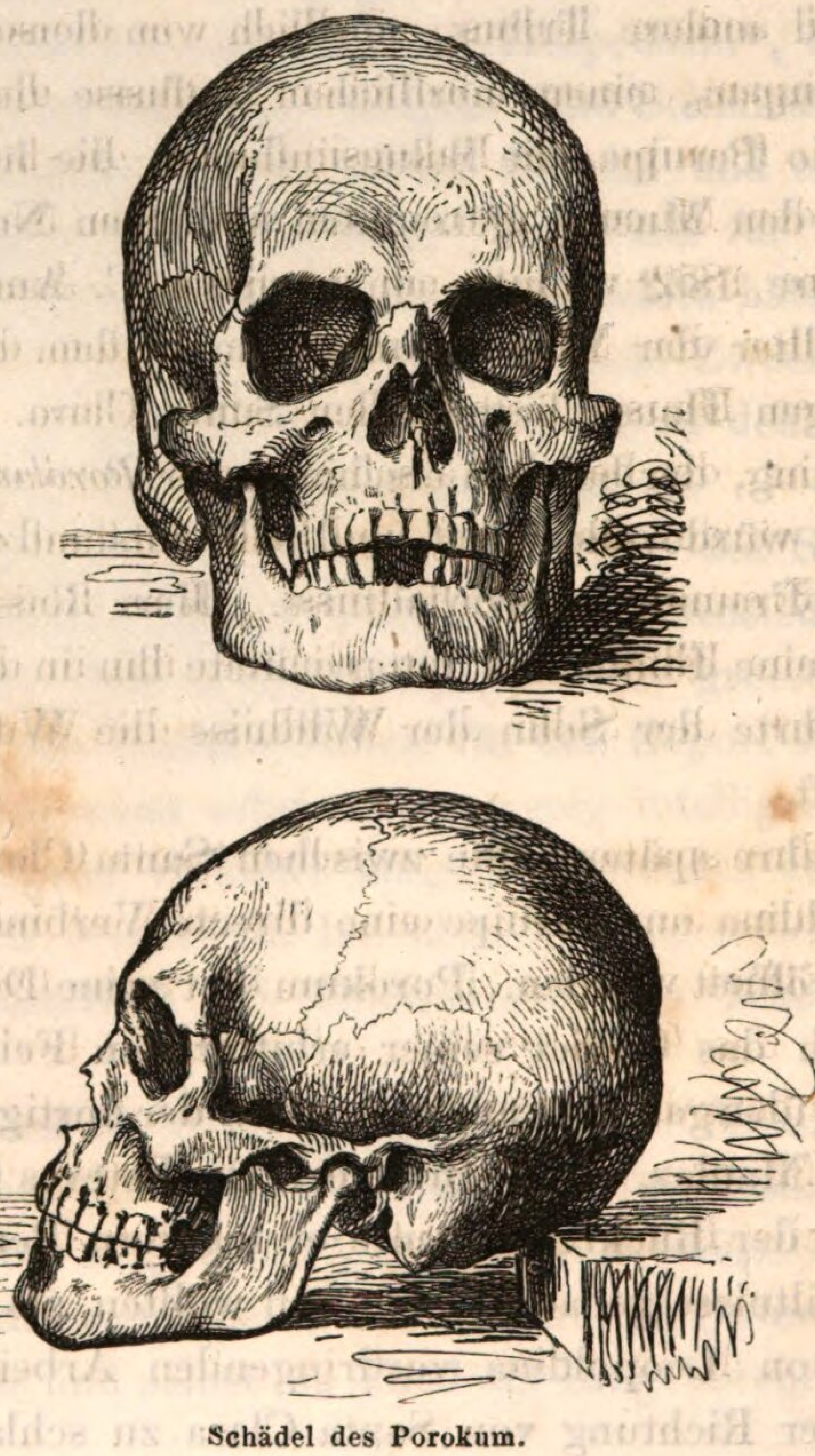
Der Hauptfactor der Compagnie in Santa Clara, der die Verladungen besorgte, die Einwanderer überwachte, die Strassenarbeiter mit Lebensmitteln versah, kurz die ganze vielseitige Last der Geschäfte tragen musste, war ein Deutscher, O. V. Er stand ein paar Jahre lang mit Eifer und Pflichttreue seinem schweren Amte vor, ergab sich aber später dem übermässigen Genusse geistiger Getränke und trug dadurch viel zu dem traurigen Drama bei, das später in Santa Clara in Scene gesetzt wurde.

Südlich von Cachoeira de Santa Clara, zum Theil schon im Flussgebiet des São Matheus, hausen die Indianer Porokum's, Batata's und andere Tribus, nördlich von denselben, zwischen dem Rio Panpan, einem nördlichen Zuflusse des Rio Mucury, und dem Rio Peruipe, die Bakuesindianer, die heftigsten Feinde ihrer durch den Mucury getrennten südlichen Nachbarn.

Im Jahre 1852 wohnte ein gewisser C. Amoncio dos Reis als Angestellter der Mucurycompagnie in dem damals nur aus einem einzigen Hause bestehenden Santa Clara. Der erste Indianerhäuptling, der bei ihm erschien, war *Porokum*, ein tapferer, intelligenter, würdevoller Chef, und bald entstand zwischen beiden ein intimes Freundschaftsverhältniss. Herr Reis schenkte dem Häuptlinge eine Flinte und unterrichtete ihn in deren Gebrauch und bald führte der Sohn der Wildniss die Waffe mit grosser Meisterschaft.

Zwei Jahre später sollte zwischen Santa Clara und der Colonie Leopoldina am Péruipe eine directe Verbindung durch die Urwälder eröffnet werden. Porokum bot seine Dienste an, drang mitten durch das Gebiet seiner erbittertsten Feinde nach jener Colonie und übergab dem angesehensten der dortigen Fazendeiros, Herrn Luiz Maulaz, einen Brief des Dr. Esteves Ottoni in Santa Clara. Auf der Rückreise diente er mehrern Personen, die die Terrainverhältnisse genau untersuchen wollten, als Führer, leistete auch den von Leopoldina vordringenden Arbeitern, um eine Picada in der Richtung von Santa Clara zu schlagen, die wich-

tigsten Dienste. In der That war auch einige Monate später ein gangbarer Weg zwischen diesen beiden Punkten eröffnet. Porokum erlebte den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen nicht. Bei seiner Rückkehr wurde er mit den Seinigen etwa 2 Legoas von Santa Clara von den Bakues angegriffen. Ein vom Bakuehäuptling abgeschossener Pfeil drang ihm mitten durch die Brust. Trotz der tödlichen Wunde sprang er gegen den Angreifer vor und jagte ihm mit der von Herrn Reis geschenkten Flinte eine Kugel durch den Kopf. Dann befahl er den Seinigen über den Feind herzufallen und fügte bei, er gehe weit weg zu sterben. Wirklich lief er auch etwa 300 Klafter zurück, riss sich den Pfeil aus der Brust und stürzte sogleich todt zusammen.



Schädel des Porokum.

Unterdessen hatten Porokum's Indianer mit Erfolg gekämpft und die Bakues in die Flucht geschlagen. Als sie von der Verfolgung zurückkehrten, fanden sie auf dem Wahlplatze die Weiber unter Anführung der Witwe ihres erschlagenen Häuptlings um ein mächtiges Feuer versammelt. Mitten auf dem Holzstosse lag der Anführer der Bakues, der ihnen noch lebend in die Hände gefallen und den sie nun langsam brateten. Nach Vollendung dieses grausamen Todtenopfers versammelte sich die Horde zur Beerdigung Porokum's. Am Fusse eines Jahrhunderte alten Ipébaumes wurde der tapfere Häuptling begraben und auf seinem Grabhügel seine Waffen, seine spärlichen Kleider und eine Kürbisflasche mit einigen Lebensmitteln niedergelegt. Die Seinigen behaupten, Porokum könne aus dem Grabe hervorgehen und die Feinde schlagen, wann er wolle.

Ottoni erzählte mir noch mehrere Züge von der Tapferkeit, Intelligenz und treuen Anhänglichkeit Porokum's. Da die Stelle seines Grabes genau bekannt war, so äusserte ich gegen den Director der Mucurycompagnie den Wunsch, in den Besitz des Schädels dieses wackern Häuptlings zu gelangen. Mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit übernahm er es, in Verbindung mit Herrn Luiz Maulaz, meinen Wunsch zu erfüllen und ungefähr ein Jahr später erhielt ich den wohlgeformten, auffallend kräftigen Schädel, dessen Abbildung ich hier gebe.

Ich hatte meine sämmtlichen Maulthiere in Philadelphia unter der Bedingung verkauft, sie noch bis Santa Clara benutzen zu können. Ich erhielt kaum den vierten Theil des Preises, den sie beim Ankauf gekostet hatten. Mein Sattelthier und mein Lastthier Diamante befanden sich, trotz der langen und schweren Strapazen, doch in einem so guten Zustande, dass sie leicht noch eine monatelange Reise ausgehalten hätten. Mit einem wahrhaft wehmüthigen Gefühle trennte ich mich von diesen beiden treuen und trefflichen Reisebegleitern, um so mehr, da sie einer neuen und schweren Bestimmung entgegengingen. Sie sollten nämlich als Zugthiere vor den Frachtwagen zwischen Santa Clara und Philadelphia verwendet werden. Wäre es mir nur irgend möglich gewesen, ihnen ein besseres Schicksal zu bereiten, so hätte

ich es gern gethan, selbst wenn ich noch mehr Schaden dabei gehabt hätte.

In den frühen Morgenstunden des folgenden Tages wurden wir durch das Zischen und Schnauben des kleinen Flussdampfers „Peruipe", der gerade unter unsern Fenstern lag, aufgeweckt; wir zögerten nicht, seinem Rufe zu folgen und dampften um 6 Uhr früh von Santa Clara ab.

Die Entfernung von der Cachoeira bis nach São José do Porto Alegre an der Mündung des Mucury beträgt 85 Seemeilen; wir legten sie in 7½ stündiger Fahrt zurück. Der Wasserstand war uns günstig, denn der Strom war hoch angeschwollen; an manchen Stellen erreichte er die Kronen der Uferbäume. Von Santa Clara bis zu seiner Mündung fliesst der Mucury ungemein ruhig dahin; nirgends ist eine bedeutende Strömung bemerkbar. Beim Beginne des Unternehmens mussten zahlreiche herabgestürzte Baumstämme aus dem Bette entfernt werden; seitdem wurde er immer rein gehalten und bietet nun in dieser Hinsicht der Schiffahrt keine Hindernisse, wohl aber setzt ihr während der trockenen Jahreszeit der niedrige Wasserstand grosse Schwierigkeiten entgegen; dann ist es auch dem kiellosen, äusserst seicht gehenden Miniaturdampfer nicht möglich, Santa Clara zu erreichen; er muss schon einige Legoas weiter flussabwärts halt machen und die Weiterfahrt kann nur mit Booten bewerkstelligt werden. Zur Bergfahrt braucht der Dampfer 1½—2 Tage. Canoes benöthigen je nach dem Wasserstande von São José nach Santa Clara 5—7 Tage.

Der Mucury ist nicht breit, aber er hat einen sehr gewundenen Lauf und macht oft so scharfe Biegungen, dass, während der Schiffsschnabel fast das entgegengesetzte Ufer berührt, der Radkasten die Bäume des diesseitigen streifen muss, damit der Dampfer den nöthigen Raum zum Wenden gewinnt. Die beiderseitigen Ufer sind mit fast undurchdringlichem Urwalde bedeckt; die Bäume sind aber im allgemeinen weniger mächtig als oberhalb der Cachoeira, vielleicht weil die Vegetation zu üppig dicht ist.

Es ist ein wunderbarer, unvergesslicher Genuss, am frischen, klaren Morgen, auf bequemem Boote den ruhigen Strom mitten

durch den üppigsten Urwald hinunterzudampfen. Die Scenerien sind bezaubernd schön, vorzüglich fesselnd durch die unvergleichlich herrliche Guirlandenvegetation, die in den verschiedenartigsten Formen dem schwelgenden Blicke trügerische Phantasiebilder vorgaukelt, aber auch eins der lieblichsten und zugleich überraschendsten Landschaftsbilder vor dem staunenden Auge aufrollt; und doch lässt dieses herrliche Bild ein gewisses Gefühl der Leere in der Seele zurück, denn trotz der Abwechselung im Einzelnen und Individuellen erhält das Ganze durch die stete Wiederholung im Grossen ein gewisses Gepräge äusserer Monotonie. Man sehnt sich nach Menschen, nach Heerden, nach Häusern oder Dörfern, nach Contrasten, um der Urwaldlandschaft ein schärferes Relief zu verleihen.

Wir fuhren bald nach der Abreise bei einer kleinen Insel, *Ilha da Palha* (Strohinsel) vorüber. Sie führt ihren Namen von einer Art Riedgras (Capim), das dort wächst und zum Ausfüllen der Packsättel zwischen Bock und Kissen sehr gesucht ist.

Etwas später passirten wir eine weit grössere Insel, die sonderbarerweise den Namen *Primeira Ilha* (erste Insel) führt. Unweit davon zog eine 9—10 Fuss lange Schlange unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es war eine Jararacá, die mit hoch aufgehobenem Kopfe quer über den Strom gegen das Dampfboot zuschwamm. Eine ihr entgegengesandte Kugel machte sie für einen Augenblick verschwinden, dann tauchte sie wieder auf und setzte ihren Weg in etwas veränderter Richtung fort. Einige kleine Aeffchen sahen staunend und verdutzt dem rasch vorübereilenden Dampfer nach. Mehrere schwerfällige Reiher, ein paar dunkelbraune Cormorane und einige rothe Arraras flogen bei unserer Annäherung scheu auf, während Hunderte von kleinen buntbefiederten Sängern, unbekümmert um uns, muthwillig zwitschernd in den wundervollen Uferguirlanden herumhüpften. An verschiedenen Stellen bemerkte ich fusssteigartig ausgetretene Wildpfade, auf denen wol Tapire, Nabelschweine und Rehe zur Tränke an den Strom wechselten.

Nach zweistündiger Fahrt erblickten wir rechts vom Ufer ein stattliches Haus, von der Compagnie als Waarendepot

errichtet für den Fall, dass der niedrige Wasserstand dem Dampfer nicht gestatte nach Santa Clara zu fahren. Der Ort heisst *Paredes*.

Im December 1857 waren 7 Familien, im ganzen 28 Personen, mit Ausnahme von einem Baiern und zwei Engländern alle Schweizer, auf ihren ausdrücklichen Wunsch dort angesiedelt worden. Ottoni warnte sie vor den häufig vorkommenden sehr gefährlichen Sumpffiebern; sie meinten aber, sie fürchteten sich nicht und zögen gerade diesen Punkt jedem andern weiter nach Westen gelegenen wegen des leichten Exports ihrer Producte vor. Ihr Wunsch wurde endlich gewährt und ihnen noch dringendst empfohlen, das Trinkwasser, besonders bei hohem Wasserstande, nie aus dem Flusse, sondern stets nur aus einer ein paar hundert Schritte entfernten Quelle zu schöpfen. Die Unglücklichen hatten ihren Entschluss bitter zu bereuen.

Als sich der Dampfer dem Magazin von Paredes näherte, schwankte eine Jammergestalt aus dem Hause und rief im kläglichsten Tone, wir möchten um Gottes willen hier anhalten. Es geschah und wir eilten das steile Ufer hinan in das Gebäude. Hier fanden wir einen tief ergreifenden Anblick. Der Boden des grossen Raumes war mit Kranken und Sterbenden bedeckt. Von den 28 Personen war nur noch eine einzige, ein rüstiges zwanzigjähriges Mädchen aus dem Canton Graubündten, gesund und pflegte mit dem aufopferndsten Eifer und Hingebung die Uebrigen. Zweiundzwanzig lagen am Fieber danieder, unter ihnen ein kreisendes Weib und zwei andere, die täglich ihrer Niederkunft entgegensahen. In wenigen Tagen waren 5 Personen gestorben, darunter ein Mann mit Weib und Kind. Die schleunigste Hülfe that noth. Ich liess meine Reiseapotheke ans Land schaffen, gab den Kranken die nöthigsten Arzneien und traf auf den Wunsch des Directors eine Auswahl derjenigen, die die Reise stromabwärts ertragen konnten. Die sehr schwer Kranken mussten zurückbleiben, zu ihrer Pflege bestimmte ich die Stärkern ihrer Angehörigen. Zwölf der Kranken (9 Schweizer, worunter zwei Knaben, 2 Engländer, Vater und Sohn, und 1 Baier) wurden eingeschifft, 10 blieben zurück, unter ihnen das

edelmüthige Mädchen, das sich freudig zur fernern Pflege der schwer Leidenden angeboten hatte.

Mit Staunen erfüllte mich die tiefe Resignation, mit der sich diese Unglücklichen in ihr fürchterliches Schicksal ergeben hatten. Sie waren alle bereit zu sterben; keiner klagte, keiner verzweifelte. Nur ein intelligenter Knabe aus Freiburg (Emil Zumkeller) von etwa 14 Jahren fürchtete sich vor dem nahenden Tode und flehte unter heissen Thränen und herzzerreissenden Worten zu mir, ihn am Leben zu erhalten. Seine Stunden waren gezählt; er war rettungslos verloren. Sein Flehen war ein letztes Aufflackern der erlöschenden Flamme. Der Puls schwirrte kaum noch fühlbar unter dem Finger, ein verzehrendes Feuer blitzte aus den gerötheten Augen, die braunen Lippen des halbgeöffneten Mundes fibrirten krampfhaft; von Minute zu Minute nahmen die hübschen Züge des jugendlichen Opfers mehr und mehr jenen unheimlichen Leichenausdruck an, der ein sicherer Vorbote baldiger Auflösung ist, und als ich die Jammerstätte verliess, hörte ich noch die murmelnden Delirien des Sterbenden.

War diese Resignation auf einen moralischen oder religiösen Halt gestützt? fragte ich mich unwillkürlich. Ich überzeugte mich bald, dass sie nur eine Folge der äussersten psychischen Depression war, die diese Art von Fiebern so häufig begleitet.

Ich ermuthigte die Zurückbleibenden und versprach ihnen auf den Wunsch des Directors, den nächsten Tag den Dampfer mit Arzneien und frischen Lebensmitteln zu schicken und auch denjenigen, die es verlangen würden, Gelegenheit zu geben, nach São José do Porto Alegre zu kommen. Nachdem wir noch alle entbehrlichen Lebensmittel des Peruipe zurückgelassen hatten, schifften wir uns um 10 Uhr wieder ein.

Gegen Mittag hielten wir am rechten Flussufer bei *Pendurados*, einer zwei jungen Amerikanern gehörigen Fazenda, still, um einige deutsche Colonisten auszuschiffen, die sich vorgenommen hatten, den Besitzern ein paar Wochen lang bei der Kaffeernte zu helfen und für einen Theil ihres Tagelohnes Kaffeesetzlinge für ihre eigenen Ansiedelungen mit zurückzunehmen. Die Besitzer der Fazenda befinden sich in der sehr unangenehmen

Lage, stets Mangel an Arbeitskräften zu haben. Schon in dem Vorjahre war ihnen deshalb ein grosser Theil ihrer Ernte zu Grunde gegangen. Die Besitzung sieht sehr verwildert aus. Einen noch schlechtern Eindruck machen einige Roças ebenfalls am rechten Flussufer, deren Individuen der hiesigen faulen Mischlingsrasse angehören.

Am linken Flussufer liegt *São José grande*, eine verlassene Pflanzung, gegenwärtig mit dichter Capoeira bedeckt, in der noch hin und wieder ein Kaffeebaum oder eine Mandiocastaude sich erhalten hat. An diesen Ort knüpft sich die Erinnerung eines schauerlichen Dramas. Bis 1845 gehörte die Besitzung der Familie *Viola*. Sie lebte in freundschaftlichen Beziehungen zu den Shiporokindianern, die sich unter dem Häuptlinge des gleichen Namens in der Nähe niedergelassen hatten. Shiporok übergab der Familie Viola, wie es die Indianer zu thun pflegen, gegen Geschenke zwei Kinder, sogenannte Curucas. Zu dieser Zeit hatte ein erbärmlicher Schurke, Namens José Caba, wegen schwerer Verbrechen in S. Matheus zum Tode verurtheilt, aber aus dem Gefängniss entsprungen, bei den Indianern ein Asyl gefunden und einigen Einfluss bei mehrern Tribus erlangt, und machte sich nun ein Geschäft daraus, bei den Fazendeiros für die von den Indianern erhaltenen Curucas einen gewissen Tribut einzufordern. Die Violas weigerten sich, dem Verbrecher einen solchen zu bezahlen. Caba schwor ihnen Rache. Er begab sich zu Shiporok und erzählte ihm, die Violas wollten seine Curucas weiter verkaufen, und forderte ihn auf, sich ihrer anzunehmen, sonst seien sie für ihn verloren. Shiporok eilt zur Fazenda und fordert seine Kinder zurück, die Violas wollen sie aber nicht hergeben. Der Häuptling bittet, fleht, droht, aber umsonst; einer der Violas ist sogar so unvorsichtig, ihm ebenfalls mit einer Flinte zu drohen. Shiporok entfernt sich anscheinend demüthig, aber nach einigen Stunden kehrt er mit seiner Rotte zurück, umzingelt die Fazenda, stürmt sie nach verzweifelter Gegenwehr, nimmt seine Kinder und ermordet alle Glieder der Familie Viola. Von diesem Tage an blieb die Fazenda zerstört und herrenlos, bis sie vor einigen Jahren in den Besitz des nun verstorbenen

Baron von Diamantina gelangte. Sie ist aber bis heute nicht wieder in Cultur genommen worden.

Die Rache für diese blutige That blieb nicht aus. Ungefähr ein Jahr später wurden diese Indianer bei der Niederlassung eines gewissen Mariano in einen Hinterhalt gelockt und ein grosses Blutbad unter ihnen angerichtet. Ein Franzose soll 16 Schädel der Ermordeten angekauft und nach Paris geschickt haben.

Die Punica fides der christlichen Mischlinge, die sich sogar noch als Vollblutportugiesen ausgeben, verlangte noch fernere Opfer. Im Jahre 1849 setzte Shiporok mit 14 seines Stammes über den Mucury nach der Comarca de S. Matheus. Dort überliess er einem gewissen Salles im Sitio de Itaunas zwei Curucas gegen zwei Schweine. Salles gab zuerst ein Ferkel her, das von den Indianern bald verzehrt war. Sie verlangten das zweite. Salles sagte ihnen, er habe es jenseit des Flusses, Shiporok solle mit einem Theil seiner Leute mit ihm gehen, um es dort in Empfang zu nehmen. Arglos folgte der Häuptling. Am jenseitigen Ufer angelangt, wurde er mit den Seinigen überfallen und ermordet. Das nämliche Schicksal hatten seine zurückgebliebenen Begleiter. Nur ein Mädchen entrann der Metzelei. Die Behörden von S. Matheus hatten Kenntniss dieser feigen Mordthaten, sie haben aber die gemeinen Verbrecher nie zur Rechenschaft gezogen. Shiporok's Brüder, Mek-Mek und Potik, sammelten den Rest des Stammes und zogen, ohne den Tod der Ihrigen zu rächen, westwärts durch feindliches Gebiet und liessen sich endlich, wie schon oben erwähnt, am Rio Urucú nieder. Ob sie dort nun Ruhe und Frieden geniessen werden? Man dürfte es hoffen, wenn nicht ein gänzlich verkehrtes, verwerfliches System in der Behandlung der Waldindianer von neuem wieder, wie es den Anschein hat, den barbarischen frühern Weg einschlägt, als Hunderte von abgeschnittenen Indianerohren die grösste Trophäe eines kaiserlich brasilianischen Offiziers bildeten!

Ebenfalls am linken oder nördlichen Ufer des untern Mucury liegt die *Lagoa* und der *Morro d'Arara*. Hier hat der Prinz Maximilian zu Neuwied in der ersten Hälfte des Jahres 1816

mehrere Monate lang als echter Jäger und eifriger Naturforscher im Urwalde verlebt und diesen Aufenthalt in seiner Reise (Bd. I, S. 251 fg.) so anspruchslos als anziehend geschildert.

Wenige Meilen vor seiner Mündung in den Ocean nimmt der Mucury den bedeutendsten Zufluss seines untern Verlaufs, den *Rio Mucurisinho*, auf, ein schmales, kanalartiges Flüsschen, das sich träge mit kaum bemerkbarem Gefälle von den nördlichen Ufernniederungen her in den Strom ergiesst. Die übrigen Zuflüsse des Mucury von Santa Clara stromabwärts sind kaum nennenswerthe Bäche. Wenn ich nicht irre, hat ausser dem Mucurisinho nur noch ein etwas westlicher gelegener Bach, der Riacho preto, einen Namen erhalten. Ein grosser Theil der brasilianischen Ströme empfängt im untern Theile ihres Verlaufs nur sehr unbedeutende Gewässer; mehrere haben in ihrem Mündungsgebiete zahlreiche und ausgedehnte Lagunen, was sich aus der geologischen Bildung der Küste leicht erklären lässt.

In den Uferwaldungen kommt in der Nähe von S. José die Kohlpalme in sehr grosser Menge vor; nicht selten bemerkte ich die schöne Indaja.

Gegen 3 Uhr langten wir in São José do Porto Alegre an; der kleine Dampfer warf in geringer Entfernung vom Ufer, einem grossen Gebäude, das die Compagnie als Waarendepot und Absteigequartier für die Reisenden erbauen liess, gegenüber, Anker. Die Kranken wurden sogleich ausgeschifft und in einem ebenfalls der Compagnie gehörigen Hause in dem eine kleine Viertelstunde davon entfernten Flecken untergebracht.

Die erste Sorge war nun, Lebensmittel und Arzneien für die unglücklichen Colonisten in Paredes einzukaufen. Da in São José kein Chinin zu bekommen war, so wurde sogleich ein reitender Bote nach der 6 Legoas weiter nach Norden liegenden Villa viçosa geschickt, von wo er in den frühesten Morgenstunden des folgenden Tages mit den gewünschten Medicamenten zurückkehrte. Nach vielen Bemühungen gelang es uns, in São José ein paar Schafe, einige Dutzend Eier, Nudeln, Reis, etwas Weizenmehl, Thee und Zucker zu erhalten. Mit diesen Lebensmitteln

trat der kleine Peruipe am folgenden Morgen frisch seine Bergfahrt nach Paredes wieder an.

Wahrlich, *São José do Porto Alegre* verdiente weit eher den Namen São José do Porto triste, denn man kann sich nicht leicht ein elenderes Nest denken als diesen kleinen Hafenplatz. Ausser dem obenerwähnten Hause, wohin die Kranken gebracht wurden, in der sogenannten Rua do Porto, sind im ganzen Flecken kaum noch zwei leidliche Wohnungen; die übrigen sind erbärmliche Hütten. Nicht einmal eine Kirche besitzt der Ort; ihre Stelle vertritt eine halb verfallene, jämmerlich aussehende Kapelle, die aber doch 1795 zur Pfarrkirche gestempelt wurde. Seit einem halben Jahre waren die Bewohner schon ohne Gottesdienst; der Geistliche hatte sich auf unbestimmte Zeit entfernt.

Früher trug der Ort den Namen Mucury, aber 1769 wurde er zum Flecken erhoben und erhielt die gegenwärtige Benennung. Er soll durch politische Verbannte aus Bahia und Rio de Janeiro, denen sich Indianer der umliegenden Aldeas beigesellten, gegründet worden sein. Seine gegenwärtige Bevölkerung besteht fast ausschliesslich aus *Caboclos*, Nachkömmlingen der Indianer Tupiniquins auf der niedrigsten Stufe der Bildung. Von den sämmtlichen Gliedern des Gemeinderaths (Camara municipal) konnte nur der Secretär nothdürftig lesen und schreiben.

Die Bewohner, 6—800 an der Zahl, zeichnen sich durch Indolenz und Faulheit aus. Ihre Hauptnahrung besteht aus Seespinnen, die hier in ausserordentlicher Menge vorkommen. Mit Fischfang geben sie sich nur wenig ab; sie sind selbst zu faul, um die unfern vom Flecken in Ueberfluss wachsenden Kohlpalmen niederzuschlagen und sich dadurch einige Abwechselung in ihrer monotonen Nahrung zu verschaffen. Erst seit Beginn des Mucuryunternehmens haben sich einige wenige Familien dort niedergelassen, die etwas civilisirter sind und auch andere Bedürfnisse kennen, als den ganzen Tag zu faulenzen und Meerspinnen zu essen.

Von Handel, Industrie und Ackerbau ist hier nicht die Rede Bis vor wenigen Jahren haben sich einige Individuen mit dem Verkauf von Indianerkindern (Curucas) abgegeben. Gegenwärtig

hat dieser schändliche Trafik fast gänzlich aufgehört. Einiger Holzhandel, der früher und auch in neuester Zeit wieder an der Barre des Mucury betrieben wurde, lag in Händen auswärtiger Speculanten.

Der Küstenweg von den nördlichen Provinzen nach den südlichen führt über den Mucury. Die Reisenden werden mit ihrem Gepäck in Canoas an das entgegengesetzte Ufer gebracht, die Last- und Reitthiere aber müssen durch den ziemlich breiten Strom schwimmen. Seine Ufer sind hier rein und sandig. Ich ging während meines dortigen Aufenthalts täglich vier- bis sechsmal vom Campagniegebäude zu den Kranken im Flecken und wieder zurück und fand jedesmal einige Chrysolithen im Flusssande. Im obern Stromverlaufe sollen diese Halbedelsteine sehr häufig vorkommen.

Die Barre des Mucury ist zeitweise nicht ganz gefahrlos zu passiren, obgleich der Kanal ziemlich tief ist und bei ruhigem Wetter auch grössern Schiffen ungehinderte Einfahrt gestattet.

Den Tag nach unserer Ankunft befanden sich schon die meisten Kranken bedeutend besser. Einige Dosen Chinin, die frische Seeluft, passende Nahrungsmittel und eine weniger gedrückte Stimmung hatten bei ihnen Wunder gewirkt. Nur zwei von ihnen fieberten noch stark und erheischten eine aufmerksame Pflege und eine sorgfältige ärztliche Behandlung.

Es mag hier der Ort sein, in gedrängter Kürze die fernere Entwickelung des Unternehmens der Mucurycompagnie und jene tragischen Ereignisse zu berühren, die auch in der deutschen Tagespresse einen lebhaften Widerklang gefunden haben. Ich sage in „gedrängter Kürze“, denn mit den Streitschriften über dieses Kapitel könnte man leicht einen dicken Band füllen. Es kann hier nicht meine Absicht sein, Vorfälle, die auf die böswilligste und leidenschaftlichste Weise entstellt und ausgebeutet wurden, weitläufig auf ihr richtiges Mass zurückzuführen. Sie haben für den europäischen Leser zu einer Zeit, in der sich nahe liegende hochwichtige Ereignisse in wilder Hast drängen, nur ein sehr untergeordnetes Interesse. Ihre kurze Schilderung darf aber in dem Gesammtbilde, das ich oben vom Mucury gegeben habe, nicht

fehlen. Zudem fühle ich mich verpflichtet, einen Mann, den ich *meinen Freund* nenne, dem deutschen Publikum gegenüber, vor dem er auf das schändlichste verleumdet wurde und dessen eigene Rechtfertigung nur in den kleinsten Kreisen deutscher Leser bekannt wurde, gerade hier zu vertheidigen. In Brasilien hat die öffentliche Meinung zwischen dem Angreifer und dem Angegriffenen längst gerichtet.

Die Mucurycompagnie war, wie oben erwähnt wurde, der Regierung gegenüber die contractliche Verpflichtung eingegangen, eine bestimmte Anzahl von Colonisten auf den ihr cedirten Ländereien anzusiedeln, aber infolge der materiellen Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen entgegenstellten, war sie nicht im Stande, ihren übernommenen Verbindlichkeiten zu der bestimmten Zeit nachzukommen. In richtiger Würdigung der Verhältnisse hatte daher die kaiserliche Regierung wiederholt der Compagnie einige Erleichterungen in den stipulirten Bedingungen bezüglich der Niederlassung der Colonisten gewährt. Nach Vollendung einer fahrbaren Strasse von Santa Clara nach Philadelphia im Jahre 1858, der Hauptbedingung einer günstigen Entwickelung der Colonie, und bei dem verhältnissmässig befriedigenden Zustande der Ansiedelungen am Allerheiligenflusse beschloss die Direction der Compagnie, nun der Einwanderung einen grössern Impuls zu geben. Sie beauftragte deshalb das Haus Schlobach & Morgenstern in Leipzig, ihre deutschen Auswanderungsagenten, für ordentliche Colonisten zu sorgen, erhielt von diesen jedoch die Mittheilung, dass es ihnen sehr schwer halte, Emigranten zu finden, da sich durch die Anwerbungen für die Assoçiação central de Colonisação in Rio de Janeiro eine grosse Concurrenz gebildet habe. Es war nämlich zu jener Zeit in der brasilianischen Landeshauptstadt unter den Auspicien der kaiserlichen Regierung und dem Namen „Centralgesellschaft für Colonisation“ eine Gesellschaft zusammengetreten, die sich die Aufgabe stellte, in Europa Auswanderer für Brasilien zu werben und sie an den Ort ihrer Bestimmung zu befördern.

Das Gesellschaftskapital sollte aus 500 Contos de Reis (ungefähr $1\frac{1}{2}$ Million Franken) bestehen. Der Gesetzgebende Körper

votirte indessen durch Decret vom 4. October 1856 für Colonisationszwecke 6000 Contos, von denen der Gesellschaft 1000 Contos unverzinslich auf fünf Jahre vorgestreckt wurden. Die Compagnie verpflichtete sich dagegen, in fünf Jahren 5000 Einwanderer einzuführen gegen eine Prämie von je 120 und 90 Franken pro Kopf, je nach den Eigenschaften des Colonisten. Ausserdem wurden ihr noch andere Vorrechte gewährt; z. B. wurde ihr gestattet, die öffentlichen Ländereien (terras devolutas) zu den niedrigsten gesetzlichen Preisen zu kaufen, die Plätze für ihre Magazine, Ranchos und Häuser auf Staatsländereien unentgeltlich bewilligt und ihr das Vorrecht eingeräumt, die Parcellen von 250000 Quadratklaftern, die von der Regierung für je eine Colonistenfamilie bestimmt sind, in acht kleine Parcellen zu theilen u. s. f. Es wurde von der Centralgesellschaft alsbald nach Empfang der 1000 Contos ein Präsident, ein Vicepräsident und ein ganzes Beamtenheer, meistens mit fetten Gehalten, ernannt, die nöthigen Vorkehrungen zum Empfang der Colonisten auf der Insel Bom Jesus in der Bai von Rio de Janeiro getroffen und Werbeagenten in Europa aufgestellt. Unter diesen stand in erster Linie das Haus Beaucourt & Comp. in Paris.

Wahrlich, Auswanderungsagenten haben in verschiedenen Ländern Europas fast das Unglaubliche an lügenhaften Verlockungen geleistet, schamloser und niederträchtiger als Beaucourt & Comp. in Paris haben es keine getrieben. Durch Plakate, in Kneipen und an öffentlichen Orten angeschlagen, wurden den Auswanderern bei ihrer Ankunft in Brasilien für jede Familie 100000 Quadratklafter *schon cultivirtes* Land, ein Haus, Stallungen, Ackerwerkzeuge und Hausthiere aller Art versprochen. Ein Handwerker, hiess es ferner, verdiene täglich *wenigstens* 13 Franken täglich und könne ausserdem noch seine Ländereien bearbeiten, und als gewichtige Verlockung wurden noch reichliche Jagd und Fischfang in Aussicht gestellt. An dem Kopfe der Plakate stand mit grossen Lettern: „Association centrale de Colonisation de Rio de Janeiro sous la Protection du Gouvernement Impérial Brésilien.“

Welch eine Verlockung für den Müssiggänger, der in Europa

kaum ein Stück trockenes Brot zu beissen hat! Durch einfache Meldung und Erlegung von 65 Franken, die ihm nach seiner Ankunft in Rio de Janeiro wieder zurückerstattet werden (!!), kann er in dem gesegneten Brasilien Haus, Hof und schon cultivirtes Land, mit Vieh versehen, erhalten; der Kaufschilling ist kaum nennenswerth und erst im zweiten Jahre soll eine unbedeutende Summe davon abbezahlt werden. Und das alles unter der Protection der kaiserlich brasilianischen Regierung!

Wie vorauszusehen, meldete sich zur Ueberfahrt nach dem Eldorado alles mögliche Gesindel, arbeitsscheue Individuen, verkommene Subjecte, entlassene Sträflinge, öffentliche Dirnen, aber sehr wenige ordentliche Personen, denn diesen mussten derartige Versprechungen von vornherein sehr verdächtig sein. Beaucourt & Comp. war es sehr gleichgültig, wen sie aufnahmen, wen sie spedirten, wenn nur die Anzahl gross war; sie erhielten ja Kopfprämien!

Und was fanden diese hoffnungsvollen, bethörten Menschen bei ihrer Ankunft? Die bitterste Enttäuschung, Seuchen, Elend, Hunger und statt des erwarteten idyllischen Heimwesens ein Stück Urwald mit hundertjährigen Bäumen und undurchdringlichen Schlingpflanzen.

Die Centralgesellschaft liess zwar bald ihren betrügerischen Agenten fallen, setzte aber durch andere Unterhändler ihr Importgeschäft fort.

Man mag von noch so optimistischem Standpunkte aus die Organisation und das Gebaren der brasilianischen Centralgesellschaft für Colonisation prüfen, so wird man ihr doch auch mit dem besten Willen nicht ein ehrenvolles Prädicat beilegen können. Sie verfolgte weder einen rationellen staatsökonomischen, noch viel weniger einen humanen Zweck, sondern einzig und allein Sonderinteressen durch einen verdammenswerthen Menschenhandel. Ich werde wol noch Gelegenheit haben, das Verfahren dieser Gesellschaft genauer zu charakterisiren.

Da, wie schon bemerkt, die leipziger Agenten der Mucurycompagnie wegen Concurrenz der Assoçiação central bestimmte Versicherungen hinsichtlich der Uebersendung von Colonisten

nicht geben konnten, so wandte sich Director Ottoni sowol an den brasilianischen Consul in Hamburg, um durch dessen Vermittelung die gewünschten Einwanderer zu erhalten, als auch zum nämlichen Zwecke an die Centralgesellschaft für Colonisation in Rio de Janeiro.

Die kaiserliche Generaldirection der öffentlichen Ländereien (Repartição geral das terras publicas), zu deren Ressort die Colonisation gehört, und an welche die von der Centralgesellschaft importirten Colonisten zur fernern Bestimmung abgeliefert wurden, sandte in der ersten Hälfte 1858 162 Belgier und Holländer nach der Militärcolonie am Urucú.

Dieser Emigranten, meistens in den Kneipen und auf den Quais von Antwerpen und Amsterdam zusammengeraffter Müssiggänger, harrte in der Militärcolonie das traurigste Los. Unzulängliche Unterstützung, schlechte Nahrung, elende Wohnungen, Mangel an Kleidung und andern ersten Lebensbedürfnissen und ein ungesundes Klima erzeugten unter ihnen bald bösartige Krankheiten. Nach Verlauf von ungefähr acht Monaten soll von diesen Unglücklichen fast der dritte Theil dem Hunger, den Seuchen und der Verzweiflung erlegen sein.

Im Monat Juli 1858 erhielt die Mucurycompagnie vom Generallandamte 150 der von Beaucourt & Comp. expedirten Einwanderer. Sie befanden sich unter ähnlichen Bedingungen, wie die der Militärcolonie, hinsichtlich der moralischen Depression angesichts der harten Arbeiten, die ihrer harrten, ihrer so arg getäuschten Hoffnungen und der ganz ungewohnten Nahrungsmittel. Sie hatten indessen daran keinen Mangel und genossen noch den Vortheil des gesündern Klimas von Philadelphia. Nichtsdestoweniger erkrankten viele von ihnen, meistens an Fussgeschwüren infolge von Insektenstichen. Sie wollten die ihnen angewiesenen Ländereien nicht in Empfang nehmen, mit einem Worte, sie wollten nicht arbeiten, und zogen es vor, theils nach dem Innern von Minas, theils nach der Provinz Bahia zu entfliehen.

Gegen Ende des Jahres 1858 musste die Mucurycompagnie, trotz der Weigerung des Directors, mehr als 80—90 Individuen

anzunehmen, auf Befehl und auf Rechnung der kaiserlichen Regierung wiederum 159 von der Centralgesellschaft durch Beaucourt & Comp. bezogene Colonisten, zum grössten Theil Franzosen der allerschlechtesten Qualität, am Mucury empfangen.

Ich darf hier zur richtigen Würdigung der Verhältnisse es nicht unterlassen, die Stellung der damaligen Regierung dem Director der Mucurycompagnie gegenüber mit einigen Worten zu erwähnen. Herr Theophilo B. Ottoni gehört der liberalen Partei an und war einer der Leiter der antiministeriellen, freisinnigen Bewegung der Provinz Minas geraes im Jahre 1842. Nach Unterdrückung dieser Bewegung und der kaiserlichen Amnestie blieb er, wie natürlich immer, seinen Ideen treu und vertrat sie auch später in verschiedenen ehrenvollen Stellungen stets mit dem Freimuthe eines ehrlichen Mannes. Durch das Mucuryunternehmen, das sich für den nördlichen Theil von Minas als eine grosse Wohlthat zu gestalten schien, gewann Ottoni in der ohnehin freisinnigen Provinz an Ansehen, Einfluss und Anhang. Diese moralische Macht Ottoni's war seinen politischen Gegnern an der Spitze der Regierung in hohem Grade ungelegen und sie suchten ihn daher auf alle mögliche Weise zu paralysiren. Es gehört natürlich nicht hierher, die Mittel und Wege und die Werkzeuge, deren sie sich zu diesem Zwecke bedienten, genauer zu erörtern, es mag nur so viel bemerkt sein, dass Ottoni beim Generallandamte, das damals noch dem Ministerium des Innern unterstand, nichts weniger als eine persona grata war, noch sein Unternehmen sich dessen Gunst zu erfreuen gehabt hatte. Denn als ein Colonieunternehmer des Südens einem deutschen Beamten des Generallandamtes seine Bedenken äusserte, Colonisten der Centralgesellschaft zu übernehmen, erwiderte ihm dieser: „Seien Sie beruhigt, Sie werden nur gute Colonisten erhalten, denn wir schicken die schlechten alle an den Mucury!“ Und das Generallandamt hat auch getreulich das Wort seines Angestellten unterstützt.

Die zweite Colonistenlieferung des Generallandamtes an die Mucurycompagnie war so schlecht wie die erste. Wie diese, so wollten auch jene die ihnen angewiesenen Ländereien, diesmal

in der Nähe von Santa Clara, nicht annehmen, und nach etwas mehr als Monatsfrist hatten sich schon über zwei Drittel von ihnen nach allen Richtungen hin aus dem Staube gemacht.

Fast zur nämlichen Zeit, als die eben erwähnten Colonisten am Mucury eintrafen, landete auch ein Schiff mit 176 Einwanderern, von Dr. Schmid in Hamburg in Uebereinstimmung mit dem brasilianischen Consul abgesandt, und kurz darauf, wider alle Erwartungen und Berechnungen, zwei Schiffe mit 250 Immigranten, die Schlobach & Morgenstern in Leipzig angeworben hatten. Es liefen also im Zeitraume von wenigen Wochen mehr als 600 Colonisten, für deren Aufnahme nicht die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, in Santa Clara ein.

Wären die Colonisten durchgehends ordentliche Leute oder doch wenigstens Ackerbauer gewesen und wären sie überhaupt unter normalen Verhältnissen angelangt, so hätte ihre Ansiedelung keine so ausserordentlichen Schwierigkeiten verursacht. Unglücklicherweise vereinigten sich aber eine Menge der ungünstigsten Umstände, um eine verhängnissvolle Katastrophe für die Einwanderer und für das ganze Unternehmen herbeizuführen.

Die Monate November und December 1858 zeichneten sich in einem Theile der Provinz Minas durch ungewöhnlich heftige Regen aus und bewirkten höchst verderbliche Ueberschwemmungen mehrerer Küstenströme, so auch des Mucury, während gerade die Küstenregion von Espiritu Santo bis Nordbahia unter einer ausserordentlichen Dürre litt. Es mag nur beiläufig bemerkt werden, dass in den Haupt-Regenmonaten, in denen ich ein Jahr früher in den nämlichen Gegenden keinen regenfreien Tag hatte, nicht ein einziger Tropfen Regen fiel. Infolge dessen gaben die Ernten in Minas einen ausserordentlichen Ausfall. Die Zufuhr von Lebensmitteln aus dieser Provinz nach Philadelphia hörte fast ganz auf und sie stiegen deshalb zu unerhörten Preisen. Unter diesen abnormen Verhältnissen langten die eines solchen Klimas ungewohnten europäischen Colonisten in Santa Clara an. Da der grösste Theil derselben keine Ackerbauer, sondern betrogene, in den untersten Klassen zusammengeraffte Menschen waren, so glaubte die Direction der Mucurygesellschaft den

Aufschwung der Colonien am Allerheiligenflusse zu gefährden, wenn sie denselben solche Elemente zuführen würde. Sie beschloss daher, diese Einwanderer am Mucury selbst und etwas westwärts von Santa Clara anzusiedeln. Zu diesem Entschlusse bestimmte sie ferner noch die äusserst schwierige Verproviantirung von Philadelphia mit 600 Menschen mehr, während die Lebensmittelzufuhr von der Seeseite in die Nähe von Santa Clara weit leichter möglich war.

Zur schnellen Unterbringung dieser Colonisten, von denen der grösste Theil so unerwartet eingetroffen war, hatten auf den ihnen bestimmten Ländereien keine Vorbereitungen stattgefunden, sie mussten also in Santa Clara, in dem $1/2$ Legoa davon entfernten Magazine Bella Vista und weiter westwärts in den Depots am Rio dos Macacos und Rio San Matheus untergebracht werden. Hier, mitten im dichten Urwalde, jämmerlich getäuscht in ihren phantastischen Erwartungen, wie auch in den bescheidensten Hoffnungen, angesichts einer ungewohnten, sehr harten Arbeit, mit der Ueberzeugung eine lange, schwere Zeit voll der bittersten Entbehrungen durchleben zu müssen, weigerten sich die meisten, die ihnen zugetheilten Landlose zu übernehmen. Sie blieben zusammen eingepfercht in engem Raume trostlos und verzagt. Das drückende, ungesunde Klima, die miasmatischen Ausdünstungen der übergetretenen Wasser des Mucury, eine ungewohnte, schmale Kost, der unvorsichtige Genuss des schädlichen Flusswassers und der gänzliche Mangel an Reinlichkeit verfehlten nicht, bald unter ihnen die zu dieser Jahreszeit ohnehin herrschenden Wechsel- und typhösen Fieber, ruhrartige Diarrhöen und Fussgeschwüre zu erzeugen.

Die moralische Depression und Indolenz der Emigranten, besonders in Bella Vista, war so gross, dass sie die allereinfachsten Reinlichkeitsmassregeln vernachlässigten. Ein ganz unbetheiligter Augenzeuge erzählte mir zwei Jahre später, die Unreinlichkeit der Bewohner von Bella Vista habe damals den unglaublichsten Grad erreicht; er hätte es nie für möglich gehalten, dass eine menschliche Gesellschaft in dieser Beziehung so tief, selbst unter die Thiere herabsinken könne.

Vom December 1858 bis März 1859 starben in Santa Clara und der Umgegend von den Einwanderern 37 Individuen, darunter 20 Kinder (im December waren über 350 Immigranten dort vereint). Krank aber war bei weitem der grösste Theil von ihnen.

Im Januar 1859 kam Herr Dr. Robert Avé-Lallemant nach Santa Clara, gerade als dort der grösste Krankenstand war.

Herr Dr. Lallemant ist einem Theile des deutschen Publikums durch seine Reisebeschreibung in Brasilien und durch einen früher unter dem Titel: „Am Mucury, eine Waldgeschichte zur Erläuterung, Warnung und Strafe für alle, die es angeht", erschienenen Auszug derselben bekannt. Er war eine Reihe von Jahren praktischer Arzt in Rio de Janeiro; nach seiner Rückkehr nach Europa bewarb er sich um die Stelle eines Schiffsarztes an der k. k. Fregatte Novara, um sie in dieser Eigenschaft auf ihrer Reise um die Welt zu begleiten und erhielt auch eine Verwendung als zweiter Arzt des Expeditionsschiffes. Infolge gewisser Mishelligkeiten wurde er nach Ankunft der k. k. Fregatte in Rio de Janeiro dort ausgeschifft und nun petirte er bei der kaiserlich brasilianischen Regierung um eine Geldunterstützung, um mehrere Colonien des Reiches zu besuchen und dem Ministerium darüber Rapport zu erstatten. Herr Dr. Lallemant erhielt nun zwar eine monatliche Besoldung von der kais. Regierung, aber weder eine bestimmmte Anstellung noch Vollmachten. Er hat sich auf seiner Reise öfters als Regierungscommissär ausgegeben, der damalige Minister, sowie der Generaldirector der öffentlichen Ländereien in Rio de Janeiro haben mir jedoch auf das bestimmteste versichert, dass ihm durchaus kein officieller Charakter weder offen, noch im geheimen ertheilt worden sei.

Schon seine Mittheilungen im ersten Theile seiner Reise über die Colonie Blumenau in der Provinz Santa Catharina gaben allen mit den Verhältnissen genauer Bekannten den Beweis, dass Herr Dr. Lallemant aus persönlichen Motiven sich zu ebenso ungerechten als leidenschaftlichen Urtheilen hinreissen lasse. Es wurden daher in allen competenten Kreisen seine Aeusserungen

über die Colonialverhältnisse nur mit dem grössten Mistrauen aufgenommen.

Herr Dr. Lallemant kam aus der Provinz Bahia an den Mucury. Dort hatte er einem Colonisationsunternehmen am Rio Jequitinhonha das Wort gesprochen. Seine Gegner behaupteten nun, er habe im Interesse jenes concurrirenden Unternehmens, das indessen nie ins Leben getreten ist, um jeden Preis der Mucurycompagnie schaden wollen. Ich halte diese Anschuldigung für ungerecht und unbegründet. Er fand am Mucury viel Elend und viele Krankheiten. Die Ursache davon habe ich oben erwähnt.

Hätte sich Herr Dr. Avé-Lallemant nur darauf beschränkt, rathend und helfend, allein oder in Verbindung mit dem Leiter der Colonie oder, im Falle dies nicht möglich gewesen wäre, durch Hülfe der kaiserlichen Regierung dieses Elend zu mildern, so hätte er eine hohe und lohnende Aufgabe erfüllt. Er ist aber weiter gegangen. Auf seiner ganzen Reise von Santa Clara nach Philadelphia hat er den Colonisten versprochen, sie von ihren Ansiedelungen wegnehmen und durch die kaiserliche Regierung nach der Provinz Rio grande do Sul transportiren zu lassen, wo ihrer das herrlichste Leben warte. Dadurch machte er eine grosse Zahl dieser Leute, die zwar noch mit harter Arbeit in ihren neuen Niederlassungen zu kämpfen hatten, aber doch verhältnissmässig zufrieden waren, mismuthig mit ihrer Lage und nährte Hoffnungen in ihnen, die er nie im Stande war zu erfüllen. Durch seine trügerischen Versprechungen lockerte er alle Bande der Ordnung, durch die bis dahin die Colonie zusammengehalten worden war.

Auf die erste Nachricht, die der Dr. Lallemant über den Zustand der Immigranten in Santa Clara dem Ministerium übermittelt hatte, schickte die Regierung sofort einen Kriegsdampfer nach São José, um die Kranken nach Rio de Janeiro zu bringen. Herr Dr. Lallemant begleitete sie. Statt aber, wie es die Menschlichkeit erfordert hätte, dieselben vom Kriegsdampfer in gedeckten Kähnen nach dem Spitale der Misericordia zu transportiren, liess sie Dr. Lallemant nach der Rua direita bringen, wo

sie in die brennende Sonnenhitze aufs Pflaster gelegt wurden. Einer starb während des Ausschiffens. Der inhumane Theatercoup gelang vollständig. In der belebtesten Strasse Rio de Janeiros versammelten sich sogleich Tausende um die Unglücklichen. Es wurde gelärmt, geschrien, geschimpft, verwünscht; gewisse Schlagwörter unterstützten die Agitation. Der Skandal, die Aufregung, die hervorgerufen werden sollten, standen in schönster Blüte. Freilich folgte die nächsten Tage eine nüchterne Anschauung der Dinge, besonders in massgebenden Kreisen. Sehr viel trug dazu bei die bekannt gewordene Erklärung des Directors des Sanitätsdienstes der Misericordia, Dr. Antonio Fernandes Perreira Portugal, in der wörtlich steht: „Wir bemerken, dass die Krankheit, an der der grösste Theil dieser Colonisten (es waren 80, die der Regierungsdampfer gebracht hatte) leidet, Geschwüre an den Füssen und Beinen sind, deren Ursache eine grosse Menge von Sandflöhen und Mangel an Reinlichkeit ist, vorzüglich bei den Kindern; die übrigen sind mit Wechselfiebern und Diarrhöen behaftet.“

Eine unmittelbare Folge des Besuchs des Herrn Dr. Avé-Lallemant am Mucury war sein oben angeführtes Pamphlet „Am Mucury“, das ein paar Monate später in Hamburg erschien. Auszüge aus demselben wurden wiederholt in der deutschen Tagespresse abgedruckt und meistens mit mehr oder weniger pikanten Randglossen begleitet. Die Broschüre war durchaus auf tragischen Effect berechnet; sie hat ihn bei einem Theile der Leser erreicht; nicht wenige aber wurden durch die auf jeder Seite so grell hervortretende Leidenschaftlichkeit und Gehässigkeit stutzig und fragten, ob denn nicht auch andere Motive als blosse Nächstenliebe dem Verfasser die Feder in die Hand gegeben haben.

Eine leidenschaftslose, schlichte Darstellung hätte den damaligen Zustand der Colonisten eingreifender und schärfer markirt. Jedenfalls wäre es Pflicht des Verfassers gewesen, eine klare Schilderung der physischen Verhältnisse der Colonien zu geben, den Einfluss, den Klima, Boden, Jahreszeiten u. s. f. auf die Einwanderer ausüben, die moralischen Einwirkungen, unter denen sie in ihre neue Heimat kamen, die Enttäuschungen, die

sie dort fanden, und so viele andere Verhältnisse zu schildern, die unbedingt genau dargestellt werden müssen, um den wahren Zusammenhang des traurigen Dramas zu kennen.

Setzen wir einmal voraus, ein brasilianischer Arzt besuche, absichtlich oder zufällig, das Erzgebirge während einer der unglücklichen Epochen des Hungertyphus und wandere von Hütte zu Hütte, um dort all das namenlose Elend zu sehen; oder er hätte im Sommer 1863 die untern Donau- und Theissgegenden bereist und die furchtbaren Wirkungen von Hunger und Krankheit beobachtet, oder er wäre mit dem Magistrate Mr. Tucker durch die jammervollen Wohnungen der Feldarbeiter der Grafschaft Berkshire gepilgert, so könnte er am Schlusse seiner Wanderung mit etwas Phantasie eine ähnliche Broschüre schreiben wie Herr Dr. Avé-Lallemant. Gewiss aber würde er, ehe er die betreffenden Behörden und Institutionen mit den bittersten Vorwürfen überschüttete, die eigentlichen Ursachen dieser traurigen Verhältnisse studiren und sie dann der Wahrheit gemäss schildern. Wer so heftig und schwer anklagt, darf kein Haar breit von der Wahrheit abweichen. Der Director der Colonie Santa Cruz in Rio grande do Sul versicherte mir unter anderm, dass eine Familie, die Dr. Avé-Lallemant als am Mucury verstorben aufführte, gegenwärtig ganz wohlbehalten auf einer Colonie jener Provinz lebe. Die Angabe des lübecker Arztes, wenn ich nicht irre in der leipziger „Illustrirten Zeitung", dass in Santa Clara von 360 Colonisten 232 gestorben seien, ist eine arge, gewissenlose Uebertreibung.

Dr. Lallemant's heftige Angriffe riefen eine ebenso erbitterte Entgegnung Ottoni's hervor, in der er den Anklagen seines Gastes am Mucury Schritt für Schritt folgte und sie entweder gänzlich widerlegte, oder ihnen die Spitze brach, offenbar falsche Angaben und Verdächtigungen energisch zurückwies. Die Verhandlungen in der Deputirtenkammer im Jahre 1861 und besonders eine dort gehaltene Rede des damaligen Agriculturministers, Herrn Manoel Felizardo de Souza e Mello, lieferten eigenthümliche Einzelheiten zu diesem unerquicklichen Thema.

Herr Dr. Avé-Lallemant verliess einige Monate nach seiner

Rückkehr vom Mucury Brasilien, der Same aber, den er dort ausgestreut hatte, gelangte allmählich zur Reife. Sehr viele Colonisten des Mucury glaubten seinen Versprechungen, die kaiserliche Regierung werde sie nach den Provinzen des Südens versetzen; sie verkauften ihre Ernten und die meisten Habseligkeiten zu Spottpreisen, liessen ihre Landlose im Stich und gingen mit Weib und Kind nach Rio de Janeiro. Dort suchten sie vergebens den Dr. Lallemant, um durch ihn nach dem Gelobten Lande des Südens gebracht zu werden; sie wandten sich an das Generallandamt, das sich nicht veranlasst sah, Versprechungen zu erfüllen, zu denen es Dr. Lallemant nicht berechtigt hatte. Die unglücklichen Opfer verzehrten in der Hauptstadt die geringe Baarschaft, die sie aus dem Erlöse ihrer Ernten mitgebracht hatten und waren bald dem bittersten Elende preisgegeben. Mehrere Familien baten flehentlich, wieder an den Mucury zurückgeführt zu werden; wenigen glückte es, in Rio de Janeiro eine Zukunft zu finden, die meisten trieben sich bettelnd, hungernd, verzweifelnd und verfluchend in den Strassen der Stadt herum. Das Gelbe Fieber decimirte sie. Es ist Thatsache, dass weit mehr Colonisten, auf Dr. Avé-Lallemant's Versprechungen bauend, in Rio de Janeiro zu Grunde gegangen sind, als während der Epidemie in Santa Clara starben. Der Rest dieser Unglücklichen wurde durch meine Vermittelung im Jahre 1860 vom Generallandamte endlich nach den südlichen Colonien befördert.

Dr. Lallemant besuchte auf seiner Reise von Santa Clara nach Philadelphia auch einige Schweizercolonisten, von denen ich schon oben gesprochen habe. Sie klagten, aber sie hofften. Dr. Lallemant sagt von ihnen in seiner Broschüre: „Wahrlich, diese Schweizer auf Boa Vista waren unerschütterliche Naturen, wie ihre Heimatsberge.“ Ja, sie waren unerschütterlich und vertrauensvoll, *weil* sie schon eine harte Leidensschule in der Provinz São Paulo als Parceriecolonisten durchgemacht hatten, weil sie an schwere Arbeiten gewöhnt waren und den redlichen Willen und Muth zum Arbeiten hatten und daher auch trügerischen Verlockungen kein Gehör gaben. Zwei von ihnen schrieben

nach Dr. Lallemant's Besuche am Mucury an ihre Heimatsbehörden im Canton Luzern[1]): „Gott, der uns nun bis dahin geschützt, sei es gedankt, jetzt ist die schwerste Zeit vorüber. Wir haben jeder ein Stück Land von circa 15 Jucharten urbar gemacht, mit Mais bepflanzt, nebstdem Reis, Mandioca, Bohnen, süsse Kartoffeln, Gemüse. Die Bananen- und Melonenbäume werden uns bald mit ihren herrlichen Früchten erfreuen; später müssen dann noch einige tausend Kaffeebäumchen gepflanzt werden. Zu essen haben wir jetzt bald genug, einige fette Schweine stehen auch im Stalle und an Hühnern fehlt es nicht. Ein Jahr weitere Arbeit und wir hoffen so weit zu sein, uns ein Pferdchen anschaffen zu können, um unsere Producte, die wir zu verkaufen haben, nicht auf dem Rücken den weiten Weg zur Stadt tragen zu müssen."

Nachdem sie in dem Briefe die Urwaldarbeit und die Erzeugnisse des Bodens beschrieben haben, fassen sie die Vor- und Nachtheile der Auswanderung in einer kurzen Schilderung zusammen, die, wenn auch nicht aus ihrer Feder, in schlichten und wahren Worten ein so treues und treffliches Bild dessen, was der Auswanderer zu erwarten hat, gibt, dass ich nicht umhin kann, sie hier zu wiederholen. Sie sollten von jedem Auswanderungslustigen oft gelesen werden, ehe er seiner Heimat Lebewohl sagt: „Arbeit, harte, schwere, *nie* ermüdende Arbeit, ein beständiger Kampf mit der Natur, Entbehrungeu, Mangel, Widerwärtigkeiten, auch Krankheit, schmerzhafte Hautausschläge, Geschwüre, das ist das Loos des Colonisten anfänglich. Insekten aller Art peinigen ihn, Ameisen auf ihren Wanderungen treiben ihn manchmal aus dem Bette oder vom Lager, ekelhafte Fledermäuse saugen im Schlaf die Kinder an, er muss in Hütten wohnen, die kaum den Namen menschlicher Wohnungen verdienen, mit Rinde oder Blättern gedeckt, sodass er im Sommer — October bis März — kaum einen trockenen Ort findet. Er hört Sonntags nicht das feierliche zur Andacht und zum Gottes-

[1]) Ihr Brief ist in der wöchentlichen Unterhaltungsbeilage zum „Luzerner Tageblatt" vom 7. Januar 1860 abgedruckt.

dienste ladende Geläute, das über Berg und Thal ertönend den Städter wie den Landmann zum Gotteshaus führt, um die Worte des Trostes und der Erhebung zu hören; er kann nachmittags nicht etwa durch reich gesegnete Fluren spazieren, um sich am Anblick der Ernte oder Herbstsegens zu erfreuen; nicht abends zum Schoppen, oder wenn er jung und fröhlich ist, mit seinem Mädchen zum Tanze gehen; er kann nicht nach Feierabend mit Nachbarn links oder rechts traulich plaudern. Allen Freuden, die auch der Arme bei uns haben kann, wenn ihn nicht Armuth für alles abgestumpft hat, muss er entsagen. Seine Kinder wachsen auf ohne Gespielen, ohne Unterricht, ohne die Freuden der Jugend kennen zu lernen. Sucht ihn das Geschick mit Krankheit heim, so hat er stundenweit zum Arzt, oft Tagereisen und dieser verlangt ein unerschwingliches Honorar. Im Essen muss er auch manches entbehren lernen, was ihm schwer fällt, z. B. Brot, Butter, Käse, Most, Wein, Milch, besonders dem Schweizer so unentbehrliche Dinge. Sein Auge, das an die schöne Natur seines Heimathlandes gewöhnt ist, erblickt nichts als die düstere Einförmigkeit des Urwaldes. So vergehen ihm die Jahre, besonders im Anfang, trost- und freudenleer. Hat der Colonist all das überwunden, entbehren und verzichten gelernt, so winkt ihm eine unabhängige Zukunft. Welcher Arbeiter kann sich dessen bei uns rühmen? . . . Fragt Ihr uns, ob man und wer denn auswandern soll, so antworten wir: Wandert aus Ihr alle, die Ihr gesund seid an Geist und Körper, arbeitsam und willig, und Euch tüchtig glaubt, das zu ertragen, was wir geschildert; wenn Ihr in der Heimat nichts zu verlieren habt und nur Mangel und Entbehrungen Euer Loos war. Oder Ihr, die Ihr mit Kindern gesegnet seid, denen Ihr nichts hinterlassen könnt als einen ehrlichen Namen und den Fluch, der auf der Armuth lastet, wandert aus. Hier ist nur der Träge arm. — Aber *Muth, viel Muth* bringt mit; der Anfang ist schwer und manche schwere Stunde wird Euch die Sehnsucht nach der Heimat kosten. Wer aber glaubt, wenn er zu Hause nicht arbeiten mochte oder konnte, sich hier auf leichte Art seine Existenz zu erwerben, der irrt sich gewaltig, oder wer zu Hause an Lebens-

genüsse, an Bequemlichkeiten gewöhnt war und phantastischen Träumereien und Hoffnungen folgend hierher kommt, der wird *sehr* unglücklich werden. Hier muss man allen Lebensgenüssen entsagen und sich mit dem grössten Materialismus zufrieden geben. Arbeiten hart und viel, Essen und Schlafen schlecht, das heisst hier leben, weiter verlange man nichts! —"

Infolge von Dr. Lallemant's Schilderungen der Ereignisse am Mucury sandte die kaiserliche Regierung einen Commissär in Person des Herrn Sebastião Machado Nunes ab, um an Ort und Stelle die Verhältnisse zu untersuchen. Hr. Machado Nunes, den ich ein paar Jahre später aus seinen wahren und klaren Berichten über die Parceriecolonien in São Paulo achten und schätzen gelernt habe, führte in ruhiger, ernster Darstellung die leidenschaftlichen Anschuldigungen Dr. Lallemant's auf ihr richtiges Mass zurück.

Herr Dr. Lallemant setzte auch nach seiner Rückkunft nach Europa seine Agitation gegen die Mucurycompagnie mit gleicher Leidenschaft fort, freilich unter einer ganz andern Form als in Brasilien. Er vergass sich sogar so weit, dass er in einer Eingabe an den Herrn Minister v. Schleinitz in Berlin, datirt Lübeck, den 23. Februar 1860, unter anderm auch den königlich sächsischen Consul in Rio de Janeiro, Herrn D. Moers, einen durch und durch ehrenwerthen Charakter, einen Mann, der durch seine streng rechtliche Handlungsweise sich diesseit und jenseit des Oceans die ungetheilteste Hochachtung erworben hat, auf die niedrigste Weise verdächtigte, als habe er, durch schmuzige Geldinteressen bewogen, mit das Unglück der zu Philadelphia niedergelassenen Sachsen verursacht.

Ich schliesse diesen traurigen Abschnitt und will nur noch in Bezug auf Dr. Robert Avé-Lallemant's ironische Interjectionen in seiner Broschüre und seiner Reise wiederholt meinen Lesern die ernsteste Versicherung geben: Herr Theophilo Benedicto Ottoni ist ein Ehrenmann und ebenso ist Herr Consul D. Moers ein Ehrenmann.

Es erübrigt mir noch mit wenigen Worten das fernere Schicksal der Mucurycompagnie zu erwähnen. Durch Decret

vom 8. Juni 1859 ermächtigte der Gesetzgebende Körper in Rio de Janeiro die Compagnie, eine fernere Anleihe von 1200 Contos de Reis zu contrahiren und übernahm die Zinsengarantie von 7 Procent für dieses Kapital, autorisirte aber auch zugleich die Regierung, die nöthigen Schritte einzuleiten, damit die Privilegien der Compagnie, die ihr theils der Gesetzgebende Körper, theils der Provinziallandtag von Minas ertheilt hatte, insbesondere die achtzigjährige Zollfreiheit der Import- und Exportartikel abolirt würden. Der infolge dieses Decrets zwischen der kaiserlichen Regierung und der Compagnie abgeschlossene Contract fand 1860 in dem damaligen Finanzminister (zugleich auch Ministerpräsident), Dr. Angelo Moniz da Silva Ferraz, einen so hartnäckigen Opponenten, dass die Compagnie sich gezwungen sah, mit der Regierung in Verhandlungen zu treten, damit diese das ganze Unternehmen käuflich an sich bringe, was auch durch volle Entschädigungen der Actionäre geschah. Im Jahre 1861 gingen die durch die obenerwähnten Vorfälle in grosser Desorganisation begriffenen Mucuryansiedelungen in Besitz der kaiserlichen Regierung über.

Die Actionäre verloren allerdings ihr Kapital nicht, aber der Leiter des ganzen Unternehmens hatte durch 12 Jahre sein Vermögen, seine geistigen und physischen Kräfte, seine Gesundheit und sehr oft auch sein Leben eingesetzt, um sich zuletzt ohne die geringste Entschädigung für seine ungeheuern Opfer zu sehen. Ottoni's Idee war schön und gross, aber um sie zu realisiren, waren weit bedeutendere pecuniäre Mittel nöthig, als der Compagnie zu Gebote standen. Ottoni hatte den grossen Fehler begangen, die Kräfte zu hoch, die Schwierigkeiten zu gering anzuschlagen. Er vermochte sein Ideal mit der Wirklichkeit nicht in Einklang zu bringen. In der Wahl seiner Organe war er nicht immer glücklich, sein Vertrauen wurde von ihnen oft schmählich misbraucht. Hätte er sich mit den deutschen Colonisten direct verständigen können, statt sich der unsichern Dolmetscher bedienen zu müssen, und hätte er mehr am Mucury leben können, als dies der Fall war, so hätte sich gewiss zwischen

ihnen und ihm ein Verhältniss gestaltet, das nicht so leicht hätte gestört werden können.

Die kaiserliche Regierung ernannte nach Uebernahme der Mucurycolonien als deren Director den ehemaligen königlich sächsischen Lieutenant Baron Alfred O'Byrn. Die Wahl war eine glückliche, aber der neue Director hatte mit aussergewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Bei seiner Ankunft am Mucury fand er, wie ich schon erwähnte, eine feindselige Haltung der Indianer gegen die christliche Bevölkerung; in der Umgegend von Santa Clara hatte sich eine bedeutende Zahl der rohesten und gefährlichsten Individuen versammelt, um dort Palisanderholz für den Export zu schlagen; stets zu allen möglichen Excessen bereit, respectirten sie weder die Besitzungen, noch die Familien der Colonisten und betrachteten sich selbst gewissermassen für den Arm der Gerechtigkeit unerreichbar. In Philadelphia erschwerten ihm offene Feindseligkeiten und geheime Intriguen der Natives seine Stellung; von seiten des damaligen Ministeriums fand er weder hinreichende moralische noch materielle Unterstützung, man war aus Motiven, die ich hier unerörtert lassen will, nicht geneigt, den Mucuryansiedelungen eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken; kurz, es vereinigte sich alles, um die Thätigkeit des Directors soviel wie möglich zu paralysiren und ihm seine Stellung zu verleiden. Die deutschen Colonisten, des langen Zustandes der Ungewissheit über ihr Schicksal müde, kamen ihm jedoch mit Vertrauen und Hoffnung entgegen, und nach den Nachrichten, die ich (bis 1864) von dort erhalten habe, scheint nun ein gegenseitiges gutes Einvernehmen zu bestehen und die Colonien sich langsam zu heben.

Die kaiserliche Regierung hat unrecht, wenn sie den Mucuryansiedelungen nicht ihre volle Aufmerksamkeit schenkt. Richtig behandelt, haben sie für sich selbst und für die Provinz Minas eine grosse Zukunft.

Kehren wir wieder zu den Kranken zurück. Der Dampfer Peruipe langte am folgenden Tage von Paredes wieder an. Die Nachrichten, die er mitbrachte, lauteten etwas tröstlicher. Der sterbende Knabe war bald nach unserer Abreise verschieden, die

kreisende Frau glücklich, aber schwer entbunden. Das von mir den Kranken zurückgelassene Chinin hatte bei den meisten eine günstige Wirkung gehabt, sie waren, wie mir einer von ihnen schrieb, nach Empfang der neuen Arzneien und frischen Lebensmittel voll der besten Hoffnungen; das Schiff hatte nur noch einen Kranken mitgebracht, einen ältern Bruder des verstorbenen Zumkeller.

Da der Dampfer, auf dem ich die Reise nach Rio de Janeiro zu machen beabsichtigte, erst in mehrern Tagen an der Barre von São José eintreffen sollte und die Kranken ausser Gefahr waren, so benutzte ich mit Ottoni diese Zwischenzeit zu einem Besuche des Städtchens Caravellas und der Colonie Leopoldina, der ältesten Schweizerniederlassung in Brasilien.

Statt den Landweg längs der Küste einzuschlagen, zogen wir es vor, die Excursion an Bord des kleinen Dampfers Peruipe zu machen. Der Kapitän desselben, Senhor João, war infolge des Sumpffiebers so krank, dass er nach seiner Rückkehr von Paredes sich nicht mehr auf den Füssen halten konnte; er wollte den ihm lieb gewordenen Dampfer nicht verlassen und uns, wenn auch an das Bett gefesselt, begleiten. Die Führung des Peruipe wurde daher dem Lootsen Senhor Baptista anvertraut, der sehr glücklich war, das Schiffchen in neue Regionen zu führen. Um 7 Uhr früh dampften wir zur Barre hinaus. Das Meer war ziemlich ruhig, die Schwankungen des kleinen, kiellosen Dampfers aber doch sehr bedeutend. Nach 2½stündiger Fahrt langten wir an der Barre des *Rio Peruipe* an. Sie ist gefährlicher und schwieriger zu passiren als die des Mucury; sie hat zwei Kanäle, einen seichtern westlichen, durch den wir fuhren, und einen tiefern östlichen, den die grössern Dampfer von Rio de Janeiro und Bahia benutzen, um den Rio Peruipe einige Meilen weiter bis nach São José hinaufzufahren, um die Erzeugnisse der Colonie (besonders Kaffee) zu verladen.

Unser kleiner Dampfer befand sich nun zum ersten mal in dem Flusse, dessen Namen er führte. Mir war der Unterschied der Farbe des Wassers des Rio Mucury und Rio Peruipe sehr auffallend. Jenes ist röthlichgelb, so eigentlich regentrübes

Flusswasser, dieses dagegen tiefbraun und da, wo es von den Rädern des Dampfschiffes aufgewühlt wird, genau wie schäumender Porter.

Die vorherrschende Ufervegetation sind Manguebäume, deren gerippähnliche, mehrere Fuss über den Boden emporragende Luftwurzeln die sonderbarsten Bogen- und Säulengänge bilden und der Landschaft einen höchst eigenthümlichen Charakter verleihen. Der weisse Mangue (Avicennia tormentosa) ist schlanker und höher und hat ein schmales Blatt, der rothe hingegen (Conocarpus racemosa) ist meistens etwas stärker und hat eiförmige Blätter. Rinde und Blätter beider Arten, besonders aber vom Mangue vermelha enthalten viel Gerbestoff und werden daher allgemein als Lohe zum Gerben des Leders verwendet. In frühern Zeiten waren sie Gegenstand eines bedeutenden Exportes nach Rio de Janeiro. Zwischen den Manguewurzeln krabbeln zahllose Meerspinnen (Aratús) herum und häufig sahen wir an den Wurzelbogen Canoes festgebunden, deren Ruderer sich mit dem Fang dieses so allgemeinen und wichtigen Nahrungsmittels beschäftigten.

Eine halbe Stunde nachdem wir die Barre passirt hatten, erreichten wir den am rechten Flussufer gelegenen Flecken *Villa Viçosa.* Die Bewohner hatten Ottoni, der hier allgemein geachtet und geehrt war, eine Ovation bereitet. Am Ufer empfingen uns die Municipalitäten in schwarzem Frack, und kaum hatten wir das Land betreten, wurden zahllose Raketen abgebrannt und ein Böller gelöst, und zwar, um uns das Vergnügen im vollsten Masse zutheil werden zu lassen, in der unmittelbarsten Nähe unsers Absteigequartiers, sodass der Mörtel von der Zimmerdecke herunterfiel und wir vor lauter Lärm uns kaum noch verständlich machen konnten. Man hatte uns schon seit zwei Tagen auf dem Landwege erwartet und die Herren waren uns mehrmals vergeblich entgegengeritten. Einer von ihnen zeichnete sich durch eine ausserordentliche Zungenfertigkeit aus; ich vermuthete gleich etwas Apartes hinter ihm, und richtig gab er sich als Präsident der Municipalitätskammer zu erkennen und erzählte

uns, dass er hier schon seit 25 Jahren als Professor de primeiras letras, zu deutsch Schulmeister, ansässig sei.

Wir nahmen ein einfaches Frühstück ein, fuhren nach anderthalbstündigem Aufenthalte unter Raketen- und Böllerknallen wieder ab und lenkten nach Norden in einen nicht breiten Kanal, den das Meer zwischen Villa Viçosa und Caravellas bildet. Nach Westen ist er vom Festlande, nach Osten von einer Inselgruppe begrenzt. Diese Inselgruppe begrenzt ihrerseits wiederum den sogenannten Kanal der Abrolhos, jenes sterilen Archipels, der für die brasilianische Küstenschiffahrt einer der gefährlichsten Punkte ist. Die Abrolhos liegen circa 40 Seemeilen vom Festlande entfernt. Die gegenüberliegenden Küstenbewohner besuchen die grösste der Inseln, Santa Barbara, zu gewissen Jahreszeiten, um dort den Fang der Garoupas, eines wohlschmeckenden Seefisches, zu betreiben, der, eingesalzen, einen nicht unbedeutenden Handelsartikel abgibt. Die kaiserliche Regierung hat endlich im Jahre 1861 auf den so gefährlichen Inseln einen eisernen Leuchtthurm errichten lassen.

Die Ufer des Kanals, durch den wir fuhren, sind mit herrlichen Kokospalmwäldchen bedeckt; sie gewähren mit den einfachen, fast elenden dazwischenliegenden Hütten einen reizenden Anblick. Würden ihnen reinliche weisse Villen in holländischem Stile als Staffage dienen, so könnte man sich kaum ein lieblicheres Landschaftsbild denken.

Die Kokospalme hat hier ihre südliche Verbreitungsgrenze an der brasilianischen Küste. Südlich von Villa Viçosa kommt sie nur noch vereinzelt und selten vor, aber nirgends mehr wie nordwärts als Nutzbestände. Die Kokoswäldchen, in denen einzelne Indajapalmen zerstreut liegen, wechseln mit Manguebäumen ab. Ich bemerkte grosse Strecken lang die letztern ganz entlaubt und vermuthete, ihre Blätter seien eingesammelt worden, um sie zum Gerben zu benutzen. Der Lootse aber sagte mir, dass in manchen Jahren ein gewisses Insekt (wenn ich hier das tausenderlei bedeutende Wort bichu richtig übersetze) diese Bäume kahl fresse; er konnte es mir aber nicht genauer beschreiben.

Ungefähr auf halbem Wege zwischen Villa Viçosa und Caravellas erwartete uns ein Canoe; der Führer stieg an Bord und bat Ottoni, den Dampfer ein paar Stunden halten zu lassen, damit er, mit seinem Boote nach Caravellas eilend, dort unsere Ankunft anmelden könne. Der Grund dieses sonderbaren Ansinnens war folgender: wie ich schon oben zu bemerken Gelegenheit hatte, wurde der Präsident der Provinz Bahia in Caravellas erwartet, um die Ansiedelungen am Mucury zu besuchen. Ottoni wollte ihn in Caravellas empfangen. Die einflussreiche liberale Opposition beabsichtigte nun, Ottoni, der bei ihr in hohem Ansehen stand, einen so brillanten Empfang zu bereiten, dass er den für den Präsidenten der Provinz Bahia vorbereiteten weit übertreffen sollte. Begreiflicherweise wollte Ottoni zu dieser regierungsfeindlichen Demonstration die Hand nicht bieten; wir behielten daher den Bootführer an Bord, hängten sein Canoe ins Schlepptau und dampften vorwärts nach Caravellas, wo wir $2^1/_2$ Stunden, nachdem wir Villa Viçosa verlassen hatten, anlangten. Am Ufer erwarteten uns wieder eine Menge Herren, die sich, als der Peruipe signalisirt wurde, schleunigst in schwarzen Frack geworfen hatten, und wieder knallten die Raketen ihre Rolle ab.

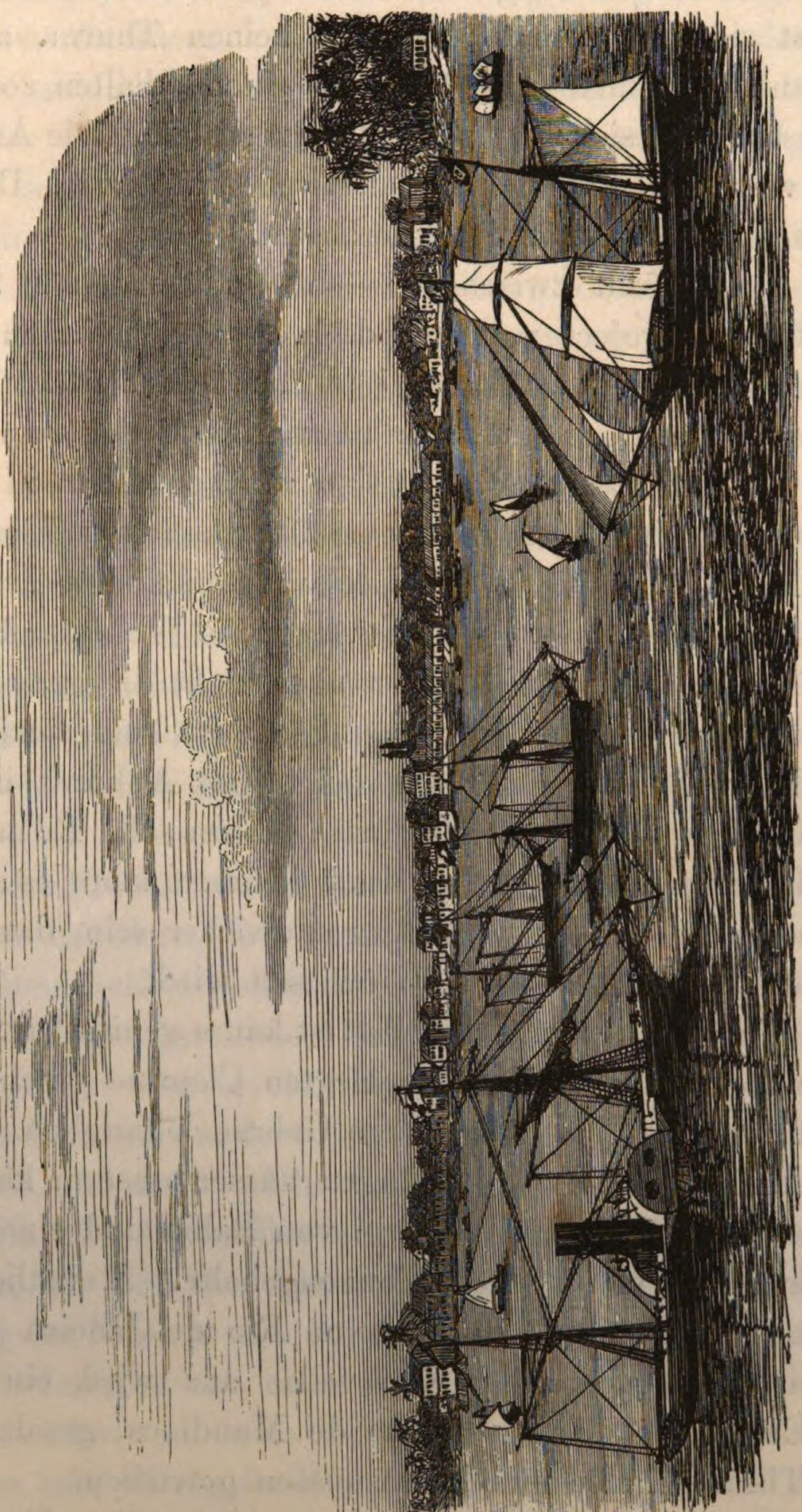
Wir stiegen in der für unsern Besuch bereit gehaltenen Wohnung des Stadtpfarrers ab und bald füllten sich die Zimmer zum Erdrücken mit Besuchern einer bestimmten politischen Färbung. Einen Hauptgegenstand des Gesprächs bildete eine ziemlich skandalöse Geschichte, die sich vor kurzem zugetragen hatte. Ein junger Arzt hatte sich nämlich einige Monate früher hier niedergelassen und, nachdem er etwas bekannter geworden war, während 10—12 Nächten die Besuche der Tochter eines Fazendeiro empfangen. Der Vater des Mädchens erhielt Wind davon, versammelte eines Nachts seine Verwandten und Diener, umzingelte die Wohnung des Arztes, nahm ihn sammt seinem Besuche gefangen und führte ihn in sein eigenes Haus, wo schon der Pfarrer wartete und das Paar ohne weitere Umstände traute. Am folgenden Tage gelang es dem jungen Arzte, sich nach Rio de Janeiro einzuschiffen, wo er klagend gegen seinen Schwiegervater auftrat und die Auflösung seiner forçirten Ehe verlangte.

Es war schon eine vorläufige Untersuchung in Caravellas eingeleitet worden, den Hauptschlag aber erwartete man mit dem nächsten Dampfer von Rio de Janeiro und diese Aussicht hielt unsern Hausherrn, der die Trauung vorgenommen hatte, in nicht geringer Aufregung. Ich lernte die beiden Brüder des Mädchens kennen; der eine ist Doctor der Medicin, der andere Doctor der Rechte. Beide sind, wie ihre Schwester, weiss, der Schwager wider Willen hingegen ist ein Mulatte.

Nach dem Mittagsessen besuchten wir die Schule. In einem grossen aber sehr mangelhaft erleuchteten Saale waren einige und achtzig Knaben, je sechs bis acht gruppenweise vertheilt. Jede dieser Gruppen wurde von einem vorgerücktern Schüler unterrichtet, der Lehrer beaufsichtigte das Ganze. Die Knaben hatten ziemliche Fortschritte gemacht, waren aber zum Theil sehr ungezogen. In einem zweiten Saale lernten unter der Leitung der Frau des Lehrers einige und vierzig Mädchen nach derselben Methode.

Caravellas ist eine der ältesten Ortschaften Brasiliens. Anfänglich war sie eine Indianeraldea. Im Jahre 1581 erbaute ein französischer Kapuziner unweit davon, auf dem Campo dos Coqueiros, eine dem heiligen Antonius geweihte Kapelle. Nach der Einnahme von Bahia durch die Holländer im Jahre 1636 zog sich eine grosse Anzahl der Bewohner jener Stadt nach Caravellas; es wurde eine neue Kirche aufgeführt und um dieselbe entstand die gegenwärtige Ortschaft; 1701 erhielt sie den Rang eines Fleckens (Villa) mit dem Namen Villa de S. Antonio de Caravellas, und wurde erst in neuerer Zeit zur Stadt erhoben. Sie hat vier von Nordost nach Südwest parallel laufende, ziemlich breite Strassen, die von mehrern Querstrassen durchschnitten werden. Zunächst am Ufer des Kanals streicht die schönste und lebhafteste Strasse, die Rua nova do commercio, ihr folgt die Rua grande, dann die Rua direita, den Namen der vierten kenne ich nicht. Diese Strassen, mit Ausnahme der Rua nova, sind dicht mit Gras bewachsen und je nach dem Gutdünken der Hausbesitzer mit Trottoirs versehen. Mitten durch die Grasstrassen, in denen Pferde und Maulthiere ein herrliches Futter

finden, geht ein ausgetretener Fusssteig. Einzelne Häuser sind gross und hübsch, ein bis zwei Stockwerke hoch, die meisten



Caravellas.

aber in einem ziemlich schlechten Bauzustande und sehr vernachlässigt. Am Ostende der Stadt steht auf einem hübschen

Grasplatze die erbärmliche Kapelle, die „Kirche der Schwarzen", wie mir der Pfarrer sagte. Am Westende liegt die ebenfalls dem heiligen Antonius geweihte Hauptkirche (Matriz). Von aussen ist sie sehr einfach. Sie hat keinen Thurm, aber nach der Bauanlage zu urtheilen, hätte sie einen erhalten sollen. Die Sakristei befindet sich in einem kleinen Anbau. Die Architektur ist ganz verschieden von jener der Kirchen in Minas. Das Innere ist prunklos, aber anständig unterhalten.

Die Stadt zählt zwischen 3—4000 Einwohner. Sie hätte, wenn Ottoni's Project realisirt, d. h. Caravellas dem directen europäischen Handel erschlossen und somit der Hafen für Nordminas geworden wäre, zu einer namhaften Bedeutung gelangen können. In der Handelsstrasse sind eine grosse Zahl hübscher Verkaufslocale, in denen man eine überraschende Menge europäischer Luxusgegenstände und Leckerbissen findet. Drei Aerzte und ein Apotheker sorgen für das physische Wohl der Bewohner. Für Aufnahme von Reisenden ist aber nicht die geringste Fürsorge getroffen, denn in der ganzen Stadt ist kein einziges Gasthaus und der Fremde sieht sich bei seiner Ankunft in grosser Verlegenheit, wohin er seine Schritte lenken soll. Er muss daher immer Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, kann es aber auch bei irgendeinem Unbekannten thun und sicher sein, dass er auch ohne Empfehlungsbrief nicht abgewiesen wird.

Das Trinkwasser in Caravellas ist kaum geniessbar. Es wird aus einer mit faulem Holze ausgelegten Cisterne geschöpft, und erst nach mehrtägigem Stehen zum Gebrauch tauglich.

Im Hafen vor der Stadt lagen ausser unserm kleinen Peruipe noch vier Küstenfahrer, drei von Bahia und einer von Rio de Janeiro, alle von kleinem Tonnengehalte. Monatlich einmal erscheint ein grösserer Dampfer von Rio de Janeiro und einer von Bahia im Hafen. Von Caravellas aus wird ein ziemlich starker Exporthandel mit Farinha de Mandioca, gesalzenen Garoupas, Thran, Kaffee und Kokosnüssen getrieben.

Wir blieben den folgenden Tag in Caravellas. Unser geistlicher Hausherr, der, wie mir schien, ein erklärtes Sybaritenleben führte, gab einer sehr zahlreichen Gesellschaft ein splendides

Mittagessen. Abends waren wir zum Thé-dansant (Chá) bei der obersten Gerichtsperson der Comarca, dem Juiz de direito Dr. Arquias, eingeladen. Es waren nur Regierungsbeamte und sehr conservative Personen zugegen. Die Unterhaltung dauerte auf einem höchst steifen und überaus langweiligen Fusse bis 3 Uhr früh. Der Festgeber machte mir einen sehr unangenehmen Eindruck und ich hätte mich gern, wenn es möglich gewesen wäre, seiner Einladung entzogen. Zwei Jahre später hatte ich Gelegenheit in meiner officiellen Stellung, diesen Dr. Arquias de Espiritu Santo als den Typus eines verworfenen brasilianischen Beamten kennen zu lernen, und fand nun nachträglich meine damalige Antipathie gegen ihn gerechtfertigt.

Den nächstfolgenden Abend wollte die liberale Opposition Ottoni zu Ehren ein grossartiges Ballfest veranstalten und dabei ebenso exclusiv wie die conservative Partei vorgehen. Ottoni lehnte indessen dankend ab, da wir unsere Zeit weit besser zu verwerthen gedachten, als noch einen Tag in dem sich viel unterhaltenden und viel politisirenden Caravellas sitzen zu bleiben und uns eine halbe Nacht durch auf einem Demonstrationsballe zu langweilen.

Um die Freundlichkeit der Bewohner von Caravellas einigermassen zu erwidern, lud Ottoni für den folgenden Morgen die Notabilitäten beider politischen Parteien zu einer Spazierfahrt auf dem Peruipe durch den Kanal, den sogenannten *Rio de Caravellas* bis zur Barre, ein. In der Früh wurde Champagner, englisches Bier und andere Erfrischungen sowie eine Musikbande eingeschifft, und um $9\frac{1}{2}$ Uhr dampften wir unter Raketenschüssen und Musik von Caravellas ab. Ich erkundigte mich bei einem der Gäste, der sich den Anschein eines Gelehrten gab, nach dem Ursprung des Namens des Städtchens. Er konnte mir aber nicht sagen, ob derselbe von einer Art Schiffe mit lateinischen Segeln (Caravela) oder von einem Mollusk (wahrscheinlich einer Qualle), das früher sehr häufig im Kanale gefunden wurde und das Caravella heisst, entlehnt wurde. Ich möchte vermuthen, von letzterm.

Der Kanal ist bis an die Barre so ziemlich gleich weit. An den Ufern, besonders an dem des Festlandes, stehen wundervolle

Palmwäldchen. Das Landschaftsbild ist lieblich und abwechselnd; zuerst zeigt es ein mit feinem Sande bedecktes Ufer, dann Grasplätze, weiterhin auf denselben einzelne Kokospalmen, die sich bald zu kleinen Wäldchen vereinen und noch weiter eine üppige, herrlich grüne, gemischte Vegetation. Gegen die Barre zu sind die Ufer ziemlich dicht bewohnt, meistens von Caboclos in höchst armseligen Hütten. Das Ufer des Festlandes bildet hier eine Landzunge, die die den Kanal nach Osten begrenzenden Inseln noch überragt. Vom offenen Meere aus führen drei Kanäle durch die Barre in den sogenannten Rio de Caravellas. Der tiefste soll selbst zur Zeit der Ebbe noch Schiffen mit 18 Fuss Tiefgang die Einfahrt gestatten.

Am Landufer in der Nähe der Barre befinden sich mehrere sogenannte Armações oder Etablissements, in denen Fischereigeräthe aufgehoben werden und die nöthigen Anstalten zum Thransieden vorhanden sind; auf dem Inselufer liegen zwei.

Seit 1851 wird hier nämlich ein ziemlich schwunghafter Walfischfang getrieben; im Jahre 1857 wurden zwischen 60—70 Finnfische erlegt und in den Armacões ausgesotten. Ihre Schädel liegen noch in Menge um die Siedehäuser herum

Der Fischfang dauert vom 24. Juni bis Ende September. Die grössten Fische, Madrijas, sollen 45—52 Fuss messen und 16000 Flaschen (1600 Canadas zu 10 Garafas oder Flaschen) Thran liefern. Das Aussieden, überhaupt die Behandlung der erlegten Fische, scheint noch auf eine sehr unvollkommene Art betrieben zu werden, dennoch soll das Unternehmen einen bedeutenden Gewinn abwerfen.

Bei der Barre kehrten wir in grossem Bogen um und dampften, nachdem wir noch eine Menge frischer Kokosnüsse an Bord genommen hatten, unter stetem Schwärmerknallen, Musik und zahllosen Toasten nach Caravellas zurück, das, von der Seeseite gesehen, einen ungemein freundlichen Anblick darbietet.

Um 12 Uhr mittags nahmen unsere Gäste unter zärtlichen Umarmungen Abschied von uns und schifften sich aus. Wir hielten kaum ½ Stunde vor Caravellas, wurden aber während

dieser kurzen Zeit noch mit Abschiedsgeschenken an Esswaaren auf das reichlichste bedacht. Neger an Neger eilte an Bord, jeder mit einem grossen Brete auf dem Kopfe, auf dem sich, von reichgestickten Servietten bedeckt, die freundlichen Gaben befanden. Und bald lagen auf dem Verdeck ein paar gebratene Spanferkel, mehrere gebratene Truthühner und andere Hühner, Schinken, frisches und eingemachtes Obst, Backwerk aller Art, Champagner, Bordeaux und Ale, alles auf das zierlichste hergerichtet. Wir hätten auf eine wochenlange Reise Vorrath genug gehabt.

Unter den Klängen der Musik am Lande und einem pelotonfeuerähnlichen Raketengeknalle setzten Ottoni und ich, nun wieder allein, unsere Reise fort; vor uns dampfte der Parana, der Compagnie der nördlichen Küstendampfer gehörig, und eben auf seiner monatlichen Reise zwischen Bahia und Caravellas begriffen. Als wir an Villa Viçosa vorüberfuhren, wurden wir wieder mit Schwärmern begrüsst, wir erwiderten den Gruss auf die nämliche Weise, nur noch effectvoller. Wir hatten uns in Caravellas mit einer erklecklichen Menge dieses in Brasilien so hochgeschätzten Spielzeuges versehen. Drei Stunden lang fuhren wir den vielfach gewundenen Rio Peruipe hinauf und legten bei *São José da Colonia Leopoldina*, dicht neben dem Parana, vor Anker. Das Verhältniss dieser beiden Dampfer war ungefähr das eines grossen englischen Westindiendampfers zum Great Eastern. Zwischen der Barre des Rio Peruipe und São José ergiessen sich in diesen Fluss von Süden her zuerst der Rio do Pao alto und weiter westwärts der Rio Moroba; von Norden her der Rio dos Fazendeiros und der Rio do Peixote.

São José ist das Depot für die Exportartikel der Colonie, besonders Kaffee, der hier verschifft wird. Ueber diesen Punkt hinaus sollen grössere Dampfer kein Fahrwasser mehr finden. Bei einbrechender Nacht verliessen wir São José in Begleitung des Herrn Luiz Maulaz, eines der angesehensten Fazendeiros der Colonie, der uns mit den nöthigen Pferden bis hierher entgegengekommen war, und ritten im schärfsten Trabe bei schwachem Mondlichte nach seiner drei Legoas entfernten Fazenda

Sapucayera. Wir langten dort um 9 Uhr an, nachdem wir noch einen kurzen Besuch in der Fazenda eines Brasilianers, João Pires, gemacht hatten.

Die Colonie *Leopoldina* wurde im Jahre 1818 von einigen Schweizern und Deutschen, unter denen auch der bekannte Naturforscher und Reisebegleiter des Prinzen Maximilian zu Neuwied, Freyreis und Baron von dem Busch waren, unter Leitung des hamburger Consuls, Peter Peyke, gegründet. Im Jahre 1819 wurden den Ansiedlern von der kaiserlichen Regierung 5 Sismarias (2½ Quadratlegoas) Urwald zugetheilt, und sie begannen nun mit regem Fleisse die harte Arbeit der Rodung. Die Ansiedelung wurde zu Ehren der ersten Kaiserin von Brasilien, der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich, Gemahlin des Kaisers Dom Pedro I., „Colonia Leopoldina" genannt. Die Colonie war aber nicht wie die brasilianischen Colonien der Neuzeit organisirt, mit einem Director, Regierungssubsidien an Lebensmitteln, Geld, officiellem Strassenbau u. dgl., sondern sie entwickelte sich frei und unabhängig; jeder Colonist war auf seine eigenen Kräfte und Hülfsmittel angewiesen. Während in den heutigen Colonien Sklavendienst streng ausgeschlossen ist, war für Leopoldina Sklavenarbeit der Haupthebel einer günstigen Entwickelung. Sobald ein Colonist über einiges Geld disponiren konnte, so verwendete er es zum Ankauf von Sklaven, die damals einen sehr niedrigen Preis hatten. Durch vermehrte Arbeitskräfte vermehrte sich auch die Production, da in den meisten Fällen den Ansiedlern Intelligenz nicht fehlte. Eine im allgemeinen humane Behandlung der Sklaven lohnte sich durch ihre rasche Vermehrung. So stieg der Wohlstand der Colonie von Jahr zu Jahr und viele der Ansiedler, die arm und dürftig anfingen, sind nach und nach reiche Fazendeiros geworden. Die Zunahme der weissen Bevölkerung war indessen eine überraschend geringe. Der Grund davon liegt wol in dem zum Theil sehr ungesunden Klima. Es wurde mir versichert, dass zwei Drittel der neuangekommenen Europäer den Wechselfiebern und ihren Folgekrankheiten, als Leber- und Milzhypertrophien, Hydrosen, ferner Typhen und Dysenterien erliegen. Die folgenden Zahlenangaben sprechen

jedenfalls nicht zu Gunsten des Klimas. In 40 Jahren, nämlich von 1818—1858, hatte sich die weisse Bevölkerung in Colonia Leopoldina nicht ganz um 200 Individuen gehoben, darunter eine Anzahl brasilianischer Familien, während 1858 dort 2000 meistens auf Leopoldina selbst geborene Neger sich befanden. Interessant wäre es, die Zahl der während der 40 Jahre eingewanderten Europäer zu kennen; ich konnte darüber keine sichere Auskunft erlangen.

Die Colonie bestand im Jahre 1858 aus 40 Fazendas, von denen mehrere von beträchtlichem Flächeninhalte, einer bedeutenden Sklavenzahl (2—300 Negern) und mit stattlichen Gebäuden. Die meisten Plantagen liegen im Hauptthale des Rio Peruipe und auf dessen nördlichem Ufer in einer Ausdehnung von 8—9 Legoas. Man rühmt das gesellschaftliche Leben von Leopoldina sehr, obgleich es durch die grosse Entfernung von den Plantagen nicht wenig beeinträchtigt ist und von Zeit zu Zeit durch Mishelligkeiten, Intriguen und ernstliche Fehden recht gründlich gestört wird.

Das Haupterzeugniss der Colonie ist ein vortrefflicher, weil sorgfältig behandelter Kaffee. Er ist im Handel unter dem Namen Caffe de Caravellas gekannt und sehr geschätzt. Die mittlere jährliche Ausfuhr beträgt circa 32000 Centner im Werthe von ungefähr 2 Millionen Franken. In neuerer Zeit sind von Leopoldina aus auch werthvolle Nutzhölzer zum Export gekommen. Es sollen in der Colonie gegenwärtig 12—14 Sägemühlen bestehen.

In den frühesten Morgenstunden des folgenden Tages machte ich eine Excursion in die Umgegend; besonders auffallend waren mir einige Steinbrüche, aus denen ein vortreffliches Baumaterial (kieselige Breccie mit Eisenstein) gewonnen wird. Ich hätte mich gern einige Tage in der interessanten Colonie aufgehalten, leider war uns aber die Zeit so kurz zugemessen, dass wir schon um 9½ Uhr wieder von Sapucayera abreisen mussten. Wir besuchten unterwegs noch eine Familie aus Hannover auf ihrer durch Reinlichkeit und Ordnung ansgezeichneten Fazenda. Der Weg, den ich abends nicht unterscheiden konnte, führt bei mehrern

hübschen Plantagen vorbei über eine Art Plateau, in dem der Rio Peruipe eingeschnitten ist. Die beiden Flussufer sind ziemlich über den Wasserspiegel, der die Flussthalsohle beinahe ganz ausfüllt, erhaben. Bei Sapucayera erweitert sie sich und hier ist das Thal breiter als der Fluss. Wie sich dieses Verhältniss im obern Verlaufe des Peruipe gestaltet, ist mir nicht bekannt. Je mehr man sich São José nähert, desto trauriger wird die Gegend. Vor einigen und dreissig Jahren sollen hier blühende Fazendas gestanden haben, gegenwärtig ist der Boden weit und breit mit Sapé (Saccharum sapé), der echten Pflanze der Bodenarmuth, bedeckt. Es ist eine hohe breitblätterige Grasart, die nur ganz jung und zart vom Rindvieh angenommen wird. In Leopoldina wird nach und nach das nämliche Verhältniss eintreten wie in so vielen andern Gegenden Brasiliens mit noch weit fruchtbarerm Boden. Das Erdreich wird ausgesogen und erschöpft, die Plantagen werden verlassen werden, die Fazendeiros sich weiter in den Wald zurückziehen, um sich dort neue Heimwesen zu gründen, dann aber auch vielleicht ein rationelleres Ackerbausystem befolgen als das gegenwärtige.

Ein scharfer Ritt brachte uns unter strömendem Regen um 12 Uhr nach São José. Eine Stunde später dampften wir wieder den Peruipe hinunter und langten um 4 Uhr in Villa Viçosa an. Da der Wind zu heftig war, um mit dem kiellosen Peruipe über das Meer zu fahren, und der Lootse auch Bedenken äusserte, der Holzvorrath möchte nicht bis zur Barre des Mucury ausreichen, so wurde beschlossen, hier zu bleiben und erst am folgenden Morgen die Rückfahrt nach São José do Porto Alegre anzutreten.

Wir machten noch einen Spaziergang durch den Flecken. Er zählt ungefähr 500 Einwohner und 150 Häuser. Viele davon waren geschlossen, da sie Roçeiros der Umgegend gehören, die sie nur alle Sonn- und Feiertage, wenn sie zur Messe reiten, benutzen, um ihre Kleider zu wechseln. Die Kirche war in dem schauerlichsten Bauzustande; an einer ihrer zerbrochenen Seitenwände lehnten zwei Glocken, eine jede zwischen zwei halbverfaulten 7—8 Fuss hohen Balken mit Stricken festgebunden. Sie

machte einen jämmerlichen Eindruck. Ebenso traurig sah es mit dem Stadthause aus. Die Decke des Sitzungssaales zeigte ein grosses Loch nebst vielen verfaulten Stellen, an denen es durchregnete. Ueber dem Sitzungstische war eine Caricatur des brasilianischen Wappens hingekleckst, der Tisch selbst mit einem vergilbten Teppich bedeckt, dessen Farben einst wol grün und gelb gewesen sein mochten; jetzt bestand er nur noch aus Tintenflecken und Löchern in allen Dimensionen.

Am südwestlichen Ausgange von Viçosa liegt eine ziemlich ausgedehnte, grösstentheils mit Gras bewachsene Ebene mit sandigem Untergrunde. Hier befindet sich der Stadtbrunnen, nämlich ein 7—8 Fuss breites trichterförmiges Loch, in dem sich Grund- und Regenwasser sammelt; wenn das Loch durch Zufall kein Wasser mehr liefert, so wird in der Nähe ein anderes gegraben. Frisch geschöpft, hat das Wasser einen abscheulichen Geschmack und wird erst nach 24stündigem Stehen geniessbar. Am Rande des Brunnens liegen mehrere an Stöcke gebundene Kokosnussschalen zum Schöpfen des Wassers. Gegen Sonnenuntergang kommen die Frauen und Sklavinnen Viçosas über das Feld hergewandelt, jede mit einem birnförmigen thönernen Gefässe auf dem Kopfe, um hier ihr Trinkwasser zu holen. In der Umgegend des Fleckens sollen natürliche Weiden sein, hinreichend, um 2000 Rinder zu ernähren.

Am folgenden Tage stürmte und regnete es so heftig, dass an eine Meerfahrt mit dem Miniaturdampfer nicht zu denken war. Welch ein Vergnügen, einen solchen Regentag in Villa Viçosa zuzubringen! Im Laufe des Nachmittags erfuhren wir, dass der Dampfer Ceres, von Rio de Janeiro kommend, an der Barre des Rio Mucury angekommen sei. Mit grosser Mühe konnte Ottoni ein Pferd auftreiben, um längs der Küste nach São José do Porto Alegre zu reiten, um dort die Correspondenz aus der Hauptstadt in Empfang zu nehmen. Vor seiner Abreise wurde mit dem Lootsen Senhor Baptista die Verabredung getroffen, dass ich, wenn das stürmische Wetter am nächsten Tage noch andauern sollte, mit dem Peruipe nach Caravellas fahren und dort an Bord der Ceres gehen würde, die

dann bei ihrer Rückreise nach der Barre des Mucury den Peruipe ins Schlepptau nehmen sollte.

Abends liess ich den Präsidenten der Municipalkammer kommen und ersuchte ihn, mir die ältesten Documente aus dem Archiv zu zeigen. Ich musste einige Abwechselung in dem monotonen Orte haben; ich kannte schon alle Hühner, Puter und türkische Enten in Viçosa und hatte schon längst die Bemerkung gemacht, dass letztere sich hier, wie an der ganzen Nordküste, durch besondere Grösse auszeichnen, auch wusste ich aus Erfahrung, dass sie vortrefflich schmecken; ebenso hatte ich auch schon alle Varietäten der vielen Perlhühner, die hier gehalten werden, studirt und jene mit schneeweissem Unterleibe und weissen Flecken besonders hübsch gefunden.

Nach einer halben Stunde erschien der Magistratspräsident mit wichtiger Amtsmiene und einer Urkunde unter dem Arme. Es war das „Livro de registro de erecção e creação da Villa Viçosa“, eine mir höchst erwünschte Lektüre. Mit magistratlicher Erlaubniss behielt ich es den Abend über in meiner Wohnung, um es mit Musse lesen zu können.

Der Ort wurde 1720 von einem gewissen João Domingos Monteiro gegründet; er liess eine Na. Sa. da Conceição geweihte Kapelle erbauen, die 1748 zur Pfarrkirche erhoben wurde. Wie ich aus dem Document ersah, hiess der Ort damals Aldea do Campinho; 1768 erhielt er den Rang eines Fleckens mit dem Namen Villa Viçosa. Bei dieser Gelegenheit wird in dem Document die königliche Verordnung hervorgehoben, dass die neuen Flecken und Städte Brasiliens keine barbarischen Benennungen (also keine indianischen Namen), sondern nur Namen „d'este Reino“ (von Portugal) erhalten dürfen. Aus der Urkunde geht hervor, dass ein eigener Commissar ernannt wurde, der die feierliche Rangerhöhung einer Ortschaft vollziehen musste. Für diese Ceremonie, die sogenannte Acclamação, erhielt er 4 Milreis (fortes), circa 22 Franken. Eins der Hauptattribute einer Stadt war der Pranger und seine Errichtung oder Erhebung (erecção) fand bei Gelegenheit der Rangerhöhung statt. In seinen Grundstein wurden Münzen, Urkunden, der Stadtplan u. dgl. gelegt.

Die Formel der Acclamação war folgende (ich gebe sie hier nach dem „Livro de registro fol. 9 für Viçosa): „Rial (soll heissen Real), Rial, Rial Esta nova Villa Viçosa pelo Nosso Augusto, fidelissimo Monarca Dom José o Primeiro, Rey de Portugal!“ Diesem Ausrufe des Commissars folgte der Applaus des Volks, Böllerschüsse, Feuerwerke und Feste; später die Wahlen der Mitglieder der Municipalkammer.

Die Urkunde zählte erst 90 Jahre, ist aber von den Würmern schon sehr arg mitgenommen. Wenn solche Documente in Brasilien nicht mit einer Arsenik- oder Sublimatlösung sorgfältig behandelt werden, so fallen sie in kurzer Zeit der Zerstörung anheim.

Die Nacht über dauerte Sturm und Regen an. Um 7 Uhr früh erschien Senhor Baptista, mir anzukündigen, dass alles zur Abreise bereit sei; eine halbe Stunde später begab ich mich, vom Municipalitätsvorstande und meinem sehr freundlichen Hauswirthe begleitet, an Bord. Wir äusserten gegen den Lootsen unsere Bedenken, die Meerfahrt bei dem ununterbrochenen Sturme zu unternehmen; doch dieser that so zuversichtlich, dass ich keine weitern Einwendungen machen wollte und, mich von meinen Begleitern verabschiedend, das Zeichen zur Abfahrt gab.

Eine halbe Stunde später hatten wir die schäumende Barre passirt und befanden uns auf dem sturmgepeitschten Meere. Ich trat dicht an Senhor Baptista heran, er war todtenblass und — betrunken; offenbar hatte er, von Cachaza excitirt, die Fahrt unternommen und fing nun an, das Gefährliche derselben einzusehen. Meine Lage war keine angenehme. Unten in der Kajüte lag Senhor João, der Kapitän, der zugleich auch Maschinist war, todkrank; die Maschine war einem wenig erfahrenen Neger anvertraut, der Lootse seiner Sinne kaum mächtig, und dabei das wildaufgeregte Element. Das kiellose Schiff rollte fürchterlich, Sturzwelle auf Sturzwelle brach sich auf dem Verdeck und warf das Boot mit unwiderstehlicher Gewalt von einer Seite auf die andere. Die schwache Dampfkraft vermochte nicht curshaltend gegen die Macht der Wellen anzukämpfen. Auf allen meinen weiten Seereisen habe ich noch nie so heftige Schiffs-

bewegungen erlebt wie hier. Nach zwei Stunden kam der Heizer auf Deck und erklärte, dass, wenn das Wetter noch länger andaure, wir nicht Holz genug an Bord hätten, um den Mucury zu erreichen! Triefend sah ich mich endlich genöthigt, das Verdeck zu verlassen und Zuflucht im Kajütenraume zu suchen. Drei Stunden lang dauerte noch der wilde Tanz, plötzlich ertönte oben ein wildes Schreien, Toben und Sausen. Ich springe auf Deck. Das Schiffchen wirbelt im hochaufspritzenden Gischt der im tiefsten Grunde aufgewühlten Barre des Mucury; noch ein paar bange Minuten und es gleitet sanft über die ruhige Fläche des Stromes. Das letzte Stück Holz brannte unter dem Kessel. Es war eine kurze Seereise von nur fünf Stunden gewesen, aber eine der unangenehmsten, die ich je gemacht habe, und ich war wirklich froh, wieder am Lande, unabhängig von Senhor Baptista zu sein. Auf meine Frage, was er denn gemacht hätte, wenn uns das Holz früher ausgegangen wäre, meinte er, er hätte gesucht, irgendwie das Ufer zu gewinnen und dort durch die Neger vom Bord so viel Holz schlagen zu lassen, als nöthig, um in den Mucury einzulaufen.

Die Ceres lag vor der Barre draussen vor Anker und setzte einige Stunden später ihre Reise nach Caravellas fort. Sie hatte viele Passagiere für den Mucury mitgebracht, die nun alle im grossen Compagniehause einlogirt waren. Ottoni und ich zogen uns daher in ein ebenfalls der Compagnie gehöriges Haus in der Villa zurück. Die Kranken fand ich in einem sehr befriedigenden Zustande, alle, bis auf einen Knaben, hatten das Fieber verloren und fühlten sich so rüstig, dass sie verlangten, so bald als möglich wieder nach Paredes und von dort weiter gegen Philadelphia hin versetzt zu werden. Ihr Wunsch wurde erfüllt und zwei Tage später reisten sie an den Ort ihrer Bestimmung ab. Sie nahmen den kranken Knaben mit, da er bei seinen Aeltern jedenfalls besser aufgehoben war, als nach unserer Abreise allein in São José. Zwei Jahre später begegnete ich ihm ganz unerwartet in der Provinz São Paulo; er hatte sich zu einem rüstigen Jünglinge entwickelt.

Den folgenden Tag bannten uns Sturm und Regen an das

unfreundliche Haus. Den nächsten Morgen um 10 Uhr wurde die von Caravellas zurückkehrende Ceres signalisirt. Es war für mich und die übrigen Passagiere nach Rio de Janeiro das Zeichen, uns zur Abreise bereit zu halten. Nach einem herzlichen Abschiede von Ottoni bestieg ich noch einmal den Peruipe, der uns den Strom hinunter und über die Barre hinaus zur Ceres führte. Wir hatten kaum den Mucury verlassen, als auch sämmtliche Mitreisende im höchsten Grade an der Seekrankheit litten, keiner von ihnen konnte die kurzen violenten Bewegungen des winzigen Flussdampfers auf dem noch immer stürmisch bewegten Meere vertragen. Um 12 Uhr war die Ueberschiffung bewerkstelligt und wir dampften südwärts. Senhor João machte auf sein Verlangen die Reise mit uns. Er wollte in der Hauptstadt bei seiner Familie Pflege und ärztliche Hülfe suchen. Sein Zustand war aber derart, dass ich wol voraussah, er werde Rio de Janeiro nicht erreichen. Da er durchaus soviel wie möglich in meiner Nähe bleiben wollte, so wurde er im gemeinschaftlichen Saale vor meiner Kajütenthür auf eine Matratze gelegt. Der Passagiere waren so wenige und alle so seekrank, dass diese Placirung des armen Leidenden niemand beeinträchtigte.

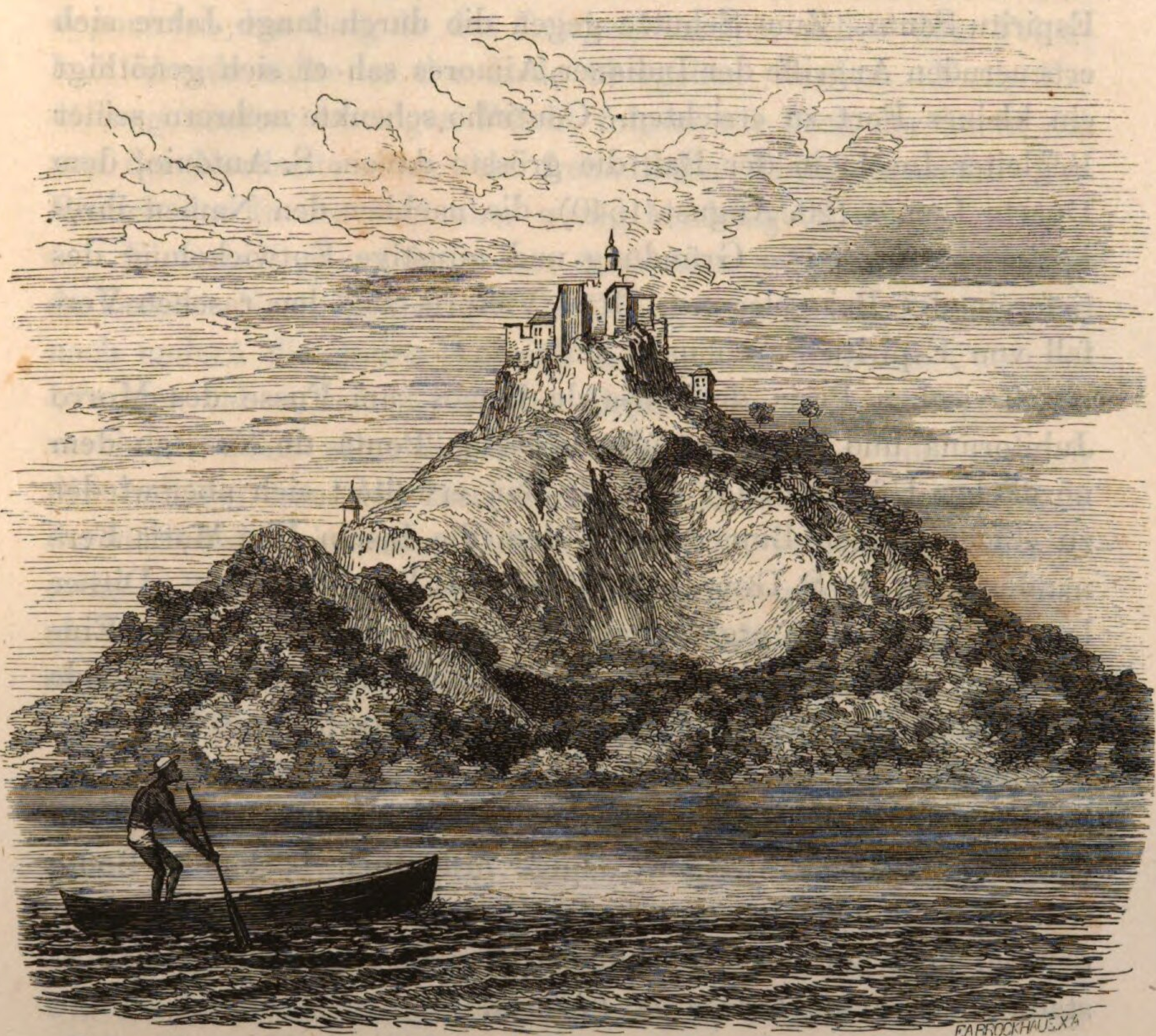
Der hübsche Dampfer *Ceres* von 120 Pferdekraft gehörte einer Compagnie, die zwischen Rio de Janeiro und São João da Barra an der Mündung des Rio Parahyba do Sul eine regelmässige Dampfschiffahrt unterhält und war für die gegenwärtige Reise von der Mucurygesellschaft gemiethet. Der dieser Gesellschaft eigenthümlich angehörende Dampfer Mucury befand sich in Rio de Janeiro in Reparatur, um neue Kessel zu erhalten. Ein Jahr später scheiterte er in einer schönen mondhellen Nacht an einigen etwas südlich von Victoria, der Hauptstadt der Provinz Espiritu Santo, gelegenen Felsen. Im Jahre 1862 soll auch die schlanke Ceres auf einer ihrer gewohnten Reisen elendiglich zu Grunde gegangen sein.

Der Kapitän der Ceres war ein unterrichteter, angenehmer Mann und sehr rücksichtsvoll gegen seine Passagiere, der Steward aber ein schmuziger, dicker, roher Mulatte. Der arme Senhor João wurde von Stunde zu Stunde schlechter; ein tödliches

Lungenödem hatte sich mit erschreckender Schnelligkeit entwickelt; er litt an furchtbaren Schmerzen und fand keine Luft; die ganze Nacht hindurch stiess er vor meiner Kajütenthür ein Mark und Bein durchdringendes Geschrei aus, oft in Tönen, nur dem Heulen eines wilden Thieres vergleichbar. Ich lag im Halbschlummer in wirren Träumen, die sich den schauerlichen Schmerzenslauten des Sterbenden accommodirten. Gegen 4 Uhr morgens wurde er ruhiger. Der Ingenieur weckte mich auf und bat mich, den unglücklichen Kapitän zu untersuchen, er sei jetzt ganz still; todt könne er nicht sein, denn ein Todter liege nicht so da wie er. Ich sprang auf. Senhor João lag gekrümmt wie ein Wurm auf seiner Matratze; er hatte ausgehaucht. Wir streckten ihn und deckten ein Leinentuch über ihn. Nach 19stündiger Fahrt liefen wir in die liebliche Bai von Victoria ein. Sie hat grosse Aehnlichkeit mit der Bai von Rio de Janeiro. Wie diese, hat sie ihren Corcovado, ihren Zuckerhut, ihre Inseln, ihre Forts, aber alles in kleinerm Massstabe.

Am südlichen Ufer des Einganges der Bai liegt der Morro de Santa Luzia mit den kleinen Inseln Calhao, Ilha Baleeiro und Ilha Tati, etwas weiter westwärts von ihm, durch die Thalbuchtung des Flüsschens Piratininga getrennt, erhebt sich steil der *Morro da Penha.* Seine Spitze ist mit dem Franciskanerkloster N^a. S^a. da Penha gekrönt, das ein entzückendes, mit jedem Ruderschlage wechselndes Bild gewährt. Am Meeresufer, am Fusse des Berges, steht das Miniaturfort Piratininga, dem S. Francisco Xavier geweiht (1704 erbaut). Ihm beinahe gegenüber nach Norden liegen die ziemlich grossen Inseln, Ilha dos Frades und etwas südlicher die Ilha do Boi und die kleinen Inselchen Calhetas, Andorinhas, Ilha pequena und Ilha dos Surucus, und westlich von denselben die kleinen Inselchen Ilhas das Restingas und die Ilha do Papagaio. Zwischen dem Morro da Penha und dem etwas weiter westlich gelegenen Morro de Jubitoruna eröffnet sich nach Süden eine kleine Bucht mit zwei Inselchen, von denen das grössere Ilha do Faria heisst; am Rande und dicht am Fusse des Morro da Penha erscheint die freundliche *Villa do Espiritu Santo*, gewöhnlich *Villa Velha* genannt.

Einst war dieses jetzt so armselige Dörfchen von ein paar hundert niedrigen mit Stroh gedeckten Häusern die Hauptstadt der Provinz Espiritu Santo.



Kloster Nossa Senhora da Penha.

Ein tapferer portugiesischer Edelmann, der mit grosser Auszeichnung in Indien gedient hatte, Vasco Fernandes Coutinho, erhielt die Ländereien, welche zum Theil die jetzige Provinz Espiritu Santo ausmachen, von der portugiesischen Krone zum Geschenk. In Begleitung von 70 Personen reiste er von Portugal ab, um von denselben Besitz zu nehmen, und langte 1535 am Pfingstsonntage (23. Mai) in der Bai an. Er hielt sie für die Mündung eines grossen Flusses und nannte sie in Bezug auf seinen

Ankunftstag Bahia do Espiritu Santo. Unter heftigem Widerstande der Eingeborenen schiffte er sich am südlichen Ufer aus. Das Feuer seiner zwei Schiffe trieb sie in die Wälder zurück und Vasco Fernandes gründete an diesem Punkte die Ortschaft Espiritu Santo. Zum Schutze gegen die durch lange Jahre sich erneuernden Angriffe der Indianer Aimores sah er sich genöthigt ein kleines Fort zu errichten. Coutinho schenkte mehrern seiner Begleiter Inseln in der Bai, die grösste davon, S. Antonio, dem Duarte Lemos (20. August 1540), die nachher den Namen ihres Besitzers trug. Die Gründung und günstige Entwickelung des tiefer in der Bai gelegenen Ortes Victoria zog den raschen Verfall von Espiritu Santo nach sich.

Zwischen Praia de Maria de Lemos, am Fusse des Morro Jubitoruna und der gegenüberliegenden Ponta do Sua, an dem nördlichen Ufer, verengt sich die Bai, erweitert sich aber wieder zu einem grossen Binnensee, in dem die Inseln Ilha Maria Fernandes, Ilha de S. Gonzalo und Ilha das Pombas liegen. Dieser letztern gegenüber ergiesst sich in eine schmale südliche Einbuchtung das Flüsschen Rio Miabiri. Eine zweite bedeutende Verengung der Bai wird durch die Miniaturfestung São José beherrscht. Ob aber Mittel zum Beherrschen da sind, möchte ich bezweifeln. Sicherlich braucht man keine Panzerfregatten, um den Eingang zu erzwingen, einige ordentlich bemannte Boote würden vollkommen genügen. In der nun folgenden Erweiterung der Bai liegt auf ihrem nördlichen Ufer die gegenwärtige Hauptstadt der Provinz *Cidade de Victoria.*

Um 8 Uhr warfen wir daselbst Anker. Bald erschien die Schiffsvisite, die wegen des Todesfalles länger als gewöhnlich am Bord verweilte und ein vielseitiges Protokoll aufnahm. In der Zwischenzeit hatte man einen Sarg aus der Stadt geholt und den armen Senhor João hineingelegt. Obgleich der Tod erst einige Stunden früher erfolgt war, so hatte doch die Verwesung schon so bedeutende Fortschritte gemacht, dass die Kajüte mit einem penetranten Leichengeruch erfüllt war. Der Sarg wurde nun in ein Boot gelegt, statt der Bahrtücher die brasilianische Flagge darübergebreitet und wir Passagiere bestiegen

mit den Schiffsoffizieren ein zweites Boot, um den verblichenen Gefährten zur letzten Ruhestätte zu begleiten. Der Friedhof liegt am westlichen Ende der Stadt an der Lehne eines Hügels, auf dem das Spital (Casa da Misericordia) steht. Vier Matrosen deponirten den Sarg in das Leichenhäuschen neben dem Friedhof; abends sollte er der Erde übergeben werden. Nach Erfüllung unserer traurigen Pflicht fuhren wir nach der Stadt, die von der Nordseite einen sehr freundlichen Eindruck macht. Ein Besuch des Innern fällt aber wenig befriedigend aus.

Victoria liegt auf der schon erwähnten grössten Insel Duarte de Lemos. Nach einigen soll der Mangel an gutem Trinkwasser, nach andern die steten Angriffe der wilden Aimores Coutinho bewogen haben, seinen Sitz von Espiritu Santo zu verlegen. Er vereinigte seine sämmtlichen Streitkräfte, schlug und vertrieb die Indianer von der Insel Duarte de Lemos und gründete an deren Südufer eine neue Ortschaft, die er, seinen Sieg zu verewigen, Victoria nannte. Sie nahm einen ziemlich raschen, aber nie einen auch nur einigermassen beträchtlichen Aufschwung, obgleich sich in ihrer sichern und schönen Bai Kauffahrteifahrer aus allen Weltgegenden trafen. Es hat ihr von jeher ein leicht zugängliches Hinterland mit einer civilisirten ackerbautreibenden Bevölkerung gefehlt. Im Jahre 1823 wurde der Flecken zur Stadt (Cidade de Victoria) erhoben, ohne dass diese Rangerhöhung auch eine Verkehrerhöhung nach sich gezogen hatte.

Die Stadt ist an einer sanften Hügellehne gebaut und hat, wie das in Brasilien meistens vorkommt, schmale und schlecht gepflasterte Strassen. Sie zählt ziemlich viele solid und gut construirte stockhohe Häuser, aber in überwiegender Zahl ärmliche und schlecht erhaltene Wohnungen. Der ganze Eindruck, den die Stadt macht, ist weit mehr der des Verfalls, oder wenigstens eines apathischen Stillstandes als der eines sichtlichen Aufschwunges und Fortschrittes. Die Hauptkirche ist gross, ziemlich gut erhalten und jedenfalls eine der bessern brasilianischer Städte zweiten Ranges. Filialen der Kirche sind die vier Kapellen S. Luzia, N^{a}. S^{a}. da Conceição, N^{a}. S^{a}. de Roçario und N^{a}. S^{a}. da boa morte oder de S. Gonzalo. Victoria besitzt

ausserdem noch zwei Klöster, ein schon zu Coutinho's Zeiten gegründetes Franciscanerkloster und einen aus viel späterer Zeit datirenden Carmeliterconvent (Carmelitas calzados). Beide sind ganz ohne architektonischen Werth. In grossartigem Stile ausgeführt und die Hauptzierde von Victoria ist dagegen das ehemalige Jesuitencollegium; es wurde im Jahre 1551 durch den Padre Affonzo Braz gegründet und von Padre José de Anchieta, dem ausgezeichnetsten Mitgliede des brasilianischen Ordenszweiges, vollendet. Nach Vertreibung der Jesuiten fiel das Collegium der Regierung anheim und wird nun als Residenz des jeweiligen Präsidenten der Provinz benutzt. Es ist einer der schönsten Regierungspaläste in ganz Brasilien.

Ich machte dem Präsidenten, Herrn Olimpio Carneiro Viriato Catão, einen Besuch. Ich traf ihn auf dem Krankenlager hoffnungslos daniederliegend. Er starb wenige Wochen später (29. April 1858). Bei einer Bereisung des Rio Doce hatte er sich in den ungesunden Sumpfgegenden ein Leberleiden zugezogen, das sich rasch zur tödlichen Krankheit entwickelte.

Nach meinen Erkundigungen zählte der District Victoria im Jahre 1858 1075 Feuerstellen und circa 5000 Seelen. Ich habe nicht ermitteln können, wieviel davon auf die Stadt kommen. Der Handelsverkehr Victorias ist äusserst unbedeutend, und es ist auch wenig Hoffnung vorhanden, dass die Stadt in den nächsten Decennien einen nennenswerthen Aufschwung nehmen werde.

Um 4 Uhr nachmittags schifften wir uns wieder ein. Solange es der rasche Dampfer gestattete, blieb ich im herrlichen Anblick von N[a]. S[a]. da Penha versunken. Es ist eins der schönsten Bilder an der Küste Brasiliens. Der Ursprung dieses Felsenklosters datirt aus dem 16. Jahrhundert. Im Jahre 1558 kam ein spanischer Mönch Fr. Pedro Palacios aus Medina del Rio Secco bei Salamanca nach Espiritu Santo, in der Absicht, die wilden Indianer zu bekehren. Er baute am Nordabhange des sterilen Kegels N[a]. Senhora eine Eremitage und stellte darin eine $2\frac{1}{2}$ Fuss hohe Statue der Jungfrau Maria auf. Wie die Legende erzählt, fand er eines Morgens die Statue nicht mehr an ihrem Platze, wohl aber nach langem Suchen auf der Spitze des

Berges zwischen zwei Palmen; er brachte sie zurück, aber nach wenigen Tagen war sie, von unsichtbarer Macht entführt, wiederum zwischen den Palmen. Nachdem sich dieses wunderbare Ereigniss mehrmals wiederholt hatte, glaubte Fr. Pedro darin eine höhere Aufforderung zu finden, dort oben der Jungfrau eine Kapelle zu bauen, was er auch mit Ueberwindung ausserordentlicher Schwierigkeiten ausführte. Fr. Pedro's Nachfolger, Fr. Nicolas Affonso, erbaute seinerseits am Fusse der höchsten Felsenkuppe, auf der Palacio's Kapelle stand, eine dem heiligen Franciscus Seraphicus geweihte Kapelle. Infolge dessen und besonders um schon beginnende Cultusrivalitäten zu unterdrücken und für die Zukunft unmöglich zu machen, beschlossen die Franciscaner, die schon in Victoria ein Kloster besassen, die Ueberwachung der Mariakapelle zu übernehmen und oben am Berge ein Kloster zu bauen. Sie genossen dabei des besondern Schutzes von D[a] Luiza Grimalda, der Witwe eines Nachkommen des ersten Donatars, die nach dem Tode ihres Mannes die Capitania regierte. Auf ihre Veranlassung erhielt das Kloster von der Municipalkammer von Espiritu Santo den ganzen Berg von N[a]. Senhora zum Geschenk (1599). Im folgenden Jahrhunderte wurde die Kapelle der Spitze vergrössert, neue Gebäude aufgeführt und im Jahre 1774 der Kirche ihre jetzige nichts weniger als schöne und zweckmässige Gestalt gegeben.

Elementarereignisse beschädigten wiederholt die wenig solid aufgeführten Gebäulichkeiten. Eine eigenthümliche Entweihung erlitt F. Pedro Palacio's Heiligenstatue. Während des niederländisch-portugiesischen Kriegs in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erschien ein holländisches Schiff in der Bai von Espiritu Santo, um womöglich von hier aus Besitz von der Capitania zu nehmen. In Victoria wurde ein Angriff erfolgreich zurückgeschlagen; Espiritu Santo aber, die Vilha Velha, war vertheidigungslos der Plünderung anheimgegeben. Die beutelustigen Holländer erstiegen den Klosterberg und nahmen unter anderm auch das Christuskind aus den Armen der Statue der Jungfrau Maria und führten es mit sich fort. Zum Hohne schrieben sie über die Kirchenthür:

Pax intrantibus, salus exeuntibus
Propter haec et alia contingunt nobis talia.

Die Dotation des Klosters war von Beginn an so ziemlich gesichert. Der Gouverneur von Rio de Janeiro, Salvador Corréa de Sá e Benavides, schenkte demselben z. B. jährlich 100 Milreis Silber für Baulichkeiten und 25 Stück Rindvieh (1652). Die Zahl des letztern wurde durch seinen Sohn um 2 Stück vermehrt. Gegenwärtig besitzt das Kloster 40 Sklaven, darunter geschickte Zimmerleute und Steinmetze. Seine Hauptrevenue besteht in dem Tagelohn der ausgemietheten Sklaven und den vielen milden Gaben der zahlreichen Wallfahrer. Es halten sich gegenwärtig nur ein paar Mönche in Nª. Sª. da Penha auf; sie stehen unter dem Prior des Franciscanerklosters S. Antonio in Rio de Janeiro. Die Mönche von Penha zeichneten sich in neuerer Zeit mit sehr wenigen Ausnahmen durch einen höchst liederlichen Lebenswandel aus. Ihre Immoralität ist fast sprichwörtlich geworden. Das Klostervermögen soll von ihnen zum grössten Theile durchgebracht sein.[1])

Nach dem, was ich selbst gesehen habe, zu schliessen, hat das öffentliche Urtheil den Mönchen von Penha nicht unrecht gethan. Unter den Passagieren nämlich, die sich in Victoria an Bord der Ceres einschifften, befand sich auch ein Mönch jenes Klosters. Kaum waren wir zur Bai hinaus, so warf er seine Kutte ab und erschien nun in einem höchst auffallenden Costüm von roth- und weisscarrirtem Kattun und glanzledernen Schuhen. Seine Tracht, seine Bewegungen waren die eines vollendeten Bajazzo. Unverzüglich zog er ein Packet abgegriffener, schmuzsteifer Spielkarten aus der Tasche und forderte zu einer Partie auf. Zufälliger- oder absichtlicherweise fand sich keiner, der das Anerbieten annahm. Nun fing er an Gassenhauer zu

[1]) Eine überaus schwülstige und unkritische Abhandlung über dieses Kloster befindet sich in der „Revista trimensal“ des Instituto historico-geographico Brasileiro Nr. 18 vom Jahre 1843, von José Joaquim Machado de Oliveira. Das historisch-geographische Institut verdankt übrigens dem Brigadier Machado eine bedeutende Anzahl werthvoller älterer historischer Manuscripte.

singen, und führte so unflätige Reden, dass sich jeder der Passagiere mit Ekel von ihm abwandte. Es ist mir in meinem Leben nur einmal ein Priester vorgekommen, dessen Betragen noch unwürdiger war als das dieses Franciscanermönchs.

Ein geistreicher brasilianischer Staatsmann sagte einst: „Unsere Geistlichen haben eine einzige gute Eigenschaft: sie sind keine Heuchler und affectiren nicht Tugenden, die sie nicht besitzen.“

Siebenundzwanzig Stunden nach unserer Abfahrt von Victoria warfen wir vor dem Fort Villegaignon im Hafen von Rio de Janeiro Anker. Es war 7 Uhr abends, also die Zeit der Visiten des Hafenkapitäns und des Zollamts schon vorüber. Wir mussten die Nacht noch an Bord zubringen.

Eine klare, linde Tropennacht an Bord eines Schiffes in der wundervollen Bai von Rio de Janeiro, dem Flammenmeere von Botafogo bis zum Castellberge gegenüber, ist ein unvergesslicher Hochgenuss.



Eingang in die Bai von Rio de Janeiro.

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Xylographie und Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Zusätze und Berichtigungen.

Bei den separat gedruckten Holzschnitten zum I. Bde. S. 59 und 62 sind die Unterschriften verwechselt; der Holzschnitt zu I, S. 59 muss die Unterschrift „Die Kirche Nossa Senhora da Gloria“ und der zu I, S. 62 „Der Morro do Castello“ erhalten.

Seite 42, Zeile 5 v. u., statt Lappa, l.: Lapa
» 45, » 12 v. u., st.: Lappa, l.: Lapa
» 92, » 8 v. u., st.: Riberão, l.: Ribeirão; ebenso auf Seite 179, 213, 244 u. a. m.
» 125, » 10 v. u., st.: e l.: de
» » » 6 v. u., st.: Dioynsius, l.: Dionysius
» 159, » 16 v. o., st.: Abacte, l.: Abaete
» 263, » 18 v. o., ist das Wort „geistig“ auszulassen
» 266, » 5 v. o., st.: des Riberão, l.: von Ribeirão
» 267, » 17 v. o., st.: 1817, l.: 1857

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tschudi, Johann Jakob <<von>>,

Reisen durch Südamerika

Bd.: Zweiter Band

Leipzig 1866

It.sing. 1081 rb-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468393-2